

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Geist im Sport

Giese, Fritz

München, 1925

INSTITUT FÜR LEIBESERZIEHUNG
DER UNIVERSITÄT INNSBRUCK

BIBLIOTHEK

Nr. **III**/87

GIESE / GEIST IM SPORT

FRITZ GIESE

GEIST IM SPORT

PROBLEME UND FORDERUNGEN

MIT 81 ABBILDUNGEN



DELPHIN-VERLAG / MÜNCHEN

UB INNSBRUCK



+C196616304

(712 029)

INHALTS- UND BILDERVERZEICHNIS

VORWORT	Seite	8
KÖRPERKULTUR UND SPORT		9
SPORT ALS LEBENSFORM		
Die ästhetische Lebensrichtung		26
Die heroische Lebensrichtung		42
Die kollektive Lebensrichtung		50
SPORT ALS KULTURELLE FEHLEISTUNG		
Die Maskierung der Urtriebe		71
Sport und Unkultur		83
Pseudosport		102
VOM GEISTIGEN IM SPORT		
Sport als Spiel		117
Sportgeist		140
Olympische Philosophie		152
DIE TEILBEDEUTUNG DER SPORTKULTUR		163
ABSCHLUSS		175
LITERATURVERZEICHNIS		177
NAMEN- UND SACHREGISTER		178

★

BILDER

Abb. 1	Lebende Antike	gegenüber	Seite	16
„ 2	Deutscher Akt	„	„	16
„ 3	Sportlicher Sprung	„	„	17
„ 4	Tanzsprung	„	„	17
„ 5	Gymnastische Ästhetik	„	„	20
„ 6	Gymnastische Ästhetik	„	„	20
„ 7	Gruppenschönheit	„	„	21
„ 8	Gruppenschönheit	„	„	21
„ 9	Muskelhypertrophie	„	„	28

Abb. 10	Idealer Männerkörper	gegenüber	Seite	28
„ 11	Unästhetische Meisterleistung . . .	„	„	29
„ 12	Gewichtsreißen ohne Verzerrung . .	„	„	29
„ 13	Männerakt in Bewegung	„	„	32
„ 14	Ästhetik beim Schwimmen	„	„	32
„ 15	Springergruppe	„	„	33
„ 16	Ballgruppe	„	„	33
„ 17	Schottische Sprungstilform	„	„	38
„ 18	Englische Sprungstilform	„	„	38
„ 19	Amerikanische Sprungstilform . . .	„	„	38
„ 20	Neuer Tennisstil	„	„	39
„ 21	Üblicher Tennisstil	„	„	39
„ 22	Grenzleistung	„	„	42
„ 23	Heroische Meisterleistung	„	„	42
„ 24	Meister und Menge	„	„	43
„ 25	Kehrseite der Herosverehrung . . .	„	„	43
„ 26	Massensport in Amerika	„	„	50
„ 27	Die Masse in Erwartung	„	„	50
„ 28	Die Menschenmasse als Schaubild . .	„	„	51
„ 29	Die Menschenmasse als Schaubild . .	„	„	51
„ 30	Sport im Urtrieb	„	„	62
„ 31	Machttrieb über die Kreatur	„	„	62
„ 32	Verbotener Boxschlag	„	„	63
„ 33	Jiu-Jitsu-Phase	„	„	63
„ 34	Johnson als Boxer	„	„	70
„ 35	Johnson als Wanderprediger	„	„	70
„ 36	Sportverniedlichung	„	„	71
„ 37	Sportelei	„	„	71
„ 38	Sensationslust	„	„	74
„ 39	Sport-Nonsens	„	„	74
„ 40	Pferdekampf	„	„	75
„ 41	Hunderennen	„	„	75
„ 42	Kindliche Sportfreude	„	„	80
„ 43	Naive Sportspielfreude	„	„	80
„ 44	Pushballgruppe	„	„	81
„ 45	Medizinballgymnastik	„	„	81
„ 46	Geländelauf	„	„	96
„ 47	Gruppenlauftraining	„	„	96
„ 48	Übung mit Baumstämmen	„	„	97
„ 49	Neuartige Stillaufübung	„	„	97
„ 50	Kohlrübenstellung	„	„	100
„ 51	Bogenspannergruppe	„	„	100

Abb. 52	Hochsprungtraining	gegenüber	Seite 101
„ 53	Hürdenlauf	„	101
„ 54	Paarübungen	„	108
„ 55	Kletterübungen	„	108
„ 56	Sport und Gymnastik	„	109
„ 57	Sport und Gymnastik	„	109
„ 58	Startkonzentration, I. Phase	„	118
„ 59	Startkonzentration, II. Phase	„	118
„ 60	Mißlungener Start	„	119
„ 61	Normaler Start	„	119
„ 62	Sechstagerennenbild	„	122
„ 63	Erschöpfte Rudermannschaft	„	122
„ 64	Sportkonzentration	„	123
„ 65	Konzentration beim Cricket	„	123
„ 66	Mut im Schwimmersprung	„	130
„ 67	Technik im Schwimmersprung	„	130
„ 68	Ästhetik im Schwimmersprung	„	130
„ 69	Gedränge beim Segeln	„	131
„ 70	Gedränge beim Rugby	„	131
„ 71	Temposport	„	142
„ 72	Temposport	„	142
„ 73	Reitersturz	„	143
„ 74	Vorbildliche Reiterhaltung	„	143
„ 75	Schneeschuhschuhlauf	„	148
„ 76	Alpiner Schneeschuhschuhlauf	„	149
„ 77	Bobfahrt	„	149
„ 78	Das Gesicht in Gymnastik	„	156
„ 79	Das Gesicht in Körperkultur	„	156
„ 80	Männliche Körpersprache	„	157
„ 81	Weibliche Körpersprache	„	157

★

QUELLENVERZEICHNIS ZU DEN BILDERN:

1. Ange Camilli, olympischer Sieger 1924. / 2, 5, 6, 7, 15, 42, 43, 79. Schule Glucker, Stuttgart. / 4. Ernst Matray. / 8, 16. Schule Surén. / 12. Sportrat Dörr, Meister im Diskuswurf. / 20. Weltmeisterin Lenglen. / 21. Meister Richards. / 22. Houben, Sieger über 100 m. / 23. Weltmeister Nurmi. / 24. Cyril Walker. / 25. Weltmeister Dempsey. / 34, 35. Weltmeister Johnson. / 53. Meister Köpke. / 58. 59. Deutsche Meisterin Haux. / 64. Meister Bark. / 71. Tennigkeit. / 81. Weltmeisterin Wittmann.

VORWORT

Die nachfolgenden Ausführungen nehmen Bezug auf Erfahrungen, die im Rahmen von Gesprächen mit Sportlern gewonnen wurden. Insbesondere gaben zwei Gastvorlesungen, die der Verfasser in der Deutschen Hochschule für Leibesübungen (Stadion, Berlin) hielt, Anlaß, die Zusammenhänge einmal geschlossener darzustellen, die damals ungemeines Interesse und vielfache Nachfragen gefunden hatten.

Die Hochflut der Sportliteratur zu vermehren, ist nicht das Ziel. Wohl aber die Absicht, einiges mitzuteilen, das im allgemeinen un- behandelt blieb — andererseits aber von vielen gesucht wird, ja vielleicht sogar den Kern der Sportfragen ausmacht. Wenigstens für die, welche ausübend ihre Persönlichkeit mit der Tat verschmelzen — und jene anderen, die manchmal nicht unbesorgt die Weiterentwicklung der Sportkultur von ferne betrachten.

Um Ausführungen des Textes zu erläutern, wurden einige Bilder beigegeben. Es versteht sich von selbst, daß diese von den landläufigen Sportaufnahmen abweichen müssen. Denn sie versuchen Illustration des Textes durch Einblicke in die innere Struktur des Sportlebens. Nicht das übliche repräsentativ gewählte Sportbild, sondern die Zufallsaufnahme war in diesem Sinne oft viel lehrreicher. Daß trotzdem nur wenig geistige Werte des Sports bildhaft vorgeführt werden können, folgt aus der Natur des Geistigen an sich.

KÖRPERKULTUR UND SPORT

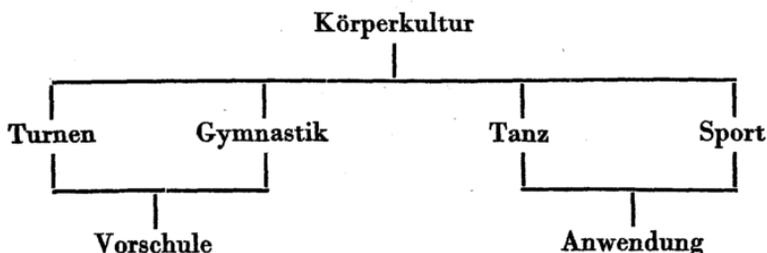
Gegenüber den mannigfachen Darstellungen der Körperkultur und den noch verbreiteteren Schriften zur Sporttechnik, ist das Wesentliche und Eigentliche des Sportlichen vielfach übersehen worden.

Ja, schon diese erste Frage, wie sich eigentlich innerlich der Begriff Sport zum Begriff Körperkultur verhalte, erweist Schwierigkeiten der Beantwortung.

Man wird nicht den einen, überholten Standpunkt einnehmen, der an sich in solchen Fällen allzuleicht kulissenbereit ist: die Tendenz, den Kampf, die ichgerichtete Behauptung. Auch der Sport ist in dieser Beziehung kein unbeeindrucktes Feld. Daß so wenig vom allgemein Sportlichen bekannt wird, folgert aus der ausgesprochenen Einseitigkeit der meisten Berufssportler und vieler Amateure. Dort ist Sport eben immer die Form, welche man selber pflegt und so ist dem einen selbstverständlich Sport nur Fußball, dem zweiten nur Tennis, dem dritten nur Skilauf usf. Diese Einseitigkeit führt nicht zum Ziele, wo es sich um ein allgemeines, objektives, letzten Endes über den Ichneigungen Stehendes handelt. Und auch das andere Wesen der Polemik ist unerfreulich: dort, wo die Fragen „Körperkultur“ oder „Sport“ lauten, wo etwa die „Turner“ gegen die „Sportler“ arbeiten und umgekehrt. Gerade in der Entwicklung der letzten Zeit wächst dieser Gegensatz künstlich genährt empor. Hie Turnen — hie Sport lautet das Losungswort. Aber man kommt niemals zur Erkenntnis der Wahrheit, falls man voreingenommen zu einem ganz bestimmten Ziele steuert; wenn nicht die Sache an sich, sondern die Person, wenn nicht das Allgemeine, sondern das Besondere des Falles im Vordergrund stehen. Die Möglichkeit der tendenziösen Fragestellung lehnen wir ab, auch etwa einer Tendenz, die sich für Sportler oder nur Nichtsportler, für Geistesarbeiter oder Körpermenschen, für die alte oder die neue Zeit entscheiden möchte. Wir suchen nur den Fortschritt an sich, wir schauen auf Zukunft und Wirklichkeit, auf die kommenden und die führenden Persönlichkeiten. — Man könnte daher die Fragestellung rein abstrakt-

logisch aufziehen und so nach dem Unterschied Körperkultur: Sport fragen ?

Unter dieser rein logischen Ansicht, würde man ein Schema voranstellen, das folgerichtig nur diesen Sinn haben dürfte:



An der logischen Richtigkeit des Schemas läßt sich kaum zweifeln. Diese Logik erschließt sich aus der sprachgegebenen Unterordnung der Begriffe zueinander. Körperkultur ist der Oberbegriff zu allen Einzelformen einer geregelten, nach Wertungsgrundsätzen bestimmten Pflege des Leibes und dadurch auch der Seele. Körperkultur setzt die mehr oder minder andauernde Form solcher Pflege voraus. Aber es gibt logisch hier zwei Möglichkeiten. Man kann die Richtungen, welche sozusagen Vorschule sind, die das Grundsätzliche kultivieren, von denen trennen, welche ein gewisses leiblichseelisches Können voraussetzen und damit in Anwendung arbeiten. So kommen wir auf das doppelte Paar Turnen-Gymnastik (als Unterbau) und Tanz wie Sport (als Anwendung) im Rahmen der Körperkultur. Turnen wäre dabei im großen und ganzen Arbeit mit Geräten und sonstigen äußerlichen, nicht durch den Körper selbst dargestellten Hilfen: Barren, Reck, Ringe, Bock, Sprungbrett usw. Gymnastik wäre geräteloses Arbeiten am Körper, der in seinen ihm eigenen Bedingungen ühend geschult wird. Turnen wie Gymnastik haben gemeinsam die Naturgemäßheit der Verfahren. Auch dort, wo Hilfsmitteln Raum gewährt wird, ist Ziel immer der Naturzustand des Körpers. Die Gesundheit als solche. Beide Formen pflegen des weiteren isolierte, anatomisch-physiologisch bestimmte Einzelheiten zu üben. So die Haltung, den Gang, den Schritt, den Sprung, die Rumpfbeuge. Die Totalität der Person zu finden ist weder Aufgabe bloßen Turnens noch unmittelbarer Gymnastik. Alle diese Dinge pflegen ferner stets meist stark subjektiv von Bedeutung zu sein. Oft genug handelt es sich zwar auch um sachgerichtete Praktiken —

so in den Schulen, den Kursen der Öffentlichkeit: aber letzten Endes ist das Körper-ich entscheidend. Auch dort, wo gewisse historische Tendenzen sich nicht verkennen lassen, die eigentlich erst das Turnen hier oder da rechtfertigen sollen.

Tanz und Sport sind stets artifizielle Gebilde. Turnen und Gymnastik richten sich nach der Natürlichkeit des Körpers — Tanz und Sport werden frei davon. Es gibt Tanzformen so künstlicher Art, daß wir biologisch nichts Natürliches mehr darin erblicken können. Tanz und Sport streben nach dem Objektiven, dem Werte ihrer Form. Die Einzelperson tritt vielfach zurück, jedenfalls in den Fällen, in denen es sich um Hochleistungen handelt. Tanz und Sport sind vielfach ausgesprochen auf „Gruppe“ eingestellt, mindestens bewußter als Turnen und Gymnastik. „5 Minuten täglicher Arbeit für die Gesundheit“ — das kann der einzelne im Zimmer tun, ob durch Turnen oder durch Gymnastik. Sport wie Tanz kennen zumeist ein Bezugssystem zu anderen Menschen; arbeiten fast immer, wenn auch nicht räumlich, so doch ideell in den Ausführungsgrundlagen mit mehreren Personen. Und oft genug führen sie zu unmittelbarer Gruppentätigkeit in ihren Darstellungsweisen. Tanz und Sport sind also artifiziell, objektivistisch und kollektivistisch gerichtet, wenn man wissenschaftliche Bezeichnungen suchen wollte.

Das wäre rein logisch gesehene Zuordnung der Begriffe.

Wir können aber die Begrifflichkeit noch durch gewisse weitere Wortdeutungen erleichtern.

Im Sport liegt viel stärker als in der Körperkultur das Spielerische der Erscheinung (wir behandeln das im näheren später). „Kultur“ hat den Begriff des Edelwertes an sich. Ist nie selbstverständlich. Ist Form aus Wille und Kunst. Sport ist etwas ganz anderes: ist Handlung, Befund und Tat. In Turnen und Gymnastik liegt der Begriff der persönlichen Gesundheit beschlossen. Der Sauberkeit, der biologisch zweckentsprechenden Lebensführung. Im Sport nichts davon. Es sind Sports denkbar, die ausgesprochen unsauber oder unhygienisch wirken. So reißt der Begriff Sport und Tanz ein anderes Feld an, als die Typen Gymnastik und Turnen bestrichen. Aber so einfach diese logischen Bedingungen sind, so verwickelt werden die Beziehungen, wenn wir an die entwicklungsgemäßen Erscheinungen kommen. — Überschaute man das Historische der Angelegenheit, so sehen wir, wie die Begriffe Körperkultur und Sport nicht mehr in logischer Zuordnung beharren, sondern praktisch eine andere Aus-

deutung erfahren; aus der natürlichen Entwicklung der Verhältnisse heraus.

Hellas soll nach Ansicht vieler wieder unter uns erstehen. Bezeichnungen wie „Stadion“ oder wie „olympische Spiele“ und „Läufe“ deuten das oft genug an. Ja die bescheidene Statuenkunst des Berliner Stadions bemüht sich unter norddeutschem Himmel eine Möglichkeit verklungener Antike wiederherzuzaubern. Vergessen wir jedoch nicht, daß eben dieses Hellas im wesentlichen rein gymnastischer eingestellt war, als der Sport heute es wünscht. Vergessen wir vor allem nicht die vornehme Selbstisolierung jener Provinzler, die alles Barbaren nannten, was außerhalb ihres Horizontes lag. Die Dinge, die dort vor sich gingen, werden wir immer nur als eine kleinstädtische Angelegenheit betrachten können: ja es wirkt nahezu paradox, daß heute das Hellas gesucht wird, das als „Griechenland“ unsere eigenen klassischen Zeiten schwerlich je berührte. Was haben die Ideen eines Winckelmann, eines Lessing, eines Goethe oder Herder, was hat die Romantik, die doch alle die Antike uns erst sehen lehrten, mit diesen Belangen zu schaffen! Was hat die Bedeutung Griechenlands im Altertum unmittelbar mit dem Sport zu tun! Wir werden, wenn wir gegenwärtigen Sport im Sinne einer olympiadschen Philosophie behandeln, noch im näheren die Unterschiede zwischen Hellas und uns entwickeln. Hier jedenfalls, wo einzig und allein vom Werden in der historischen Linie, nicht von dem gegenwärtigen Vergleich die Rede ist, von der Anwendung antiker Ideen auf uns, können wir schon sagen, daß die griechische Körperbildung im wesentlichen gymnastisch betonter Form war. Es fehlte das deutsch gerichtete Turnen am Gerät, es fehlte auch der neuzeitige individuelle Tanz, wie wir ihn erwarten, und es fehlten die Sportauswirkungen, die uns heute eigentlich erst den Sport darstellen können! Nichts davon, aber anderes hatte Hellas.

Denken wir ans Mittelalter. Ich will nicht von Asien reden, nur an unsere Bedingungen denken.

Mittelalter ist die Zeit des Christentums und damit der Leibfeindschaft. Das Christentum war nie eine in sich wehrhafte Religion, wie etwa die Lehre Mohammeds. Der Leib ist das Gefäß der Sünde und der Hort der bösen Lüste. Naturnotwendig konnte nur in der Kasteiung ursprünglich die echte Religiosität sich entfalten. Als dann die Zeiten der Heiligen und der Büsser der Epoche der Ritter wichen, blieb die Zurückhaltung gegenüber dem Leib in der Lehre befangen.

Die an sich harmlosen und geistig wirklich selten hochstehenden Ritter aber wurden durch die Idee der Kreuzzüge gefangen. So konnten sie ihre Neigungen mit dem Wunsche des Klerus einen; so konnten sie sich ausleben in einem Käfig, der religiös wohl gesetzt ward: aus der inneren Überlegenheit der Geistlichkeit, ihrer höheren Bildung und der erheblicheren Weltklugheit. Erst sehr viel später wurde der Adel in diesem Sinne mündig, wurde der Mann ebenbürtiger Konkurrent. Jene Ritter, unkundig des Lesens und Schreibens mit geringen Ausnahmen zogen lieber in die Ferne, auf kirchlich gerichtete Abenteuer hin. Daheim saß die gebildetere, vom Klerus erzogene Weiblichkeit. Verhältnismäßig gehorsam, klüger als die rauhen Helden, geschliffener, und durch Lektüre wohl geschult. Und mied den Leib in seiner Kultur unter dem Kanon ihrer geistigen Berater. Die Ritter draußen aber brauchten den Körper, nicht aus griechischer Freude am Nackten, die morgenländische Schönheit trieb, sondern weil sie an sich Leibexistenzen biederster, primitiver Art waren. Germanisch war von je der Alkoholkonsum, germanisch war der Dreschmuskel der Arme. Germanisch der Streit am Kartenspiel. Und so entwickelte sich in der Folge eine Berufserziehung vom Ritter zum Knappen, so entstand ein Ephebentum, das seine höhere und geistige Weihe niemals durch den Mann und seine Leibesübung, sondern durch die Minne und die gebildetere Frauenwelt empfing. Was dort an Leibespflge entstand, war Schulung auf Beruf und Schulung auf Ernstfall. Kam das Gehirn nicht mit, sollte doch wenigstens alles dem eigenen Willen sich Widersetzende mit dem Degen, mit Raub und Mord besiegt werden. Kein humaner Kodex ist im Mittelalter am Platze. Keine Humanität wie bei den Griechen. Keine Spur auch nur angenäherter Intelligenz. Nichts davon besaß diese Männerwelt, außer beim Klerus. Alles an Geist und Kultur lag in der kirchlichen Welt zwischen Frau und Priester beschlossen. Was entsteht, sehen wir an den schlichten, fast infantilen Kolporteuren des Minnesanges. Selbst die hervorragenden Köpfe der Literatur (und Literatur ist bekanntlich der elementarste Produktionsanfang eines Volkes) sind von recht bescheidener und einfacher Art! Sie berichten Heldentaten, sie singen pubertätshaft den Frühling an, und niemand kann bestreiten, daß ein Walther von der Vogelweide zwar nicht gerade jungnickelte in seinem Talent, daß er aber geistig nichts von jenem Schlift besaß, den alsbald die Humanisten ausbreiten sollten. Daß er, wie seine Kollegen vom Epos, wenig aufwies von der Klugheit, dem

weltmännisch weiten Blick und dem Format, das noch Karl der Große besessen hatte. Es waren alles gut begabte Leute, vielfach nette Jungen, würden wir sagen, aber keine Persönlichkeiten. Im Mittelalter ist alles Leibliche gerichtet auf Berufsanwendung, ist praktisch ausgewerteter Sport: jenseits von Gymnastik oder Turnen. Ist Berufssport, der entscheidet darüber, ob jemand Erfolg hat oder nicht. Ist natürlich ein Sportbetrieb, der in sehr vielem, eben wegen der Lebensnähe und des praktischen Ernstes der Fälle, von unseren Gepflogenheiten abweichen muß. Aber das ist jedenfalls sein Sinn.

In der historischen Entwicklung folgt drittens die Epoche des Imperialismus. Das Zeitalter Ludwig des XIV. und Friedrichs des Großen hat eine ausgesprochen militaristische Note! Aber wir finden deshalb keine neuartigen Neigungen zu Sport oder Körperkultur. Dieses Zeitalter der galanten Kultur ist zugleich die Epoche ausgesprochener Unhygiene. Der elegante Kavalier treibt ritterliche Künste aller Art. Er versinnbildlicht in dieser oder jener „Kunst“ sein stark femininisiertes Mannestum. Von Sport nichts, von Gymnastik oder Turnen nichts: Nur der Tanz kommt neben der Musik zur Blüte. Der Mann von Geist, der galant homme, wird das Idol, aber er benötigt neben zierlicher Spielerei keinen lebensernsten Körperwert. Im Gegenteil! Eben dies Zeitalter ist ausgesprochen schmutzig und steht jenseits alles dessen, was wir heute Hygiene nennen. Beliebt ist die Erörterung des Purgativs. Auch in Literatur und Kunst wird zu den Vorzügen eines echten Schäferstündchens gerechnet, daß der Kavalier heimlich vom Nebenzimmer oder durch versteckte Fenster zuschauen darf, wie die Zofe der Gnädigen das Klystier verabfolgt. Die Klystierspritze ist eins der beliebtesten galanten Symbole der Zeit! Nicht wegen der Hygiene, sondern wegen der Szenerie ihrer Anwendung! Eine Zeit, die Puder und Schminke, spanische Fliegen und tausenderlei anderer Schönheitsmittel, nur kein Wasser benutzt. Eine Zeit, von der wir wissen, daß sie die Perücke und den Haarturmbau kultivierte, um insgeheim von Kopfläusen geplagt zu werden. Eine Spanne voll äußerster Eleganz über verseuchten Körpern galanter Laster. Das ist, wenn wir es von unserer Fragestellung aus betrachten, Rokoko. Aber der Sinn dieser Zeit oder auch unserer klassischen und romantischen Geschichte liegt eben ausdrücklich nicht auf dem Gebiete des Körpers. War der Körper im Mittelalter der sündige Madensack, dafür bestimmt, ins Fegefeuer einzugehen, wenn jemand seinen Lüsten folgte, ist hier der Körper das Feld des

Amusements, der kultivierten Erotik. Und im übrigen lästigere Zutat für den Mann von Geist. Was besagt uns Schillers oder Goethes Körper? Wie belanglos ist Hygiene als Faktor in Weimar! Man besuche die Häuser, ihre Treppen, ihre Winkel, ihre Schlafzimmer oder Waschräume. Und wer will noch heute in jenen Städtchen und Dörfern Süddeutschlands, dort etwa zwischen Bodensee, Donau und Main Hygiene erwarten, wenn er Romantik sucht? Auch heute zählen Schutthaufen und vermooste Winkel, das Mühlrad und der Geruch ungelüfteter Räume, die Bank unter dem Weinlaub und Unterhosen auf der Leine über der Straße: zu jener Romantik, die man in Italien oder im Süden Deutschlands finden wird.

Wenn die bissige Bemerkung erlaubt sei, kann man sagen, daß das WC der Engländer die Romantik fortgespült hat. Denn tatsächlich ist nicht zu verkennen, daß erst der nordische Mensch und der Mann der Praxis und das Volk der Kolonien eine ungeheure Anregung auf dem Gebiete gegeben haben, das wir persönliche Hygiene, Körperpflege heißen. Englische Seifen, englische Badewannen (aus Gummi, zusammenlegbar wie die Morgensternsche Kirche . . .): das sind Witzblattvorbilder von äußerst ernstem Hintergrunde. Die deutsche Natur, besser die preußische Art hat sehr bald diese Gesichtspunkte übernommen. Was ursprünglich Geschäft, Wirkung der Propaganda und Reklame in Zeitschriften, wurde nun zugleich Wahrheit. Was nicht Werbkunde blieb, bildete sich um zum Gebilde des feinen Tons, zur Symbolik des weltgereisten Gentlemantums. Wie es vornehm ward, englisch zu sprechen, wurde es vornehm, englische Hygiene zu betreiben. So sickerte unaufhaltsam der Segen der Hygiene herunter auch ins Volk. In Skandinavien ganz früh, dann auch bei uns. Aber Ursprungsland blieb der Mittelpunkt des irdischen Kolonialreichs, blieb England. Aus sehr zuverlässiger Quelle ist mir bekannt, daß der alte Kaiser Wilhelm I. noch in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts in seinem Berliner Schloß keine Badewanne besaß. Wenn er baden wollte, mußte die Badewanne des Berliner Hôtel de Rome geholt werden. Und die Wanne wanderte hinterher umständlich, unter Nutznießung durch Herrn Perponcher, wieder in das Hôtel zurück. Das ist jetzt rund 40 Jahre her! Und was bedeuten diese vier Jahrzehnte in der Entwicklung der menschlichen Geschichte. Die Sache spielte gestern . . .

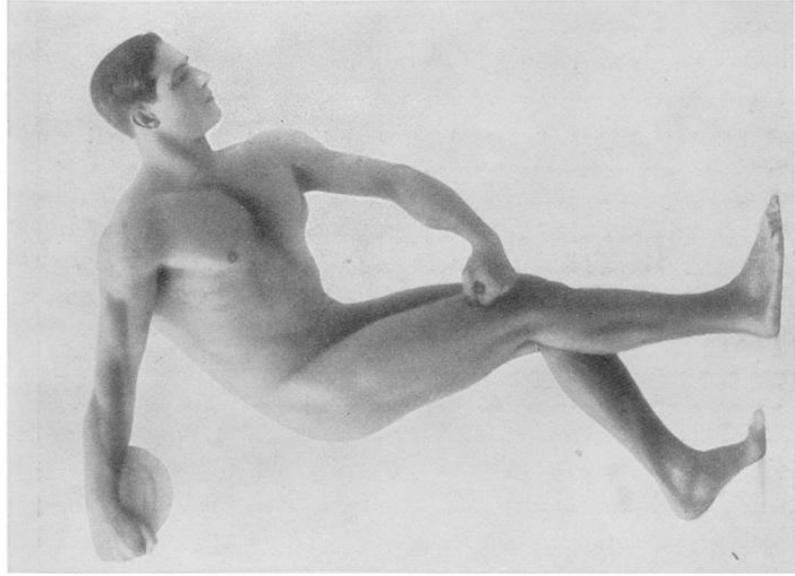
So müssen wir ebenso als gänzlich neu jener anderen Einflüsse gedenken, die neben der Entdeckung der persönlichen Hygiene dazu

führten, die Grundbegriffe Körperkultur und Sport nicht mehr unterzuordnen, als gegensätzlich zu koordinieren. Denn im Widerspruch zur reinen Logik entwickelte sich der praktische Gebrauch.

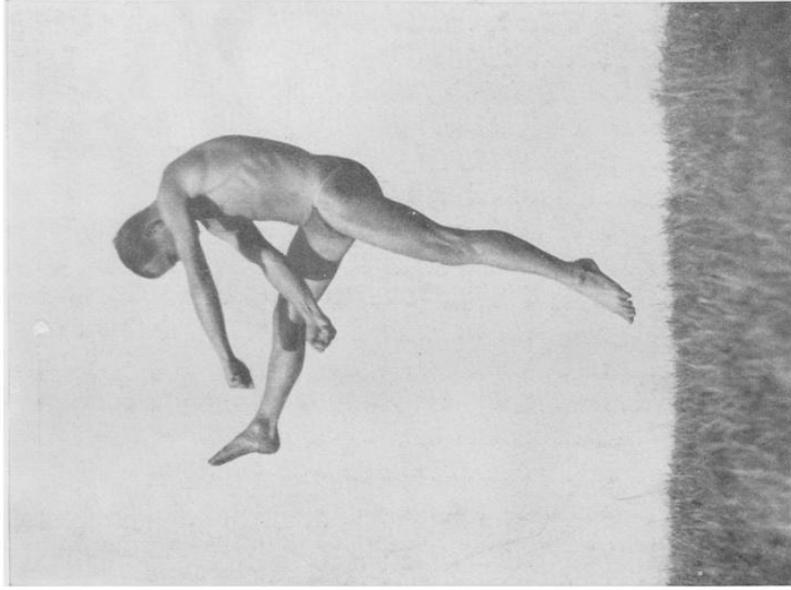
Die Körperkultur wird Sonderteilgebiet aus verschiedenen Werten und schließt sich zu folgenden Formen zusammen:

Erstlich erleben wir die Entdeckung der Frau. Nicht im klassischen Sinne. Am allerwenigsten im attischen Gepräge. Sondern vorerst unter den beiden Fragestellungen: Wahlrecht und Studium. Die Hochwelle der Bewegung setzte ein in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, damals, als noch Berliner Professoren in ihrer bekannten Umfrage feststellten, daß die Frau für das Studium nicht zugelassen werden könne. (Etwa schon aus sittlichen Gründen in der Anatomie usf.) Damals, als die ersten deutschen Vorkämpferinnen des Frauenrechts nach der Schweiz wandern mußten, um abwegig zu promovieren; damals in den Zeiten der Helene Lange und Anita Augspurg kam tatsächlich etwas unerhört Neues zustande. Eine Frauenbewegung, von der wir sagen können, daß sie nach 1918 ihr versöhnendes und zugleich ihr ästhetischeres Ende gefunden hat. Daß dies Ende so versöhnlich und anmutiger in der Form der Vertreterinnen ward, machte die gleichzeitige Wirtschaftsentwicklung aus. — Die Frau kam ferner in die Berufe, sie wurde mehr oder minder selbstverständlich aufgenommenen Mitarbeiter. Es entstanden Berufsformen, in denen sie schier unentbehrlich und dem Manne überlegen schien: die Post, das Bureau und die Sozialfürsorge sind unter anderem ohne Frau undenkbar. — Aus Beruf und staatsbürgerlicher Gleichberechtigung entstand das Gebilde der modernen Frau, mit neuen Bildungsmitteln und neuen Arbeitswegen! Und diese neue Frau, nicht nur Hausfrau, nicht nur Mutter, ordnete sich neben den Mann ein. Sie bedurfte auch einer körperlichen Ausbildung und Vervollkommnung, sie suchte ein Gegengewicht gegen die offizielle Dienstarbeit und so gelangte sie zu Methoden, den Körper ihrem Sinne gemäß zu schulen und zu erhalten. An die Entdeckung der Frau schloß sich zweitens die Entdeckung des weiblichen Körpers.

Zu nennen sind dabei in historischem Ablauf drei Faktoren. Erstlich die Kulturbewegung, die die Zeitschrift „Schönheit“ und ihr Anhängerkreis ausbaute. Das geschah um die Jahrhundertwende und kulminierte in jenen bekannten, behördlich beanstandeten, Schönheitsabenden der Olga Desmond. Der nackte Mensch wurde propagiert — interessanterweise gerade vom Manne. Und wenn man das

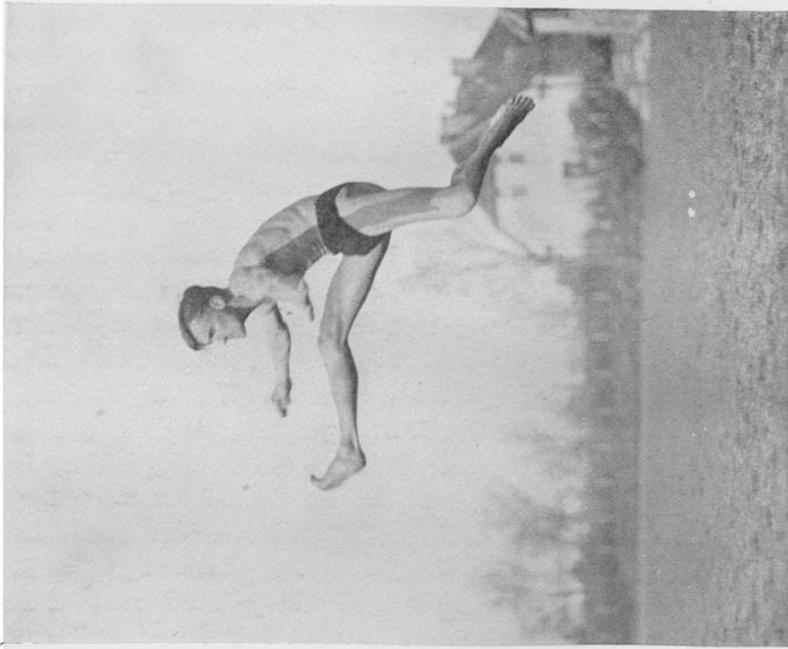


1. Lebende Antike

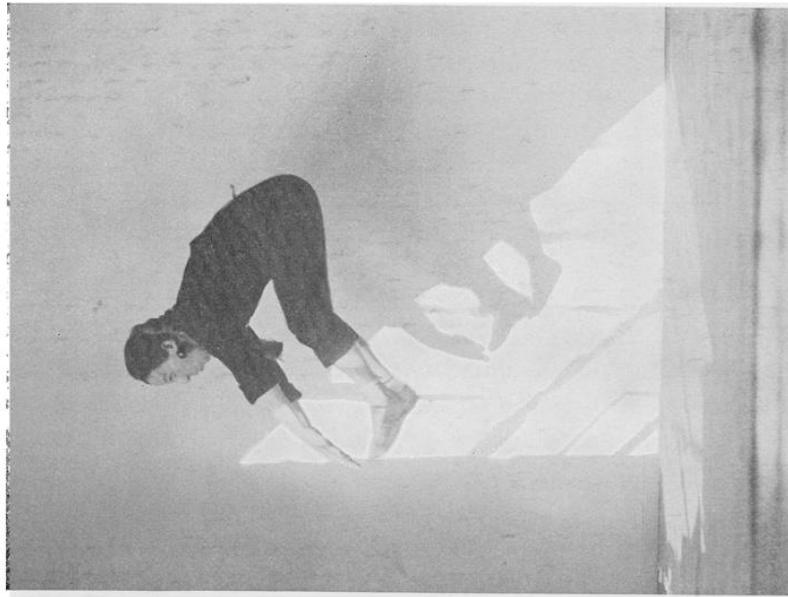


W. Balluff

2. Deutscher Akt



3. Sportlicher Sprung



Stiftel, München

4. Tanzsprung

Archiv der Schönheit und ihre alten Jahrgänge kennt, wird man zugeben müssen, daß der nackte Mensch überwiegend eine Frau war. Daß Männer die Bewegung machten, um Frauenkörper zu finden. Erst später paßten sich die Frauen der Idee an; ich habe aber noch nie gehört, daß sie deshalb zu einer Nacktforderung gegenüber den Männern gelangt wären! Typisch maskulin war dieser Ruf nach idealer Körperschöne und damals tauchten die ersten Rufe nach Hellas auf. Ein ganz neuer Boden war besät worden. Das nackte Hellas und die Schönheit der Statuen der Antike! Das ward Mission für die Massen. Hatte Winkelmann um der Künstler oder der Kunst willen die Antike studiert und hatte seine Nachfolge damals der eigenen persönlichen ästhetisierenden Ausbildung wegen sich mit dem Nackten der Vergangenheit beschäftigt, wurde diese Neuantike um 1910 herum Bedarfszweck der Lebenden. Man wollte fleischgewordene und blutwarme hellenische Form in modernem Geist. Hier entstand Körperkultur im Sinne der Nacktbewegung; der ausschließlichen Nacktproduktion, ohne daß irgendwelche turnerischen, gymnastischen oder sportlichen Verbindungen damit geschlagen worden wären! Nacktsein hieß schon Körperkultur treiben. Und wir sehen heute bei den „Sonnenbrüdern“ ähnliche Infantilismen auftauchen, die als Sondererscheinungen des Sports nicht unbeachtlich, da zweifellos teilweise pathologisch einzuschätzen sind.

Alsdann kam hinzu Jugendstil, künstlerische Sezession und all das, was sich um die literarischen Probleme der Halbe, um Wolzogen, das Brett¹, um die Brüder Hart, um Bruno Wille und den Friedrichshagener Kreis drehte. Ein Zeitschriftenstil, eben der Jugendstil, bricht sich Bahn. Neue Menschen, die als Gestalt und als Denktyp nicht mehr in die Kitschkultur der achtziger Jahre passen; nicht in die hohle Bombastik holzgedrehter Verschnörkelungen und mittelständischer Muschelmöbel, welche Folge eines leichten Sieges gewesen waren. Diese Frauen weichen ab vom Typ des Gretchens und der biedereren Hausfrau mit Puffärmeln und Tournure. Ihre Figur wurde schlank, ihre Gewänder verrannten sich in Neuerungen: das Reformkostüm und anderes stammen aus jener Abfolge.

Dazu trat wieder einmal der Mann: er kämpfte gegen das Korsett. Das Reformkostüm und das Korsett wurden Antipoden. Gebärtüchtigkeit der Frau sagten die einen, Schönheit des unverbildeten Körpers die anderen. Nutznießer des Frauenkörpers wollten beide sein. Wenn wir heute die verständigen Darstellungen lesen, die da-

mals Schultze-Naumburg über die neue Frauenkleidung gab oder beachten, wie tatsächlich das „Los von der Mode!“ eine steigende Individualisierung der Frau erstrebte: so kommen wir noch tiefer hinein in jenes Bereich, das Körperkultur genannt wurde, und das nichts vom Sport wußte. Viel schenkte damals Amerika dem alten Kontinent. Ohne freilich zu ahnen, was Europa später daraus machen würde und ohne auch eigenes Organ für diese weiteren Möglichkeiten zu besitzen. Das Körperkultursystem der Frau auf gymnastischer Grundlage entwickelte B. Mensendieck und zehn Jahre später lehrte sie in Deutschland. Die Schönheit und Anmut der freien Frau fand Amerika in seiner Kallisthenie. Delsarte, Stebbins und andere wurden Vorbild. Und nun bildete Isadora Duncan die Krone. Was drüben schwieriger sich vollzog, nahm Europa gierig auf. Den neuen Tanz! Die Isadora tanzte, ganz entsprechend der männlichen „Schönheits“bewegung und doch empörend, mit nackten Füßen. Und sie tanzte anders, als es die gesellschaftlichen Tänze vorschrieben. Dann kam Dalcroze und entwickelte aus bloßer amerikanischer Kallisthenie ein neues geniales System rhythmischer Körperschulung und musikalischer Bildung: Es entstand damals das, was sich zwanzig Jahre später als körperkulturell bedingter Einzeltanz unter seinen Jüngern entwickelte. Mary Wigman hängt mit Dalcrozés Schule zusammen und Laban fügte später die Gruppenidee, die Choreographie hinzu.

Daneben erschienen noch Einflüsse ganz anderer Art. Der Wandervogel, die ursprüngliche Protestbewegung der Jugend gegen die Großstadt, konnte zwar weder Industrie noch Wirtschaft noch Stadt beeinflussen, sondern nur davonlaufen, wie es kleinen Kindern geziemt. Er zersplitterte später in allerhand Gruppen, unter dem Einfluß und der Eifersucht der Führer. Eins aber hat er uns geschenkt, das ist die Wiederentdeckung des Reigen und des Reigentanzes. Ebenfalls ein Neues, das sich auf Seiten der Körperkultur zu einem feinen Verständnis für ungezwungenes, einfaches Menschentum herausbildete. Völlig fremd der soldatischen Turnerei eines Jahn oder der Maschinenkultur des Kasernenhofs. Völlig unbefangen gegenüber den klassisch-romantischen Vorbildern oder den epigonären Bildungsnachahmungen der alten Generation im sogenannten „Gesellschaftstanz“. Nicht der Reigen selbst, wohl aber seine Grundbedingung interessiert uns. Kein Reigen ohne natürlichen Körper und ohne Freiheit von überholten Traditionen. Das alles ergab „Körperkultur“

und manche der heutigen Schulen arbeiten ganz bewußt noch jetzt mit diesem Grundsatz der Wandervogelleute.

Dies Gesamtgebiet nennt sich Körperkultur. Es strebt anderswohin als das Gegenstück: der Sport. Den Tanz reiht man heute unter die Körperkultur ein. Dagegen bleibt noch sehr fraglich, ob das historisch ältere Turnen in der Körperkultur Platz findet. Die Gymnastik wohl. Das Turnen aber hat Traditionswert und ist ausgesprochen fossil gewordene Erbschaft aus „Deutschlands besseren Tagen“. Außerordentlich fesselnd zu beobachten ist der Kampf zwischen deutschem und schwedischem Turnen. Die Schweden kamen mit ihrer Gymnastik siegreich voran. Sie wurden populär in breitesten Kreisen um dieselbe Zeit durch Leute wie I. P. Müller und sein System. Die Schule wertete nachahmend die Gedanken aus. Sie wandelte manche deutsche Turnstunde in schwedisch gerichtete Übungen um. Als aber gar die Komponenten der Körperkultur, die sich rhythmische Gymnastik nannten, mehr und mehr in den Vordergrund rückten, kurz alles, was von Dalcroze ausgehend schließlich zum Einzeltanz strebte und die Idee des Rhythmischen mit aufnahm in ein System der Körperschulung, da entwickelten sich die unentwegten Turnanhänger zu unbewußten Komikern. Sie gebaren einen Bastard, als sie am Barren oder auf dem Pferd rhythmische Hampelübungen ersannen, um so Mannhaftigkeit und Grazie, Teuschtümelei und Kosmopolitismus, schließlich irdische „Belange“ und kosmischen Rhythmus zu vermählen. In die Kabarettnummern menschlicher Einfaltspinselien gehören auch diese Bemühungen. — Daß man die Unterschiede nicht gewahrte, war unverständlich. Aber man sah eben nicht das Wesentliche, weil man verblendet am Historischen klebte. Weil man eigentlich überhaupt nicht an die Grundlagen der Körperkulturbewegung, die alles andere, als sagen wir, staatsbürgerlich waren, dachte.

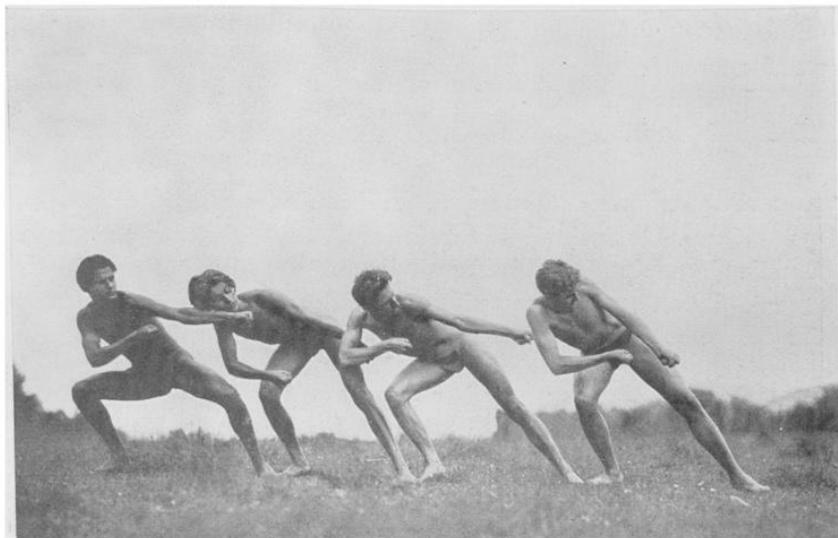
Abgerechnet diese Irrwege verbleibt als Körperkultur jenes breite Feld, das wir aus der geschichtlichen Entwicklung soeben skizzieren wollten.

Auf ganz anderem Boden finden wir aber den Sport.

Der Sport kommt aus dem Land der Hygiene. Kommt aus England. Und seine Herkunft (Mitte bis Ende des 19. Jahrhunderts), hat überhaupt nichts mit all dem zu schaffen, was wir bisher besprachen. Ganz und gar andere Mentalitäten stehen an seiner Wiege. Erstlich die Industrie. Denn die Industrie wird im englischen Menschen,

wenn auch noch nicht quantitatives, so doch qualitatives Erlebnis. England ersetzt die Manufakturen Friedrichs des Großen. England wird das Land der Textilwerke, der Eisenbahn und der Dampfkultur. Schon im vorigen Jahrhundert. Das bedeutet aber die bald klar werdende Aufgabe, einen Gegenpol gegen die Berufsarbeit, die eben Industrie ist, zu finden. Einen Kompensationswert für das Ich. Und dies wird der Sport. Er wird Lebensform für den modernen Menschen. Für den Menschen der industrialisierten Welt. Wie ganz anders frühere Zeiten dachten, kann man noch in Sprangers Buch „Lebensformen“ sehen. Dort taucht schüchtern der Sport in der Urfassung auf; dann nicht mehr. Er ist eben nicht Lebensform für eine Welt des Denkens, die heute nachahmt, was andere vor dreißig bis hundert Jahren besser haben geben können. Dem klassisch-humanistischen Menschen kann der Sport niemals Lebensform, sondern vielleicht Verirrung oder sonst etwas Inferiores sein. Es fragt sich aber, ob unsere Zeit sich den Luxus epigonären Denkens länger gestatten darf? In unserem Zusammenhang ist jedenfalls festzustellen, daß England mit der industriellen Arbeit zweifellos den Sport als Gegengewicht für das Business-Ich entdeckt und populär gemacht hat.

Eben dieses England entwickelte aber auch den Sport aus anderen Gründen. England besitzt Kolonien. Es mußte daher gerade für seine weitverzweigten Mitglieder auf neuartige Sportwerte kommen und außerdem Wege finden, die sozusagen international möglich sind. So entstand in den Kolonien Polo als Sport. So kam es zu Kanonformen des Fußballs oder des Tennis; für alle Welt jeden Orts und jeder Zeit. Langsam, aber prinzipiell unabänderlich. Interessanter ist, daß sich in England gewisse soziologisch bedingte Sportarten ausbildeten, ohne daß es aber zur grundsätzlichen Form des Ständesports kam. Wimbledon wird immer der Tennisplatz der Leute von Welt sein. Fußball war immer der billigere Sport. Aber schon Rudern und auch Golf sind beliebig gelagert und der englische Sport erinnert an den englischen Sonntag im Hydepark, der Serpentine. Wo eben jedermann neben jedermann rudert oder die Modellschiffchen schwimmen läßt. Außerdem verschweißte der Engländer den Sport mit common sense. Nicht Militarismus, nicht Staatsbürgertum war der Zweck. Der gesunde Menschenverstand sagte sich vielmehr, daß es gut und nützlich ist, die Maschine Mensch zu schmieren und ihre Funktionen in Ordnung zu halten. Daß es auch nützliche Zonen friedlichen Wettbewerbs und eines gewissen nationalen oder internatio-



W. Balluff

5. Gymnastische Ästhetik: dynamische Phase



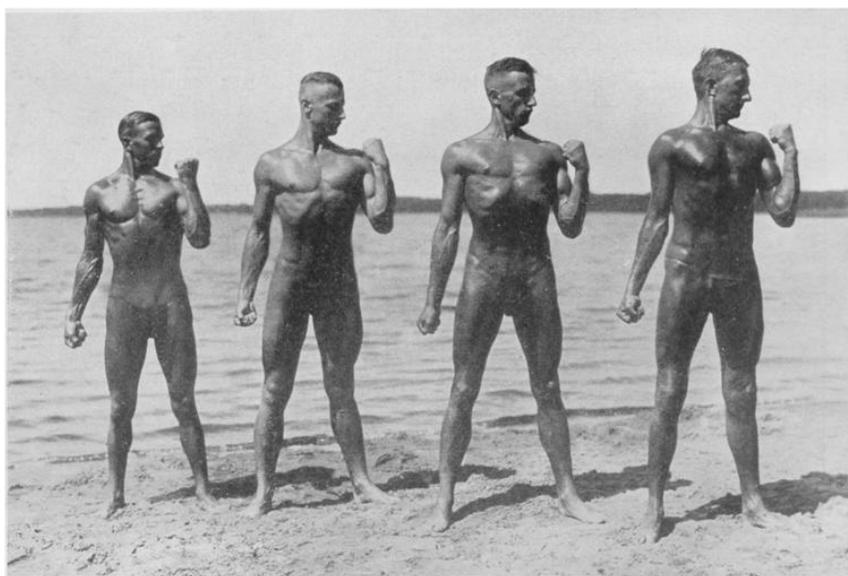
W. Balluff

6. Gymnastische Ästhetik: dynamische Phase



H. Glucker

7. Gruppenschönheit



Riebicke

8. Gruppenschönheit

nenalen Prestiges geben könne im Sport. Und so, die Pfeife im Mundwinkel, den Golfball als ernsthafte Angelegenheit betrachtend, der man seine vollste Aufmerksamkeit schenken muß, schaltet er vom Geschäft auf den Sport um. Hinter sich lassend die Welt des Ernstes, ehrbar spielend wie ein Kind, das Ferien vom Ich zu schätzen weiß. Das jedoch (je nach Funkspruchorder) sich umstellen kann, um an der Drehbank, am Börsentelegraph oder im Parlament den Ernst des Lebens bei Bedarf zu vertreten. Das ist common sense. Der Sport ist die Ladestation, an der sich der seelische Akkumulator mit nützlicher Lebensenergie beschickt. Und so wird alles Sportliche auch allgemeines Gut und fern der Schichtung von Stand und Würde! Ob Lloyd George Golf spielt oder die Universitäten Regatta abhalten oder ein Arbeiter Boxer wird! Es ist allgemeine Sache; der Sport ist menschlich neutral wie die Kirche.

Amerika bringt dann neue Noten herein. Es ist in manchem sehr frühreif und universal. Wir sagten, daß unsere weibliche Körperkulturbewegung durch Amerika befruchtet, wenn auch nicht gestaltet ward. Amerika wirft zwei Gedanken in den Sport: 1. die Idee des guten Durchschnitts, 2. den Begriff der Quantität der Dimensionen.

Der gute Durchschnitt der Mittelleistung oder anders ausgedrückt, die vortrefflichen Durchschnittsbedingungen seiner Bevölkerung, sind das Geheimnis des amerikanischen Erfolges. In meinem Essay über die „Girls“ und ihre kulturellen Hintergründe habe ich auf diese Zusammenhänge verwiesen. Amerika ist bestrebt, in den breiten Schichten eugenisch zu wirken und gerade die Massen zu treffen. Es ist das Land uniformierter Geister, ohne starke Individualität, ohne Hochgipfel menschlichen Vermögens. Aber von ausgezeichneter Standardgüte des Mittelmenschen. Das verbindet sich dort mit der Sportkultur und das unterscheidet es auch schon äußerlich von griechischen Vorbildern.

Das zweite ist der Kult der Zahl. Der Ehrgeiz nach Rekorden, nach numerischem Höherhinauf! Eine Tendenz, die der Amerikaner so stark aus seinem technischen Denken empfindet und folgerichtig auch auf die Technik des Sports überträgt. Die Dimensionen streben in den Himmel, wie die Neuyorker Geschäftshäuser. Wie ganz anders stellen sich also Sport und Körperkultur dar, wenn wir die abkünftigen, nicht die logischen Beziehungen meinen.

Es folgen hieraus gewisse gegensätzliche Wirkungen für die Wege und die Zweckgestaltungsziele beider Richtungen, die wir einleitend ganz kurz andeuten können.

Die Wege der Körperkultur sind prinzipiell immer diese:

Betont wird entweder das Statische. Dann ist Anatomie und Physiologie das Hauptsächliche, dann reden wir vom funktionellen Frauenturnen oder einer körperentsprechenden Gymnastik. Zweitens kann gegenüber dem Statischen das Dynamische sich betonen. Dann finden wir den Sprung, den Lauf, das Wirbeln oder sonst eine Kultur der Motorik, die in vollem Gegensatz zur bloßen Statik steht. Hier ist selten das Geräteturnen noch möglich. Hier schließen sich Systeme wie das Labans und Bodes zum Teil an. Drittens kann das Evolutionistische betont werden. Dann soll die natürliche Entwicklung unterstützt sein, sollen Fehlformen der Natur korrigiert werden. Wir kommen zur Orthopädie und zu all den Gymnastikformen, die auf die Entwicklungskurve des Menschen besonders Rücksicht nehmen: die Gymnastik der Kinder, der Säuglinge, der Jugendlichen, der Graviden oder der alternden Menschen. Endlich kann viertens Bios Mittelpunkt sein. Dann ist Körperkultur eine Kultur des rhythmischen Grundsatzes. So bei Dalcroze und Bode, so bei fast allen Tanzschulen, so überall, wo Erleben des Rhythmus Ziel blieb. Oder Bios ist noch viel allgemein-verschwommener geahnt. Dann spricht die Körperkulturbewegung von Licht und Sonne und gelangen wir zur neuzeitigen Nachfolge der alten Schönheitsbewegung; etwa den männlicheren Sonnenbrüdern der Schule Suréns. Immer soll Bios hier mit der Resonanz des Seelischen vereint sein. Was im wesentlichen dazu zu bemerken ist, habe ich früher in dem Buche „Körperseele“ darzustellen versucht.

Auch die Ziele und Aufgaben der Körperkultur sind so modifiziert.

Erstens können wir meinen, daß Körperkultur immer nur Durchgangsstadium ist, um eine persönliche Entwicklung beliebiger Richtung zu vollziehen und zu unterstützen. Körperkultur ist also vorübergehende Betätigung, die mehr oder minder später abbaut.

Zweitens ist zu vermerken, daß ihr innerer Sinn nach Harmonie oder jedenfalls dem Ausgleich zwischen Seele und Leib strebt. Sie bleibt daher ausgesprochen ichhaft bedingt. Das Ich will diese Harmonie erleben und so treibt es Körperkultur.

Drittens wäre zu sagen, daß meist aus denselben Motiven die gefühlsmäßigen Werte in der Körperkultur überwiegen. Im allgemeinen ist Körperkultur emotionalisiert. (Vom Tanz kann man dies nicht immer mutmaßen.) Diese gefühlshafte Durchtränkung des Gebietes ist wichtig, denn dadurch sondert es sich ab von der Sportsidee.

Endlich aber ist viertens Ziel und Aufgabe der Körperkultur, Vorschule und Kommendes darzustellen. Sie ist notwendiger Unterbau für den künstlerischen Einzel- oder Gruppentanz, den wir freilich nur als produktiven Wert von der eigentlichen Körperkultur abgliedern würden. Sie ist aber außerdem Unterbau und Vorschule auch für alles Sportliche. Sport ohne Körperkultur als Vorgang ist undenkbar. Körperkultur ist der Beginn: kann natürlich auch das Ende sein. Sport bedingt Vorbau und Basis. Diese kann gelegentlich fehlen. Wird bisweilen auch vergessen über einseitiger Trainingskultur und Spezialisierung im Sport. Ist aber entwicklungsgemäß immer vorhanden.

Und der Sport?

Die Wege zum Sportmotiv als Vorwurf sind diese im Grundsätzlichen: der Mensch. Als das erste Fundament der Körper schlechthin, als geschlossene und in sich unveränderte Wesenheit. So etwa entsteht das Boxen oder der Ringkampf.

Zweites Fundament kann die Natur sein. Das bedeutet, daß der Sport sich an Natursachverhalte schließt und auf ihnen gründet. Damit tut er bereits etwas ganz und gar anderes, als die Körperkultur es jemals verrichten würde. Denn sie haftet mehr oder minder fest an der Grundlage ihres Daseins; das ist der Leib. Hier im Anschluß an die Natur entwickeln sich Sportformen wie das Rudern oder das Skifahren.

Drittens kommt vor, daß vorhandene Zweckformen des Lebens ausgebaut und zum Sport entwickelt, ja gesteigert werden. Nichts davon kennt die Körperkultur, die, wenn sie entlehnt, nur aus den Kunstgebilden Anleihen nimmt, so etwa der Bühne, dem religiösen Kultspiel usf. Zweckformen sind beispielsweise alle Elemente des Verkehrs. So kommen wir zum Auto- oder Flugsport, zum Fahrrad oder der Angel.

Endlich werden eigens für den Sport spielerische Hilfsmittel erschonnen. Das erinnert an das Turnen und deutet ursprüngliche aber nicht zielhafte Verwandtheit an. Das Turnen bleibt ja immer im Körper oder zielt zu irgendwelchen nebengeordneten Zwecken: dem trefflichen Soldaten, der staatsbürgerlichen Gesinnung oder der guten Mutter. Der Sport will weder dies noch das, sondern benutzt die Hilfsmittel, um den Sport als Idee (s. u.) zu übersteigern. So entsteht das Spielmodell (z. B. Diskus, Ball, Florett), hier und dort irgendwelchen Urvorbildern ohne Gegenwartsbedeutung entlehnt; manchmal

auch eigens erfunden (so beim Criquet, Golf und vielen anderen Sportarten, wie dem Tennis). Diese vier wesentlichen Wege zum Sportmotiv umschreiben bis heute die prinzipiellen Möglichkeiten der sportlichen Gestaltung. Wir müssen, ohne dem Text vorzugreifen, andererseits in Gegensatz zur Körperkultur betonen, inwieweit er zielgemäß mit jener nicht verwechselt werden soll.

Er besitzt subjektive Endziele, die bereits die Diskrepanz zeigen. Er ist (negativ ausgedrückt) kein Zwischenspiel im Leben, keine Phase, sondern Dauerwert für alle Stufen und alle Altersschichten. Er ist subjektiv ferner nicht das Feld vollbetonter Lebensfülle; nicht, oder nur ganz selten, das Totalstück des erlebenden Menschen. Wie so oft beim künstlerischen Tanzen der Dilettanten! Er ist Kompensation zum Arbeits-Ich, also zum erwachsenen, wirtschaftlich und beruflich angespannten Individuum. Außer beim Berufssportler! Und da wieder bedeutet der Sport abermals etwas ganz anderes, als die freie Kunst der Körperkulturfreunde oder die keinen Gesetzen, Regeln und Vergleichen meßbarer Art unterstehenden Produktionen der Tanzkünstlerin. Sport zeigt hier ein wesentlich anderes Gesicht! — Weiterhin ist subjektiv zu sagen, daß die Betonung des Gradmessers und der Leistungsvergleiche viel stärker den Sport charakterisiert, als jedwede, auch eingehend kontrollierte Gymnastik oder rhythmische Körperschulung, die stets viel verschwommener und ichhaft begrenzter sich einstellt. Endlich ist noch die andere kollektive Zuordnung des Einzelmenschen zu erwähnen. Die Körperkultur kennt auch Kollektionserlebnis. Das gleichzeitige Arbeiten mit anderen. Was aber dort Einfühlung oder gestaltliches Ergänzen wird, ist hier Kampf, Summation oder mindestens Vergleich der Leistung! Auch bei Abwesenheit der anderen! Die innere Struktur des Gruppen-erlebnisses ist hier und dort jedenfalls grundverschieden.

Ebenso aber sehen wir auch verschiedene objektive Ziele.

Die Amerikaner deuteten an das große Prinzip des Hebens des allgemeinen Niveaus. Das ist anderes und mehr als die bloße gesundheitliche Ausbildung eines innerlich geschlossenen Standards: das will Höherzüchtung auch im Mittelmenschen erzielen. Zweitens ist die Körperkultur nicht von gleichem Streben nach kollektiver Resonanz beseelt. Auch sie wirkt auf das Ich. Aber gerade jene Wirkung, die wir Sportgeist nennen ist ihr nicht eigen. Sie ist wesentlich isolierter in ihren Resonanzen, als der Sport. Drittens kommt neu hinzu die Idee des internationalen Wettbewerbs, der die Körperkultur gar

nichts oder nur die international angegliche Nachahmung entgegenzusetzen würde. Der Gedanke ist ihrem Felde sehr fremd. Sie ist innerlich (könnte man in altem Stile sagen) weltbürgerlich; der Sport viel national betonter. National in gutem Sinne, im Sinne des friedlichen Wettbewerbs getrennter Typen. Endlich bleibt der Körperkultur versagt, was eines der innersten und letzten objektiven Ziele des Sports ist. Man sollte richtiger sagen: sie verschiebt denselben Gedanken aufs subjektive Feld, den der Sport aufs objektive überträgt. Jener Hang zum Höherhinauf, zur Übersteigerung der Leistung. „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen“ — das bedeutet bei der Körperkultur die Erlösung des eigenen Ichs, des Charakters; das bedeutet beim Sport die Überbietung der Rekorde. Und so wird man einen sehr wesentlichen inneren Unterschied auch zwischen den Vertretern beider Richtungen finden.

Man kann die Charakterlehre Jungs anwenden und sagen, daß der Anhänger der Körperkultur introvertiert, der Sportler zumeist extrovertiert in seinem Wesen ist. Jenem ist alles Erlebnis. Alles richtet sich nach seinem Innersten. Alles ist um seinen Mittelpunkt gelagert, bleibt dauernd subjektiviert, vielleicht auch dann, wenn er (wie im künstlerischen Tanz), bis in die Sphäre der Objektivierung in der Kunst gelangt. Innerlich ist er es noch, der diese Objektivierung erreichte. Der Sportler steht ferner dem Ich. Er blickt nach draußen, in die Welt, die Zahlenvergleiche, das Objektive, dem er nur Instrument wird. Auch er ist hier und da — etwa als Sieger — icerfüllt. Aber nicht auf dem Weg und nicht im ganzen. Nach draußen, in das Allgemeine und das Unpersönlichere geht sein Blick. Er ist extravertierter als Mensch. Und das ebenfalls auf dem instrumentalen Wege des Körpers. —

Nicht die Logik, sondern die Praxis entscheidet also die Unterschiede beider Richtungen und wir lernen, daß zum Ende die Psychologie auch erklären kann, weshalb es so sei? Ja, daß sie nachhaltigst uns warnt, voreilig Gebiete zu vermengen, die ganz und gar nichts miteinander zu tun haben; deren Träger in ihrem Kern strukturell vielleicht verschieden, wenn sie auch auf Tätigkeitsfeldern ähnlich erscheinen mögen.

Wir aber wenden uns nun diesem anderen Thema zu. Wir untersuchen die subjektiven und objektiven Eigenarten des Sportes.

SPORT ALS LEBENSFORM

DIE ÄSTHETISCHE LEBENSRICHTUNG

Die Bezeichnung „Lebensform“ ist bekanntlich zuerst in wissenschaftlicher Weise von Spranger gegeben worden. Sie bildet einen Begriff der beschreibenden Geistespsychologie, steht also fern allem experimentellen oder empirischen Feststellen. Sie soll eine gewisse Grundart geistiger Gesetzlichkeit darstellen, nach der Charaktere im Dasein strukturell in Geltung treten. Es liegt in solcher Auffassung erstlich Wertung und zweitens eine gewisse Entfremdung vom naturgegebenen Boden der Biologie; der exakten Naturwissenschaft. Beides können wir als Empiriker nicht anerkennen, auch dann nicht, wenn wir nach den letzten Zielen und den Wesenheiten des Sports fragen. Denn so sehr diese Ziele philosophisch oder metaphysisch gegeben sein werden und so wenig die Psychologie Ziele setzen und entscheiden darf — so wenig taugt eine Metaphysik für unseren Fall, die nicht Rücksicht nimmt auf das Naturgegebene und das, was wirklich ist. So werden wir den Ausdruck Lebensform hier anwenden unter dem Vorbehalt des empirischen Fundaments unserer Betrachtung. Immer wieder muß das Lebendige, nicht das Gedachte oder Abstrakte entscheiden. Die Ziele freilich werden sich einer Kulturphilosophie zu fügen haben, die dadurch auch die Ethik der Lebensformen im Sport zu bestimmen hätte.

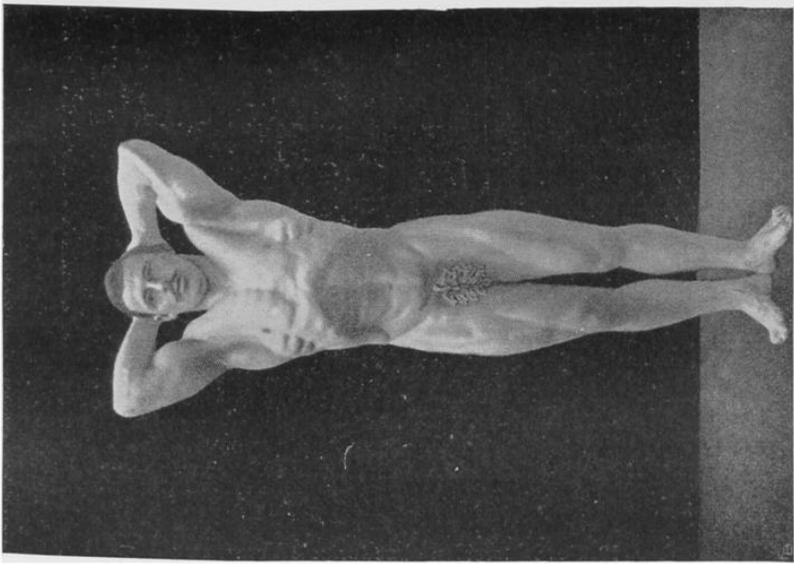
Spranger hat von der Lebensform des theoretischen, ökonomischen, ästhetischen, sozialen, religiösen und Machtmenschen gehandelt. Das sind solch ideale Grundtypen der Individualität; aber längst nicht alle. An anderer Stelle habe ich auf den technischen Typus verwiesen, den Spranger übersah (in meinem Buch „Berufspsychologie und Arbeitsschule“), bzw. (wie Statistiken nachweisen lassen) gänzlich falsch, eben rein theoretisch, nicht soziologisch gelenkt, als Mischtyp einzuordnen beliebte. Ein weiterer, in seinem Wert ebenfalls „unangemessener“ Fall ist die Lebensform des Sports. Gleicher Fehler! Wer ein wenig mehr als deutsche oder auch nur mitteleuropäische Horizonte kennt, kann über solche Wertung sich nur verwundern. Der Sport als Lebensform ist heute für die Welt ein sehr wesentlicher

und beachtenswerter Inhalt. Wir dürfen nicht auf dem klassisch-humanistischen Dünkel beharren und ihn mit wegwerfender Geste als inferiore oder ungemäße Verhaltensweise abtun. Nicht der Blick rückwärts, in jene Zeit des unhygienischen Menschen, gilt uns. Unsere Augen sehen aufwärts und vorwärts. Wir dürfen nicht verkennen, daß Sport Werte darstellt, genau wie Körperkultur Ethos enthält. Und wir dürfen auch nicht von Werten reden, weil die Griechen zufällig ebenfalls Sport in ihre Kultur aufnahmen, sondern weil wir Gegenwärtigen ihn als eignes Gewächs zu gestalten begonnen haben. Nur wer fern dem Leben steht, Bios vom Schreibtisch allein kannte, wer sich innerlich gebunden fühlt an die historische Bedingtheit unserer Vorfahren oder wer sonst irgendwie eine kulturelle Fossilität aufweist, kann sich mit Ablehnen zufrieden geben. Wir könnten höchstens eines sagen: daß die deutsche Mentalität für Sport im ganzen nicht so begabt war, wie die anderer Völker. Daß sie zögernd und voller Hemmungen sich dieser Lebensform zuwandte.

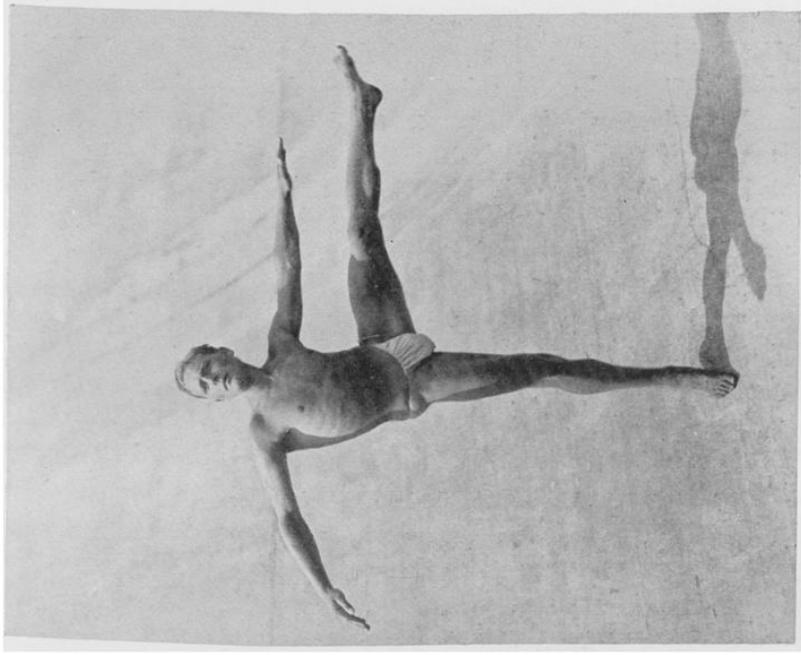
Die Begabungen unter den Völkern sind verschieden. Wir sind ein begabtes Volk mit allen Vorzügen jeder Begabung — also auch mit der partiellen Dummheit auf ungepflegten Gebieten. Wir kennen Spitzenleistungen außergewöhnlichen Ausmaßes in unserer Kunst, unserer Wissenschaft. Und gerade der Sport scheint uns Möglichkeiten zu bieten, eine weitere mit diesen Spitzenleistungen zusammenhängende Ausfallerscheinung wett zu machen: neben der Spitzenleistung auch den Durchschnitt zu pflegen, auch die Mittelmenschen zu heben. Darum weichen unsere Ansichten auch von denen Sprangers ab, weil die neuzeitige Kultur nicht nur tragfähig wird durch idealisierte Spitzenleistung, das Genie, das Talent, den hochwertigen Einzelcharakter. Sondern weil daneben zu den Kulturzielen auch der gepflegte Durchschnittsmensch zählen muß, ohne den die Spitzenleistung wirkungslos in der Kultursphäre verpufft. So kommen wir notgedrungen zu einer sorgfältigen Betrachtung der Lebensform „Sport“. Die eine individuelle und eine objektiv-kulturelle Erscheinungsweise des Lebens ist.

Man kann als eine erste Seite der sportlichen Lebensform die Ästhetik der Erscheinung ansetzen. Diese ästhetische Einstellung hat subjektiv wie objektiv verschiedene Bedeutung. Sie gehört unter den augenblicklichen Kulturverhältnissen zu einer recht beachtlichen Macht und es gibt Sportarten, die in erster Linie mit der Ästhetik arbeiten, ja von ihr sich ableiten.

Die Ästhetik des Sports ist zunächst die Einstellung des Zuschauers. Er urteilt in vielen Fällen nur von diesem Standpunkt aus und man könnte die Sportformen danach gruppieren, ob sie darstellerisch ästhetisch sind oder nicht. Der Boxsport wird im allgemeinen weniger ästhetisch empfunden sein, als der Bootssport oder Tennis. Der Zuschauer verlangt ein einwandfreies schönes Schauspiel. Bei der ersten Gruppe liegt die Ästhetik vielleicht in einer gewissen Repräsentierung idealer Kraft. Auch der Blutfluß beim Boxen wird so eingeordnet dieser Einstellung auf Ästhetik der männlichen Stärke oder des Heldentums: aber wir werden erwähnen müssen, wie fragwürdig eine solche Deutung sein muß und wie eigentlich ganz und gar andere Triebe hinter dieser Freude am Urkräftigen stecken dürften. — Diese untere Schwelle zur Roheit hin ist gekennzeichnet durch die perverse Schönheit, wie sie auch der sterbende Stier oder der aufgespießte Torero darstellen kann. Im Rahmen einer künstlerischen Sportbetrachtung würde man alles jenseits dieser unteren Schwelle ablehnen und so nur die Sportarten zweiter Ordnung, die das schöne Bild bis ins einzelne beibehalten, anerkennen als wirklich schönheitliche Formgebungen sportlicher Natur. Es gibt aber auch eine obere Grenze für die Sportästhetik. Und zwar dort, wo der Sportscharakter übergleitet in reine Körperkultur. Wir können diesen Übergang gut beobachten im Tanz und im Herüberstreifen des Sports in die Artistik. Was bedeutet hier die obere Grenze? Der innere Sinn der Körperkultur war jenes Verschwommen-Weiche, das sentimentalische und wenn wir wollen weibliche Element. Im Sport lag der wesentlich männlichere Geist beschlossen. In der Körperkultur gibt es daher eine Ästhetik, die durchaus abweichen kann von der sportlichen. Zwischenbegriffe wie der Ausdruck „Eleganz“ beweisen das deutlich. Turnerische Eleganz — etwa die eines Kobs am Gerät — wäre für die Körperkultur noch fast zu derb. Eleganz des Einzeltanzes beim Mann — etwa bei Sacharoff oder von Seewitz — ist ausgesprochen feminin in der Wirkung. Wir gewahren auch sehr feine und klar werdende ästhetische Übergänge bei bestimmten, beiden Gebieten gemeinsamen Arbeitsbegriffen. Der Begriff „Sprung“ ist hier wie dort grundanders. Wenn der Tänzer Matray springt, so muß naturgemäß das weiche, warme und flüssige der tänzerischen Erscheinung körperkulturell bedingt sein. Wenn ein Sportler springt, denken wir an Rekord, an Leistungsübersteigerung, an Messung wie an Trai-



9. Unästhetische Wirkung der Muskelhypertrophie



Riebicke

10. Idealer Männerkörper



11. Unästhetik der Meisterleistung



12. Gewichtsreißer ohne formale Verzerrung

ningsarbeit. So fliegt der Stab — an sich unästhetisch wirkend — beiseite, alles schaut auf die Höhe, nicht die Körperform allein, alles ist logisch raummaßlich eingestellt. Ein völlig geändertes Körperbild muß sich daraus entwickeln! Und wenn man Photos daraufhin studiert, wird man das, was ästhetisch-körperkulturell, und das, was ausgesprochen sportlich-ästhetisch sein soll, ziemlich klar trennen können. In beiden Fällen ist also der die Ästhetik vertretende Körper vom Zuschauer aus betrachtet verschieden „gemeint“.

Die Wirkung im repräsentativen Sinne kommt auch zum Ausdruck in der Sportgewandung, und zwar vor allem der Gruppenkleidung. Nicht die bestimmten, mehr vereinsgemäßen Abzeichen machen dies aus, sondern die verschiedene Art der Tracht. Ein Labankittel bei der Körperkultur oder ein Dalcrozegewand verhüllen ästhetisch das Unabänderliche der Erscheinung. Labans Rigorosität spricht deutlich aus dem Schurz und dem Busenhalter der Frau. Eigentlich wären alle diese Dinge überflüssig und wir empfinden sie nie ästhetisch-repräsentativ. Wir suchen gefühlsmäßige Ästhetik. Anders der Sport. Die aufgereihten Ruderer sind ausgestattet auf Wirkung! Wirkung ist die Sporttracht der Jockeis, Sportrepräsentation das Habit der Tennisleute. Der spielerisch tätige Mensch wird herausgehoben aus der Alltagsumgebung, der Zuschauer soll aus diesem Kult einen gewissen Atmosphärenwert empfangen. Ein Fußballspiel wirkt schon deshalb „ordinärer“, weil hier auf dem Kampffeld des kleinen Mannes jener Kult der Repräsentation fehlt. Ästhetik ist also beim Sport zunächst durch Umgebungsdarstellung möglich und erstrebt. Der Sport bietet in solchem Zusammenhange Szenerien wie die Bühne und ist durchweg schauspielhaft eingestellt. Man könnte auch noch an alle die sonstigen Zusatzwerte bei großen Festspielen erinnern, die diese Ästhetik unterstreichen sollen. Die Vorbereitungsarbeiten auf den Kampf, die mit einer gewissen Feierlichkeit zustande kommen und die Zuschauerspannung erhöhen. Gegebenenfalls die Vorparade der Wettbewerber, die Musik, die Fahnen und der Betrieb auf der Tribüne! Das alles hat neben ganz und gar anderen, vielfach unsportlichen Hintergründen (s. u.) mehr oder minder ästhetischen Schaucharakter. Die Körperkultur ist durch den Tanz bühnen näher und trennt diese Schaubildästhetik vom eigentlichen Kern der Sache weniger; dort verschmilzt beides zur Handlung. Beim Sport ist das Sportliche etwas davon Abgesondertes, und diese Zusatzästhetik, die bewußt kultiviert wird,

nur Folie. In der klassischen Form des Turnens finden wir den Höchstaussdruck der Darstellungsschau verkörpert, aber eine Schau, die wieder durchaus unsportlich zu wirken pflegt. Diese Massen gleichförmig hebelnder Glieder sind Repräsentation der Bilanz. Sind Ergebnis eines Drills, der eigentlich weniger oft die turnerische Leistung, als anderes im Auge hat: z. B. die Einprägung wehrhafter Wirkung des Drills. Die Demonstration des guten Nachwuchses. Die Vorführung der Maschine Mensch im Stile einer Kasernenhofkultur. Günstigstenfalls etwas, was von fern an Massenregie des Films erinnern könnte. Hier ist die Schau konkurrenzloser und wettbewerbfreier Arbeit nach Muster, Kanon und Befehl das wesentliche. Und so scheidet auch diese Form der Freude am Drill beim eigentlichen Sportbild für den Zuschauer aus. Er will nicht Befehlsdrill sehen, sondern sucht ein lebendiges Bild der Sporthandlung.

Im Rahmen einer solchen Schau wendet sich naturgemäß der Zuschauer dem Menschen zu. Und so kommen wir zu einer der ursprünglichen Gymnastik sehr nahestehenden Ästhetik, nämlich zur Ästhetik des Körpers.

Nicht die Aufmachung der Umgebung und das Gesamtbild ist hier Ziel, sondern der schöne, ideal gewachsene oder ideal handelnde Mensch wird Thema. Dies Ziel verfolgt bereits jede künstlerische Gymnastik. Wir können aber nicht übersehen, wie im Sport abermals die Verhältnisse ihre besondere Note erhalten.

Die Ursprungsform ästhetischer Einstellung der Menschen ist das Zuschauen. Die zweite Möglichkeit die Übertragung dieses Schauens auf das eigene Ich, also die narzistisch überlieferte Selbstbetrachtung. So ist auch im Sport das Erstbetonte immer die Beobachtung am Fremdobjekt und das zweite die subjektive Einstellung auf eigene „Schönheit“. Die Beobachtung des anderen erfolgt beim Sportler zumeist am lebendigen Beispiel, und zwar aus Gründen der Handlung im Sport. In der Körperkultur gibt es tote Statuen, die das Endziel menschlicher Vollkommenheit darstellen mögen. Im Sport ist dies eine Seltenheit. Was die Gymnastik, was das Turnen kann, ausgehend etwa von der klassischen Form der Überlieferung, ist auch aus historischem Grunde hier kaum möglich. Wir kennen keine Überlieferung des Anglers oder Autofahrers oder Fliegers. Es gab damals keine entsprechenden kulturell-technischen Vorlagen (wie bei den letzten beiden Fällen) oder keinen entsprechenden Sporttyp wie beim Angelsport. Auch die Technik des Sport-

gebietes selber änderte sich! Das klassische Rudern ist, selbst wenn wir von Vasenbildern oder sonstigen Unterlagen ausgingen, unübertragbar auf den modernen Rollstuhl und die Rudergestaltung. Galeerenarbeit und Herrensport sind zweierlei Begriffe. Es bleibt immer noch eine gewisse Konstruktion übrig, wenn wir heute einen griechischen Diskuswerfer oder den Marathonläufer (den wir sportlich gesehen bekanntlich überboten) rekonstruieren, noch einmal im Leben klassisch-antik repräsentieren wollen. Daß dies möglich ist an und für sich, beweisen Bilder wie das Camillis und andere, zweifellos dem antiken Menschen formal nahekommende Aufnahmen.

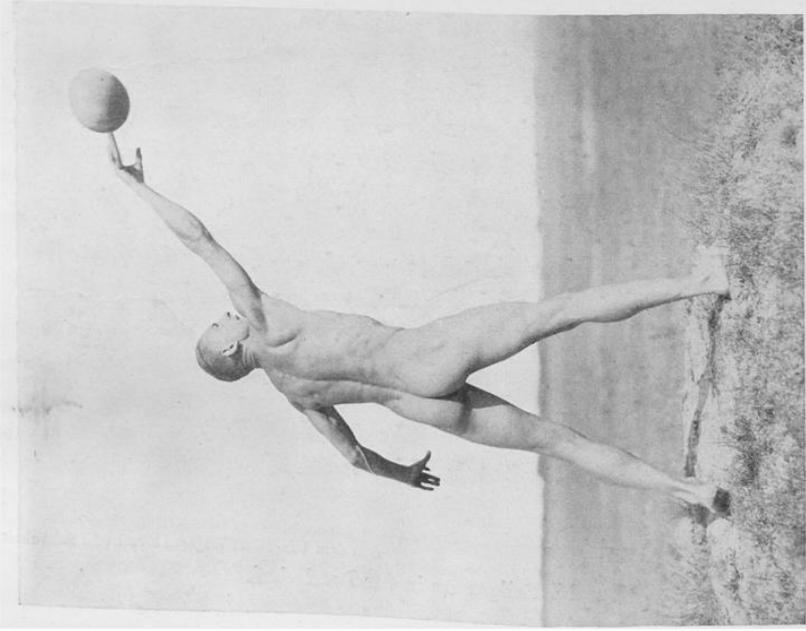
Immerhin ist im Sport der Anlaß, „klassisch“ auszusehen, schwerlich Anlaß zur Sportausübung. Wie ganz anders auf körperkulturellem Felde, wo tatsächlich eine große Reihe von Fehlleistungen aus der zufälligen Andeutung klassischer Gestalt herzuleiten sind. Wieviel Tänzerinnen sind um ihres Gesichtes willen zum Tanz gekommen: und dabei gescheitert. Das klassische Schönheitsideal wird von der Körperkultur aber auch gern wiedergewonnen, wenn durch äußere Umstände der Urreiz der Person verlorenging. In dem Sonnenmenschentum der Gegenwart, also der Nacktsportbewegung aus Nacktheitsidealen, spricht diese Freude an der Wiedergewinnung manchmal mit. So sind die Zeilen der betreffenden Zeitschriften erfüllt vom Hymnus an den sonnengebräunten Menschen; lebt hier der Sport dem Zurück zu orientalischen Möglichkeiten seltsam äußerlicher Form. Der weiße Mensch der modernen Zivilisation wird dem braunen verbrannten Bruder der klassischen Zeit entgegengestellt. Andererseits wird der Sportsmensch jedoch nicht durch derartige Äußerlichkeiten zum Sport geführt. Nicht Prophylaxe gegen verfallende Ästhetik und nicht Zufallsbeziehung sind im allgemeinen die Brücke zum Sport. Vielleicht macht der ästhetisierende Dandytyp die einzige Ausnahme als Amateursportler von Kultur. Sonst aber ist beim Sport Talent und Idee, neben anderen soziologisch bedingten Äußerlichkeiten, Uranlaß der Beschäftigung; spielen kollektive Gründe mit hinein. Selten jene narzistische Freude an der eigenen Gestalt. Dieses objektive Dasein des Sportes offenbart sich auch hier wieder gegenüber der intravertierten Form der Körperkultur.

Neben dieser Ursprungseinstellung (Zuschauen = Ichübertragung) gibt es noch ein weiteres entwicklungsmaßiges Werden menschlicher Kulturentfaltung beim Sport. Es ist dies der Übergang von der

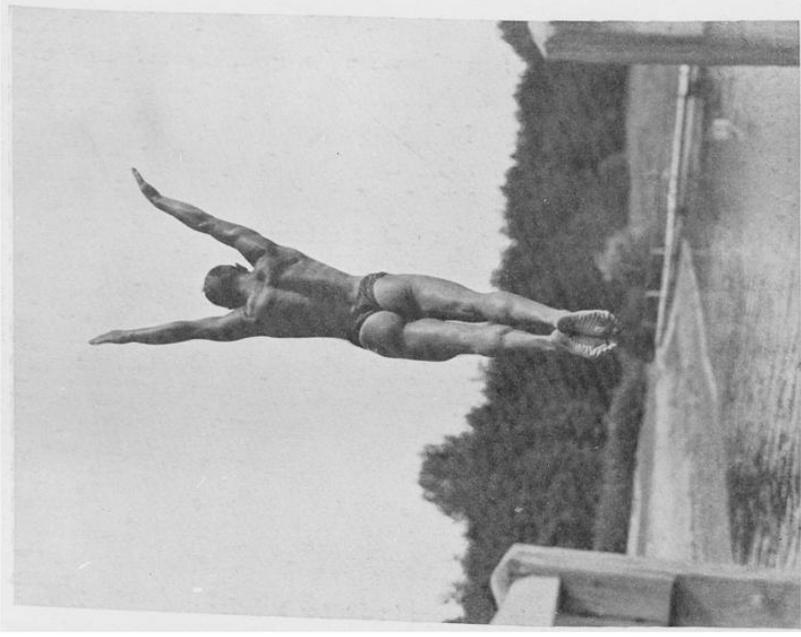
statischen zur dynamischen Schönheit. — Dieses Gegenstück führt in weitere Fragen hinein.

Gehen wir wiederum aus von der einfältigen Stellungnahme des Zuschauers, so läßt sich der Anfang ableiten aus der historischen Überlieferung der Antike. Was ist überliefert? Marmorbilder sind gegeben, die steif und kalt uns Nachfahren ansehen. Der primitive Mensch wendet sich, gegenüber dieser Tradition, immer der Statik zu. Und je mehr unsere bildende Kunst beeinflußt ward durch die Antike, um so mehr wurde die Statik Uranfang für den ästhetischen Blick des einfacheren Menschen. Wenn wir uns heute der Lessing'schen Betrachtungen über die Laokoongruppe erinnern, so erkennen wir, welche sublime Geistesverfassung nötig war, um in diesen Traditionsformen Bewegung, Ausdruck und Handlung zu sehen. Wir können im großen und ganzen zugeben, daß die Mehrzahl der Menschen auch heute nicht in der Lage ist, über die Statik hinaus in der künstlerischen Statue Dynamik zu empfinden. Der Mensch hat um so mehr Schwierigkeiten, als er ja durch zwei ganz und gar drastischere Hilfsmittel zur Dynamik der Person kommt.

Die eine Form ist wieder die des Zuschauers beim realen Sport. Dort ist Bewegung, dort ist Leben, dort ist Handlung. Dort wird die statische Ästhetik Funktion der Zeit. Dort wird aus der Ruhe Fluß, aus der Statik Motorik, also Kraft. Und die Betrachtung der Statuen und der Bildwerke unserer Malerei führen so den Menschen einfacherer Struktur (mit diesem aber rechnen wir hier, wie erwähnt war, durchaus!) wieder zur Einstellung auf ein stilles, ruhiges, beschlossenes Dasein der künstlerischen Ausdrucksgebung. Diese Bilder, diese Porträts, diese Marmorwerke zeigen ihm den Menschen gesteigert als Pose, als Ruhepunkt im Abfluß der Bewegung. Und so senkt sich vertieft der Blick auf dieses Konstante des Wesens, so können sich andererseits jene Urbilder ästhetischen Empfindens der Körperschönheit zuspitzen zu Idealformen menschlicher Gebilde. Zu Idealformen, die wie die Idealcharaktere gerade das Bleibende im Abfluß verdeutlichen sollen. Dieser naivere Betrachter kommt vom künstlerischen Vorwurf: Bewegungs- darstellung in der Ruhe, diametral fort. Er begreift das künstlerische Thema nicht ganz. Er ist mehr oder minder froh, endlich einmal den Menschen in Ruhe studieren zu können. So triumphiert gerade die statische Schönheit über die dynamische auch hier. Und jetzt kommt ein zweiter Einfluß, der uns völlig von der Antike, von



13. Männerakt in Bewegung



14. Ästhetik der Körperformung beim Schwimmen



H. Ohler

15. Springergruppe in der Landschaft



Aus dem Ufa-Film: Wege zu Kunst und Schönheit

16. Ballgruppe in der Landschaft

jeder Tradition und jedem künstlerischen Werke zur Zeit fortbringt: das ist der Film.

Ein hervorragender deutscher Sportler erzählte mir einmal, wie ihm durch den Film überhaupt erst der Sinn für Bewegung aufgegangen sei. Er habe sich in Bewegungen geradezu verliebt, und nun mache es ihm im Sport Freude, diese Bewegungen nachzuerleben und sie zu beobachten!

Dies ist ein ganz und gar typisch modernes Erleben. Der Film hat in unerhörter Weise uns auf die Bewegung und die Bewegungsfolge gestoßen. Wenn wir wissenschaftlich denken, können wir sagen, daß wir vor der Zeitlupe überhaupt nichts von Bewegung wußten. Wir nehmen aber nicht einmal dieses auch ernsten Denkern doch sehr einleuchtende Sonderbeispiel; wir denken vielmehr nur an den üblichen Fall. Der Film lebt, aber er lebt viel abstrakter als das Sportbild, das der Zuschauer mit all den Farben, all der Akustik und den sonstigen kollektiven Einflüssen des Sportplatzes in sich aufnahm! Schon in der Antike. Hier wird farblos — und das ist gerade die Stärke des Films — vor dem einzelnen, ausgesondert von allem Beiwerk, die Motorik an sich vorgeführt. Ich rechne es zu den allerwertvollsten Momenten des Films, daß er uns diesen motorischen Schulungswert geschenkt hat. Wir sehen die Bewegung losgelöst von allem anderen. Wir sehen sie hochwertig vertreten an der schönen Frau oder der Wiedergabe eines sportlichen Bildes. Wir sehen auch das Negative — und damit erst recht die ästhetischen Probleme —, wenn wir Mängel in Gang, Haltung, Gebärde oder Motorik an irgendeiner Stelle im Film kraß empfinden. So ist der Film heute ganz und gar überlegener Lehrmeister für Bewegung. Kein Bild, keine Statue kann ähnliches dem naiveren Menschen bieten. Bei ihm ist Dynamik als Erscheinung eine Spätform der Ästhetik geworden, wenn wir wiederum an die breiteren Schichten, nicht an die Künstler oder die gehobeneren Geister denken. Motorik ist so Aufgabe der Allgemeinheit, und diese Motorik wird vielfach nahezu vom Film infiziert. In ihren praktischen Auswirkungen und allen sonstigen Lebensformen.

Denken wir nun noch einmal an die gegenwärtige Körperkultur zurück, so gewahren wir wichtige Folgerungen.

Nichts zeigt so schön wie die sogenannte Gymnastik, wie stark das nur Statische der Lebensform ursprünglich war. Ich habe an anderem Orte über die Einseitigkeit einer funktionellen Gymnastik

(etwa bei Mensendieck) gesprochen, die einseitig war, da sie immer nur, auch in ihren Bewegungsübungen, an den fixierten Menschen denkt, nur an Randgebieten sich die Dynamik der Form vorstellt. Die Beziehung zur Anatomie der Funktion verführt noch dazu. Denn in der Tat ist der Hebel Arm oder Bein und der Rumpf ein in sich starr beschlossenes Gebilde, das nur relativ motorisch sich äußern kann; im Rahmen seines Bezugsraums, der klein ist! Es war ein ungeheuer Neues, als Laban Motorik durch die Sprünge, durch die Rumpfwürfe in die Starrheit hineinbrachte. Es war zugleich etwas ausgesprochen Unanatomisches. Aber dieser Bruch mit der Anatomie bedeutete eigentlich einen Bruch auch mit allzu einseitigen Vorstellungen von ästhetischen Idealen. Klassische Schönheit war die ruhende anatomische Schönheit! Das konnte auf die Dauer nicht mehr in unsere Zeit hineinpassen und blieb Frühform der Ästhetik des Körpers. Schön mußte der Körper gerade in seiner Anwendung werden können. Und so versagten so viele „schöne“ Gesichter im Film — wie in der Körperkultur, als die motorischen Systeme mehr und mehr einbrachen, als Dalcroze und Bode durch die Einführung der rhythmischen Gymnastik wesentlich mehr als anatomisch bedingte Funktion des Körpers verlangten. Film und rhythmische Gymnastik wurden hier Prüfstein auf die kulturelle Mehrleistung im ästhetischen Lebensgebiet. Genau so war das alte deutsche Turnen immer und immer wieder, genau so die schwedische Gymnastik anatomisch richtige — aber durchaus unwirklich stabile Haltungsweise. Und alle die Turnlehrerinnen boten ein jämmerliches Ansehen, als sie in die Gebiete der rhythmischen Gymnastik eingeführt wurden. Man wird darauf verzichten, Bilder hiervon zu bieten, da sie zu abschreckend-komisch sind und in ihrer Hilflosigkeit pessimistisch machen. Die motorische Ästhetik ist erst ein echtes Kind unserer Zeit. Also die handelnde Motorik, studiert nicht an klassischen Gebilden, sondern am Leben selber. Das Scheitern des Systems Mensendieck, dessen Urheberin bekanntlich in bescheidenen Grenzen und an Hand gerade der griechischen Vorbilder zur Nahmotorik im Spielraum des stabilen Körpers ging (richtiges Greifen, richtiges Bücken, richtiges Haaraufstecken), zeigt, wie ganz anders die neue Motorik ästhetisch sein kann. Die Nachahmung, die Labans Sprungtechnik nahezu allerorten fand, ist Gegenstück dazu. Es war Bedarf da für eine Ästhetik, die vor Laban niemand gleich empfunden hatte.

Die Körperkultur kannte ja nur noch eine Motorik ausgesprochener Form: den Tanz. Und hier würden wir zurückreichen auf Zeiten, die weit vor den griechischen Epochen liegen. Denn die ästhetische Meisterung der Motorik im Tanz führt auf die Primitiven. In meinem Buche über die „Girl-Kultur“ habe ich die neueren amerikanischen Tanzstudien mit der Negerrhythmik und zugleich dem Großstadtimpuls zusammenzubringen versucht. Diese biologische Urrhythmik ist eigentlich das Kernstück der Motorik des Menschen und der beste Ausdruck auch für jenes Filmtempo unserer Zeit. Aber nicht die eigentlich künstlerischen Einzeltänze kommen diesem Urboden am nächsten, als Übertragungsformen des modernen Gesellschaftstanzes. Motorik haben einzelne Künstlerinnen, wie die Sent M'ahesa, stets gehabt, Motorik in diesem Sinne meisterte die Wigman. Allgemeinen Sinn für Motorik offenbarten aber in hochwertiger Leistung neben den Negern erst die amerikanischen Girls — die streng auf dem Boden der Körperkultur stehen — und die kolportierten Auslandstänze, wie der Shimmy. Von hier sind zweifellos Leitideen in den Sport übergegangen. Wer Prenzel im Training hat springen sehen, findet sofort den Anschluß an die Shimmybewegung. Die Hüpfbewegungen über dem Springreifenband sind nichts weiter als eine ästhetisierte Motorik, die hier sachlich ganz und gar umgemodelt im Sportbetrieb in Anwendung kommt: in der Fixigkeit und der Konzentration des Griffbeibringens usw. Heute noch Trainingsmotorik, kann sie übermorgen Sportstil werden.

So tritt gerade das Dynamische im Sport mehr oder minder deutlicher in den Vordergrund. Und wie schwierig die Verhältnisse liegen und wie neuartig der Blick für die dynamische Schönheit noch immer ist, wie eigentlich ständig der statisch schöne Mensch das Urbild blieb, das können wir aus verschiedenen Tatsachen im Sport lernen, von denen ich einige erwähnen möchte.

Dem Sport geht durchaus vielfach verloren der Blick für die notwendige Grenze, über die hinaus Motorik und Dynamik jeder Form unästhetisch wirkt. Alle Hyperkultur des Muskelmenschen zeigt es! Wir werden das Reißen aus diesen und sonstigen Gründen zu den überlebten Sportformen zu rechnen haben. Es wirkt unästhetisch und in seiner geringen Schönheitswirkung bisweilen nahezu komisch. Es scheint eine Grotteske, eine Verzerrung gesunden Menschentums darzustellen. Aber auch in harmloseren Fällen fehlt vielen Sportlern der Blick für die Ästhetik der Handlung. Ein Meisterwurf von 25 kg

auf etwa 10 m Entfernung: objektiv läßt sich daran nichts tadeln, als die völlige Vernachlässigung des ästhetischen Motivs. Die verzerrten Gesichtszüge, die hervorquellenden Adern, die aufeinandergebissenen Zähne sind Mängel der Meisterleistung. So darf eine wirklich schöne Leistung niemals dynamisch sich gestalten. Wir fordern eine Leistung von Harmonie zwischen objektiver Gestalt und persönlicher Form. Form und Inhalt sollen miteinander konkurrieren können. Hier ist das Dynamische ganz und gar noch auf das Ding, die Sache — eben die Distanz und die Kilogrammzahl — konzentriert. Der Mensch als Träger des Ganzen ist vergessen. Und er kann im Ruhezustand vielleicht sogar gewissen ästhetischen Idealen entsprechen.

Wir erwähnten oben kurz einmal die Artistik. Sie hatte mit der Körperkultur manches Unsportgemäße gemeinsam. Hier ist der Punkt, wo wir an sie erinnern können, im Zusammenhang mit dem ästhetischen Ideal und seiner Entwicklung auf dynamischem Felde. Der Typus des eleganten Artisten ist bekanntlich zuerst in Deutschland entstanden und dann über das Ausland auf uns zurückgefallen. Auch da war, wie hier beim Kugelwerfen des Sportlers, ursprünglich die Komponente „Anstrengungszeichen“ vernachlässigt. Ja, in den ganz primitiven Volksschaustellungen verlangte man sogar ausdrücklich zur Leistung diese Symptome. Der rote Kopf, der Schweißausbruch, die dicken, blutgefüllten Adern des Jongleurs durften nicht fehlen, um von der Leistung zu überzeugen. Die Ästhetik der Artistik ist später gerade ins Gegenteil verfallen. Richtiger gesagt, sie lernte es, nicht nur jene Übertreibungen dem Publikum abzugewöhnen, sondern sie lernte auch auf sich höhere ästhetische Gesetze in Anwendung zu bringen. Heute sehen wir hochwertigste Artistik im Gesellschaftsanzug, in Frack oder Smoking vorführen. Heute ist es Ehrgeiz der artistischen Ästhetik, ohne das geringste Verziehen des Gesichts, ohne die geringste nebenwirkende Dynamik die Motorik der Leistung zu bewältigen! Fast wie beiläufig. Und so fliegen zwei Kavaliers im Gespräch, das Stöckchen unterm Arm und die Zigarette im Mundwinkel, unvermittelt durch die Luft, hebt einer den anderen in irgendeiner verrückten artistischen Hebelgesetzlichkeit von hier nach dort, rotieren die Leute wie im Nebenbewußten arbeitend, ohne die Besonderheit der Arbeit (an deren immenser Schwierigkeit niemand zweifeln kann) zu unterstreichen. Ja der ästhetische Vorwurf der Artistik geht nun so weit,

jedes künstliche Gerät auf ein Mindestmaß zu beschränken. Vormals fürs Volk blitzende Seile, Messingstangen, Hocker, Taburette und Diener ringsum, um Gefahrfälle zu hindern und die Gefahr zu betonen. Heute nichts davon. Vielleicht noch eine kleine, kaum sichtbare Kopfunterlage oder ein kleiner Stahlstock oder eine Zimmerschaukel oder ein paar Stühle vom Hausgebrauch. So entwickelte sich in der, an sich außenseiterischen, Welt der Artistik eine sehr interessante Form motorischer Ästhetik.

Der Sport ist im allgemeinen davon noch unberührt. Er arbeitet meist reichlich naiv, und Phänomene wie Nurmi fallen gerade durch die Wahrung der ästhetischen Form bis zuletzt auf. Sie unterscheiden sich als Meister ganz und gar von der Auspumpungsvorstellung, die man gewöhnlicherweise beim Laufen hat. Ihre Ästhetik ist die höhere und neuere Entwicklungsphase im Sport. Alle anderen Sportarten werden früher oder später daraus zu lernen haben. Es ist dies jene „Eleganz“, von der oben die Rede war, die wir ebenso finden bei der Artistik, wie in der genialen Ableitung einer neuartigen Formel des mathematischen Kopfes oder einem eindeutigen Experiment der Physik.

Die geringe Wahrung ästhetischer Formgebung bei der hochwertigen Einzelleistung war demnach noch sportlicher Mangel. Auf zwei anderen Gebieten finden wir aber sehr beachtliche Fortschritte. Wir sehen eine ausgesprochene Gruppenästhetik entstehen, und wir beobachten bereits deutliche Stilarten.

Die Gruppenästhetik ist heute naturgemäß im Sport nur dort denkbar, wo das Sportfeld die Gruppe verhältnismäßig fixiert. So finden wir den Blick für die ästhetische Gruppenwirkung erstlich im Training und dann ferner auf der Anwendungsseite der Nacktkultur. Der künstlerische Tanz oder die Gruppenarbeit der Körperkultur können den Begriff Gruppenästhetik wesentlich schärfer prägen. Hier ist ja die Gruppe oder der Raumkörper das Eigentliche der Darstellung. Im Sport ist die Gruppe zufällige Position ausübender, auf ein ganz anderes, objektives Ziel gerichteter Menschen. Wir müssen vom Raumkörper unbedingt hochwertige Ästhetik voraussetzen. Die Gruppen Labans und Wigmans sind vorbildlich, und zwar gerade deshalb, weil sie die räumliche Ästhetik nicht nur durch die Begriffe Symmetrie oder Harmonie darstellten. Wer die Bilder der Wigmanschulen eingehend studiert, findet den ästhetischen Charakter der Darbietung gerade in der vollen Individualisierung der Elemente

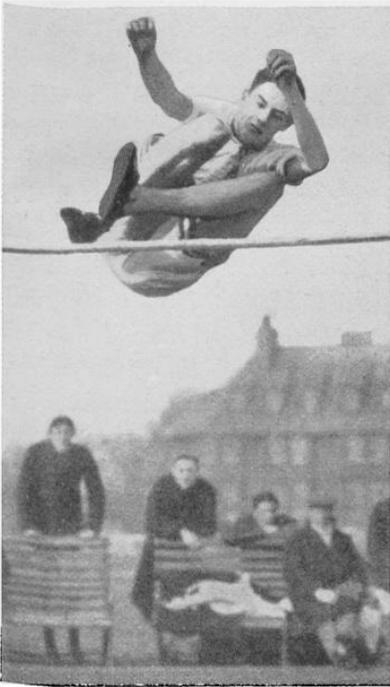
des Raumpörpers. Also der Einzelmenschen in ihrer ästhetischen Gestaltung der Idee, ihrer Teilhandlung, ihrer Ausdrucksgebarung, die der gemeinsamen Vorstellung dienen möchte. Die Tiller-Girls der amerikanischen Schule sind als Raumpörpers wiederum ästhetisch ausgezeichnet durch das völlige Verschwinden der Einzelindividualität im Gesamtkörper. Sie sind individuell-uniformiert, sie wirken durchaus maschinell gegeben. Böhme hat neuerlich die Ausbildung des Raumpörpers zur Symphonie in Erwägung gezogen. Es sind dies weitere ästhetische Möglichkeiten einer Raumkunst auf dem Boden der Körperkultur, deren Auswirkung vielleicht in Bälde erfolgen kann.

Im Sport ist die Gruppenästhetik insoweit unfreier, als viele Sportarten die Gruppe zu unfreiwilliger Starrheit zwingen: so im Rudermehrsitzer. Das Turnen andererseits hatte Gruppenästhetik immer nur in der formalen Zuordnung der individuellen Körper erstrebt; im Ausrichten der Ruhestellung, im Gleichrichten des nach Kommando anatomisch veränderten Körpers. Viele und nicht die uninteressantesten Gruppenwirkungen des Sports gelangen zu einer Ästhetik, die alles andere als formal-logisch ist; die durch ihren Impuls und ihre innere Rhythmik wirkt. So die Gruppenbildung beim Gedränge im Rugby, die Gruppenbildung bei dem Torkampf, die Gruppenbildung beim Pushball und so weiter. Neben künstlerischer Wirkung durch freies Gruppenspiel und starrer Gruppe in der Sportarbeit ist heute die Trainingsform zweifelsohne ein Weg für die ästhetische Ausgestaltung des sportlichen Menschen. Wir finden Trainingsformen im Dualis, indem je zwei Personen Rumpfdehnungen oder dynamische Übungen gegeneinander vollziehen. Wir finden aber auch Kleingruppen in Kreis- oder Ovalbildung, die etwa mit dem Ball operieren. Hier ist sehr deutlich die Gesamtwirkung der Gruppe vollästhetisch, und wir empfinden diese Ästhetik gegenüber der Einzelperson eines Diskuswerfers wohl noch gesteigert.

Hinzu tritt die ästhetische Erziehung der Sportler auf den Zonen, die heute Nacktkultur und Sonnensport pflegen; so zweifelsfrei in der Schule Suréns. Dort ist ausdrücklich im allgemeinen der Kitschcharakter der Nacktkultur, die, wie erwähnt, ursprünglich die schöne Frau suchte, durch die Männertypen endgültig beseitigt. Unter den Anhängern des Licht-, Luft- und Sonnenbundes als Grundlage einer echten Sportkultur ist die Surénschule bahnbrechend vorgegangen,



17. Schottische Sprungstilform (in wagerechter Körperlage)



18. Englische Sprungstilform

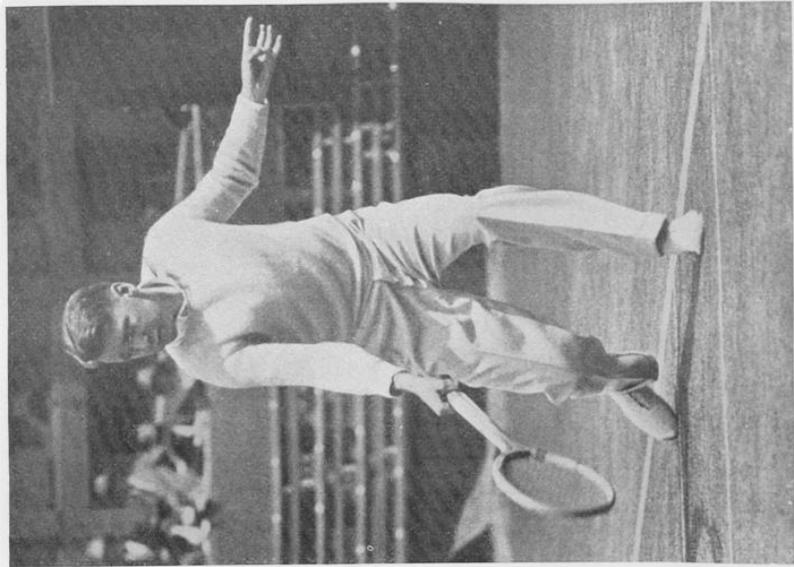


19. Amerikanische Sprungstilform



Wolter

20. Neuer Tennisspielstil



Wolter

21. Üblicher Tennistyp

ohne verhindern zu können, daß naturgemäß hier und dort abwegige Nebenerscheinungen der Richtung zu beobachten waren. Im Zusammenhang mit der natürlichen Schönheitskultur des nackten Menschen wird auch die Gruppe gepflegt. Meist wiederum im Training oder dann hinauf bis zu gewisser Einfühlung in Raumgruppenschönheit. Wenn wir solche Männerbilder von gut durchgebildeten Sportkörpern sehen, gewahren wir eine jedem Teilnehmer bewußte Einstellung auf Wirkung, und zwar auf Schönheitswirkung im kollektiven Sinne. Was der Tanz und die Körperkultur auf der Bühne brachten, wird jetzt in den Akkord der Landschaft gefügt und wirkt um so natürlicher. Niemand wird leugnen wollen, daß hier neuartige ästhetische Werte gerade am Männerkörper zum Ausdruck gelangen, die wir dem männlichen Sport erst neuerlich verdanken und die sicherlich eine Bereicherung darstellen. Obwohl der männliche Körper an sich nicht immer so ästhetisch wirken kann wie der von sehr jungen Mädchen (die Frau als ästhetisches Massenobjekt schaltet überhaupt ganz und gar aus), ist es in dieser Betonung der Raumrhythmik gelungen, das Dilemma der groben Drastik der Männlichkeit zu umgehen. Der Raum triumphiert über den Körper, die einzelne Gestalt verschwindet in ihren Partialitäten, die alles andere als schön genannt werden würden. Das wäre einer der früheren Schönheitsaufnahmen — den seltenen Photos nackter Männer! — schwer gelungen und auch in bloß spielerischer Pose, selbst bei romanischen Jünglingsbildern, undenkbar. Hier verbindet die straffe sportliche Gymnastik das Ganze, und so wird ein objektiver ästhetischer Wert gefördert. Daß sportlich gesehen leider daraus auch Poseurium werden mag, hat gerade die genannte-Schule Surén nicht verhindern können! —

Das zweite ästhetische Sportmoment, das hinzukam, war ein Stilempfinden für die Ausprägung der einzelnen Sportwege.

Daß an und für sich der technische Stil der verschiedenen Sportarten voneinander abweicht, ist nicht zu erläutern. Die Begabung für Leichtathletik ist stilistisch einem anderen Menschen zugeordnet als die für Schwerathletik. Der Skiläufer oder Eiskünstler sind stilistisch andere Formen des Lebens als der Kurzstreckenläufer oder der Pushballspieler. Interessant wird jedoch diese Entwicklung erst dort, wo wir dieselbe Sportart in eigengeprägter Stilform vorfinden. Ein Beispiel mag dies erläutern: nehmen wir den Hochsprung, so fand sich vormals ein sehr ausgeprägter Unterschied zwischen dem

englischen, dem schottischen oder dem amerikanischen Stil. Der amerikanische Springer reißt beispielsweise das eine Bein in kennzeichnender Form hoch. Die Stilformen gehören einer in sich verwandten Rasse an. Aber sie unterscheiden durchaus die drei Vertreter. Noch interessanter sind Stilformen, die weniger kollektiv vorkommen und die sich auf Sports beziehen, welche eine gewisse traditionelle Ästhetik aufzuweisen haben. Konnte man beim Hochsprung eine gewisse Trickstilistik nicht verkennen, die die Rekorde steigert, so wird man beim Tennis weniger von Trick und um so mehr von vornehmer Tradition sprechen dürfen. In dieser Tradition der vornehmen Zurückhaltung, des laufenden Schlagens in gemessener Form, verharrte Tennis, bis die Weltmeisterin Lenglen französischen Schwung, Pathos und Motorik in den Stil brachte. Sie sprang in eigenartiger Satztechnik hoch, sie war so motorisch, daß sie unwillkürlich beim Partner in der Mimik mitzuspielen pflegte. Das war eine individuelle Stilform, die außerdem vorteilhaft wurde. Nicht nur die romanische Auffassung brach in ihr durch, sondern auch die Persönlichkeit eines sportlichen Teiltalents. Ebenso spricht man vom Stil eines Milenz oder Dempsey oder sonst eines Meisters. Er hat dann stets aus dem Kanon eine individuelle Lebensform gefunden, die ihrer besonderen ästhetisch wirkenden Seite nicht entbehrt, da sie individualisiert, was sonst tote Regel blieb und beim Mittelmenschen niemals aus der allgemein verschwommenen Führung herauskam. So rechnet heute stilistische, und zwar nicht nur technisch-stilistische Artprägung zu den Erscheinungsweisen jedes Sports. Ja man darf betonen, daß Rekordwerte überhaupt nur durch persönlichen Stil gewonnen werden. Der Pferdesport ist vielleicht der früheste klassische Zeuge für diese Erscheinung gewesen.

In diesem Zusammenhang muß man auch noch des grundsätzlich „ästhetischen Menschen“ gedenken. Des Menschen, der als seine Aufgabe sieht, Sport so zu treiben, daß seine Person durch die Folie der Ästhetik hervorgehoben ist. Theoretisch kann jemand so ästhetisiert sein in seiner Haltung, daß er Sport sogar verschmäht. Er ist ihm dann etwas zu Ordinäres und zu Unindividuelles, daß er sich dieser Volksbetätigung nicht anpassen möchte. Es gibt Frauen, die aus bloßer Ästhetik mit einem *fi donc* fernbleiben würden. Häufiger sind aber jene Typen, die nun im Rahmen der Sports wählen und die Ästhetik der eigenen Person — als Erscheinung wie als Lebensgrundsatz — über den Sport stellen. Andere wieder haben nicht die

geringste Ader für diese Einstellung. In Schichten einer sympathischen Ästhetisierung der Person wird der Mensch immer lieber Automobil- als Motorradsport treiben. Nur ungern poltert der feine Mann, aus allen Windrichtungen beschmutzt, verstaubt und sichtbar, durch das Land. Das tut eher jener andere Typ, von dem wir sagen dürfen, daß sein Geltungstrieb bereits am geöffneten Auspuff erkennbar ist. Aber der Brummeltyp, der Dandymensch, das Vorbild Oskar Wildescher Farbenorgien, wird auch unter den Sportarten differenziert wählen. Er wird eine ästhetische Sportart suchen, die seinem Habitus entspricht: exklusiv, teuer und standesgemäß ist. Er wird Polo schätzen. Weil es rar ist. Weil es nicht einmal mitteleuropäisch möglich ward. Er wird Criquet dem Croquet vorziehen, als gewählteres Format. Der Fußball hat bei ihm nichts zu suchen. Jeder Gruppensport ist ausgeschlossen. Oder nur in kleinstem Kreise möglich. Er wird eher Wale jagen als Forellen fangen. Er wird in die Einsamkeit der Berge fliehen, aber immer noch den Montblanc der Zugspitze vorziehen: um des Objekts willen. Bei diesem Typ ist der Sport arbeitersetzen- de Beschäftigung. Da die Arbeit unästhetisch ist, und da man nicht den ganzen Tag im Klub sein kann, wird man sich in angemessener Zurückhaltung solchen Sports zuwenden, die wenig geschäftiges Leben, aber dafür vornehme Reserviertheit ausprägen. Und so kann man mit dem Rolls Royce ruhig seine 120 km auf der Landstraße machen und das Scheckbuch bei jedem Mandat gelassen ziehen, jede Reparation auf dieser Fahrt zubilligen: wenn sich die Exklusivität nur mit ästhetischem Pathos der eigenen Person bindet. Dieser Typ ist bei uns seltener als in England. In Amerika wird er abgelöst durch Exzentrik. Aber Exzentrik würde schon wieder zu stark auffallen für den echten Dandy, zu krampfhaft nach Aufmerksamkeit schielen. Der echte Herrnsport meidet dies, ebenso wie Volkstümlichkeit.

Normalerweise wird der ästhetische Typ kleinerer Dimension allem ausweichen, was im Sport roh ist. Die gebildeten Schichten des guten Bürgertums meiden den schreienden Sport des Fußballs und des Boxrings, lieben das Pferd, das vornehme Auto und das internationale Golf oder Tennis. Wir können nicht übersehen, daß diese Sportvertreter in ihrer Ästhetik im allgemeinen den Sport nicht mehr ganz sportlich werten. Von ihnen kommen neue Sportanregungen selten, und vor allem gelangen sie zu international bedingten Leistungssteigerungen nur auf den soziologisch aus-

gesuchten Sondersports. Die Lebensform dieser Typen nimmt den Sport nur als Teilbestand auf. Er ist ihnen vielfach weder Beruf noch Ausgleichswert, sondern auch, wie beim Dandy, zeitkürzende Beschäftigung. So aber wird weder der echte Berufssportler noch der echte Berufsamateur, noch der echte Sportkonsument sich einstellen. Der innerlich oder äußerlich nur ästhetisch gerichtete Mensch spielt im Sport eine verhältnismäßig geringe Rolle.

Von ihm gehen auch Ästhetisierungswirkungen auf die Sportmittel über. Es ist soziologisch selbstverständlich, daß der feiner strukturierte Mensch andere Anforderungen an die Sportmittel stellt, selbst dort, wo der Kanon des Sondersports gegeben ist. Dieser Typ hat im Autosport den Begriff des von Amateuren gesteuerten schnittigen, rassigen Rennwagens geschaffen. Dieser Typ hat teil an den Bauten für Sondersports: im Gebirge, am Wasser, auf dem Wasser und in der Luft. Begriffe wie Hausboot, Bungalow, Hütte sind Inhalte, die Sportmittelveredelung darstellen. Die Kultur des Wassersports ist von diesen Schichten bis zu einer raffinierten Auswertung aller Bademöglichkeiten betrieben worden: schon im Altertum. Ausstattung und Pflege eines guten Tennisplatzes ist etwas Grundsätzliches; Tieferes, Mühsameres und auch Ästhetischeres als irgendein billiger Rasensport. Der Begriff Gestüt und Rennstall kommt nur aus diesen Kreisen. Alle diese Edelsports bedingen ein wesentlich höheres allgemeines, nicht nur soziologisches Niveau, als es ein wirklicher Massensport verlangt. Und so sehen wir, wie persönlich und sachlich zugleich die Ästhetik als Lebensform im Rahmen des Sports eine recht erhebliche und gegenüber der Körperkultur sehr andere Rolle spielt. Freilich ließe sich damit die neue kulturelle Sporterscheinung allein nicht erklären. Es kommen weitere Inhalte hinzu, die den Sport zu einer sehr verbreiteten Lebensform werden lassen.

DIE HEROISCHE LEBENSRICHTUNG

Der Sport bleibt unverstänlich, wenn man ihn nicht auch als den Ausdruck der heroischen Persönlichkeit betrachtet.

Wir müssen folgendes bedenken:

Verfolgen wir rückwärts die völkerpsychologischen Kulturidole, so wissen wir, wie auf die Zeit der Primitiven und des Totemismus,



Riebcke

22. Meisterleistung an der Grenze



23. Echte heroische Leistung: Der Meister siegt spielend über 1000 m und schließt dem Rekord unmittelbar einen weiteren über 5000 m an



Herrings
24. Der Meister und die Menge (amerikanische Golfbegeisterung)



Atlantic
25. Kehrseite der Herosverehrung

mit seiner Stammesgliederung und den Familienriten, die Epoche der Helden- und Götterverehrung folgt. In dieser Zeit wird der Individualismus entdeckt. War das Individuum bei den Primitiven unbekannt, wurde es wie eine Nummer und eine Sache unter die Gesetze der Exogamie im Totemismus gestellt, kam es in der Helden- und Göttereпоche zu strahlender persönlicher Geltung. Von diesen Epochen melden alle Legenden und Sagen, von dort stammt das, was man „Alter“ der modernen Kulturvölker nennt. Der Held wird Heros der Masse, er verrichtet Taten vor ihr für sie, er wird später Königstyp.

Diese archaischen Vorstellungen leben in uns weiter fort. Das Königtum verblaßt in den Zeiten des Humanismus, der Religionskämpfe oder der Revolutionen der Völker. Übrig bleibt einzig und allein das Sehnen nach dem Heros. Und wenn heute Völker leben, die keinen König mehr besitzen, die ihn auch nicht haben wollen, da er (voll Exklusivität) mit dem einfachen Mann nichts zu schaffen hat: so bleibt dies Sehnen ungestillt. Jene anderen Nationen aber (wie Nordamerika etwa), die zu jung sind, um wirklich alte Geschichte gekannt zu haben, deren Heroen erst 300 Jahre tot sind, aber nie legendär wurden: sie streben erst recht dahin, Heroskult zu entwickeln. Es lebt in den Menschen die Freude an der Anbetung eines Führers im innersten Grunde, und zwar nicht eines schemenhaften Phantoms oder eines durch Vererbung natürlicherweise gewordenen Leiters. Sie suchen ein eigenes Idol aus ihrem Kreise zu gewinnen, sie wünschen wohl hier und dort auch Wechsel der Person. So entsteht die freudige Bejahung des Sports, da dieser Sport Führer und Meister schenkt. — Sport und Heldenverehrung sind also unmittelbar gekoppelt, und in dieser Beziehung knüpft der Sport durchaus an urtümliche Gefühle an. Natürlich folgen daraus wieder bestimmte Nebenerscheinungen, die wir unter den Begriff des „Meistersports“ fassen können.

Dieser drückt sich zunächst dahin aus, daß Meister gesucht werden, daß ein Bedarf nach Meisterleistungen vorliegt. Der Gedanke weicht ab von der Körperkulturidee, so daß wir ihn als ausgesprochen sportlich bezeichnen dürfen. Die Körperkultur kannte keine meßbaren Vergleiche und hatte daher immer nur Sehnsucht nach allgemeiner Spitzenleistung; sozusagen nach persönlichem Geschmack, aber ohne unmittelbaren Beweis. Sport kann buchstäblich um Zentimeter oder Kilogramm oder Sekunden rechten und

den zum Meister küren, der den Rekord erreicht. So ist Meistertum etwas in gewissem Sinne objektiv Verdientes. Dadurch wird der Sport als Angelegenheit ein Bewerbungsfeld für viele Anwärter. Sport wird nahezu Beruf. Man kann Sportler werden und sich so ein Leben sichern, was die Körperkultur nur in den allerseltensten Fällen durch aktive Anwendung gestattet. Hier ist die Pädagogik häufiger das Ende, dort die Tat der erfolgreichere Weg. Sport wird so Ziel der jungen Leute, die, noch unbeschrieben, Berufen zuströmen. Wer Meister wird, ist mehr oder minder gemachter Mann. Meistersport ist zugleich ein Sport, der viele Beziehungen zum Theater, überhaupt zur Öffentlichkeit besitzt. Sportmeister sind heute vielfach Namen von internationalem Klange. Man darf sagen, daß sie in dieser Beziehung konkurrenzlose Möglichkeiten bieten, bekanntzuwerden. Kein Literat, kein Musiker kommt unmittelbar dem nahe. Der Vorzug besteht darin, daß man verhältnismäßig jung an Jahren zu den Ehren und der Position des Heros gelangt. Man spiegelt sich wider vor den jubelnden Augen der Menge, man genießt schneller und früher Ruhm als mancher Bühnendarsteller. Man ist dabei in einer um so beneidenswerteren Lage, je weniger exklusiv die eigene Kinderstube war. Das ist der Hang zum Licht, der viele junge Leute heute beseelt. Und je breiter ihre Sehnsucht nach Volksanerkennung gelagert ist, um so eher wenden sie sich den volkstümlichen Sports zu. Tennis heißt Bekanntschaft in der guten Gesellschaft. Boxen heißt Popularität unter Millionen. Meistersport hat natürlich für die Sportwelt auch etwas Negatives an sich.

Ursprungsziel muß immer das sein, den Sport extensiv aufzuziehen. Die breite Masse soll erfaßt werden, der Sport volkstümlich in der allgemeinsten Weise arbeiten. Das tut er nicht. Sondern dieser Meisterkult bedingt eine leicht einsetzende Resignation und eine Überbetonung der spielerischen Geistigkeit der Sportkultur. Viele Leute, die sich dem Sport zuwenden, ja vielleicht ihn studiumgemäß erfassen möchten, resignieren alsbald, wenn sie die Distanz zwischen ihrer eigenen und der normalen Meisterleistung sehen. Es erinnert dies an Verhältnisse auch auf dem Gebiete der Kunst oder Musik. Der Meister kann und muß vielfach infolge seiner Gipfelhöhe deprimierend wirken; und so entsteht eine Leistung für den Hausgebrauch. Es zeigte sich auch in den öffentlichen Sporteinrichtungen immer wieder, daß dieser Meisterkult sogar verderblich auf die Zuschauer wirkt. Zu den Meistern strömen sie alle, und der

Meister ist übersteigert in den Himmel gehoben! Kein Eintrittspreis ist zu hoch, keine Laune von ihm zu beleidigend, als daß man ihm nicht blindlings nachliefe. Die armen Sportler, die beruflich in gewisser Distanz von den Spitzenleistungen arbeiten, bleiben unbeachtet. Selbst wenn sie innerlich meinen, nicht aus Mutlosigkeit vor der Gipfelleistung auf alles zu verzichten, wenn sie wacker arbeiten und vielleicht sehr brauchbar werden! Die Zuschauer erleichtern ihnen den Weg nicht, denn ihre Person findet geringes oder gar kein öffentliches Interesse. Dies ist der Nachteil der sogenannten „Kanonenkultur“ im Sport. Und wir beobachten, wie daher Kanonensports entstehen, die ganz und gar einseitig von wenigen Leuten gehalten werden. Der Rennfahrer, der Boxer, der stärkste Reißer, das sind Typen, die den Sport eigentlich verkörpern, ohne daß man weiß, inwieweit wir hier allgemein von Sportkultur reden dürfen. Die Leute des Sechstagerennens besagen nichts hinsichtlich der allgemeinen Fahrradsportbewegung. Der Meisterringler, die paar Ringer der Welt geben keine Kunde vom Stand desselben Sports bei den Völkern. In den Körpern einiger weniger abzählbarer Leute ruht die Sportidee. Und wir dürfen nicht etwa glauben, daß dem so recht sei! Wir gewahren, wie die Masse abwandert dorthin, wo noch etwas für den durchschnittlicheren Menschen zu holen ist. Die höheren Schichten zum Segelsport oder zum Tennis und der einfache Mann etwa zum Fußball oder zum Kanu. Irgendwo wird er ein Plätzchen finden, unbedroht von der blendenden Sonne der Weltmeister; seine bescheidene, aber ihn doch so befriedigende Rolle spielend. Wir sollen diese Erscheinungen keinesfalls verwechseln mit den talentbedingteren Werten der Kunst. Vor allem nicht der produktiven Kunst. Niemals kann es Absicht sein, in gleichem Ausmaße die breite Menschheit kunstbeflissen werden zu lassen, niemals aber vor allem wäre ein Weg möglich, sie zur Produktion zu bringen. In der russischen Sowjetrepublik ist, wie die Berichte der englischen Gewerkschaftler mit feiner Ironie vermerken, das versucht worden. Der künstlerische Bourgeois wurde abgeschafft und der produzierende Volksmann an seine Stelle gesetzt. Und nun wucherte die Kunst von selbstgefälligen Kinderpinseleien und die Literatur vor Protestpoesie. Der Versuch war rührend naiv gedacht! Der Sport ist in seinen Auswirkungen so anders geartet, daß wir den Abbau der allgemeinen Resonanz bei breiten Schichten bedauern müßten. Und diese Abbremsung der Wirkung geht ursächlich nur auf den Meister-

kult zurück. Es ist hier also eine etwas schärfere Wirkung der Spitzenleistungen zu beobachten wie etwa in der Körperkultur jenseits vom Tanz. Dort blieb der Meister Lehrer, hier war er befangenmachendes Vorbild.

Daß der Meisterkult aufblühte, bewirkte andererseits die Ausprägung einer weiteren Seite des heroischen Sportlebens.

Wir müssen fragen, was denn innerlich die Menschen so ungeheuer auf den Spitzenleistungssport führt und was in Zusammenhang damit sie am Sport überaus fesselt? Man darf sagen, daß es das Gesetz der aus Kausalitäten abgeleiteten Gerechtigkeit sei.

Der Mensch lebt in seinem Privatdasein unter allen möglichen Verhältnissen, aber in den seltensten Fällen so, daß er restlos befriedigt wäre. Er erfährt bereits als Kind das Tiefste, was in diesen Jahren denkbar wird: Bosheit der Umwelt, die Ungerechtigkeit bewirkt. Und so lebt er unter Ungerechtigkeiten auch als Erwachsener, so leidet er unter dem Gefühl, daß es keine Gerechtigkeit in der Welt gäbe; nicht in der Politik, im Beruf, im Familienleben und der Wirtschaft. Da kommt der Sport und ist in der Lage, die Gerechtigkeit walten zu lassen. Nämlich Leistungen abzustufen, zu messen und qualitativ zu lohnen. Mehr als das! Der Sport ist in der Lage, auch den Weg zum gerechten Erfolg vorzuführen. Denn jeder Wettbewerb und jeder Kampf ist ein solcher Weg um die Gerechtigkeit und er endet immer mit einem äußeren, schnell erlebbaren Resultat. Kein Theaterspiel kommt dem jemals gleich: dort ist Pose und Fiktion. Kein Kino ist dem anpaßbar, denn alles ist Schein. Hier wirkt pulsierende Wirklichkeit, und die gespannten Menschen können verfolgen, wie die Gerechtigkeit im Sport spielt.

Jede Phase in dem Wettspiel ist geregelt nach kanonischen Vorschriften. Zufall der Handlung an sich ist ausgeschlossen, und der Kanon dient dazu, Selbstkontrolle ausüben zu können über den Vorgang auf der Sportbühne. Aber eben diese Vorgänge hängen ab vom Leben, von den Imponderabilien der Menschlichkeit. Ein weniger gutes Befinden, ein nasser Rennweg, etwas Hitze, eine kleine zufällige Sonnenblendung, das Treffen einer Ader, das Stolpern eines Tieres, das Brechen einer Kurbelwelle, das Verstauchen des Handgelenks oder was es sonst an Zufällen gebe: und schon ist die Position geändert, und die „Gerechtigkeit“ entscheidet über die Leistung. Ferner aber folgt auch aus dem Training heraus der Begriff des gerechten Lohnes.

Dieser hat fleißig gearbeitet, jener ist eher lässig oder faul oder gleichgültig. Dieser spannt alle Kräfte zusammen zur Übersteigerung, zur persönlichen Entwicklung, während jener auf den Lorbeeren auszuruhen scheint. Gerechtigkeit entscheidet auch hier im natürlichen Lohn für die Tat, der wiederum durch das Spiel jener Zufälle in sympathischer Spannung durchkreuzt und beeinflußt werden kann.

Drittens aber das Talent. Die Anlage der Natur und die Begabung. Neidlos betet das Volk Talente an, die ihm etwas bieten; den erfolgreichen Feldherrn, den Politiker wie den Sportsmann. Was früher Künstler oder Dichter vermochten, erfüllt heute unter anderen der Erfinder oder der Sportler. Er hat Talent, er ist begabt, er hat gearbeitet und war sorgfältig vorbereitet: also ist es gerecht, daß er siege. Das Volk sieht den Ablauf der Gerechtigkeit kommen, jede Teilphase des Kampfes versinnbildlicht den Gang zum Resultat deutlich. Und so gelingt es, in diesem heroischen Spiel den Begriff der Kausalität alles Geschehens zu erleben und das Gefühl dafür in sich zu festigen! Während das praktische Leben vielleicht gar den Glauben daran verlorengehen ließ? Die ungeheure Eindrucksfähigkeit der Menge für die Kausalvorgänge einer Handlung, für die notwendige Folge von Vorbedingungen, die gegeben waren und nun im Spiel lebendig aufeinander zustoßen, scheint die Popularität des Sports zu begründen, und diese Kausalitätsdarbietung kann keine Körperkultur ähnlich demonstrieren helfen. Sport ist abrollendes Leben, ist Schaustellung der Gerechtigkeit über dem Strom des Seins.

So gestaltet sich dann auch die Beziehung zwischen Meister und Volk aus! Wir kennen alle die sehr negativen Seiten des Meistertums wohl und werden noch von ihnen sprechen. Aber für den harmlosen, unverbildeten Sportfreund ist diese Beziehung so, daß jede Ungerechtigkeit, die begangen wurde, zur Empörung führt. Manches wird irgendwie stillschweigend einmal geduldet. Vielleicht gerade dort, wo ein Liebling erhalten bleiben soll — kurz vor dem unabänderlichen endgültigen Fall. Im großen und ganzen ist der Gerechtigkeitssinn jedoch so groß, daß alle Mittel benutzt werden, um die Kausalität echt zu erleben.

Wir ersehen anbetende Meisterverehrung aus der Distanz. Der Baseballmann Babe Ruth braucht sich nur irgendwo sehen zu lassen und schon ist ein Schwarm Buben um ihn herum, der ihn überallhin begleitet; dankbar und verehrend. Der stille Konsument

der Rennbahn und der Wettbewerbsstätten freut sich so mit und für den Meister, dem er huldigt, er schwört auf ihn; auch beim heimlichen Wetten. Dann die andere Form der Meisterverehrung, die wir Clique nennen. Sie hat ihre guten und auch gefährlichen Seiten. Nicht allzu selten lebt hier der Herd der Schiebungen, des *corriger la fortune*. Hier aber ist auch die feste Mauer, die die Kollektivehre um die Ehre des Meisters schlingt. Hier ist die ewig hereite Resonanz für trübe Stunden, die auch dem sieggewohnten Manne schlagen können. Dort muntert ihn diese treue Mannschaft auf, dort erinnert sie ihn an seinen guten Stern, dort hilft sie ihm vorwärts, wenn er selbst nicht mehr an den Erfolg hätte glauben wollen. Immer wieder sieht man Fälle, in denen der Meister aus der Clique sozusagen neue Kraft schöpft, und diese intime Form der Heldenverehrung ist in manchen Fällen etwas wirklich Heroisches. Natürlich finden wir auch anderswo Niederungen desselben Triebes. Wo der Heros ein Vereinsheros ist und wo der Verein die Welt darstellt, wo Verein gegen Verein operiert, wirkt das Duodezformat manchmal ernüchternd. Trotzdem wird man aber auch dann noch positive Werte finden, wenn man sich der anderen Begleiterscheinungen erinnert, von denen der durchgehende Wettbewerb der Menschen nicht die geringste günstige Wirkung des Sports sein wird.

Die Beziehungen zwischen dem Meister und der Menge nehmen dann, wenn die Kulminationshöhe meist eben überschritten ist, groteskere und auch abwegigere Formen an. Ein Mann wie Nurmi ist Weltwunder. Deprimierend für alle, die irgendwie als Läufer tätig sind, unheimlich für die Fernerstehenden; und nun sozusagen durch Gucklöcher beobachtet. Was er ißt, ob und was er trinkt, wie er wohnt und denkt, das wird Problem! Noch seltsamer wird der Meisterkult in Fällen, in denen die Hintergründe der Leistung offener zutage treten. Ein Mann wie Dempsey wird auch in Berlin bestaunt, selbst wenn er auf der Hochzeitsreise ist. Er kann Schneiderrechnungen unbezahlt lassen, denn es ist eine Ehre, für ihn zu arbeiten, ihm zu liefern! Diese Leute und Leutchen sind Könige, wenn auch nur von kurzer Dauer, aber immerhin mit klingendem Erfolg. Manchmal verstehen sie die Reklame. Dempsey filmt und Prenzel filmt. Der Meister wird auch im Film Bewunderung erregen, nicht wegen der kümmerlichen Kinoleistung, die man übersieht, sondern weil er sich zeigt und weil man beobachten kann. So wird die Popularität reklametechnisch gesteigert, ohne daß

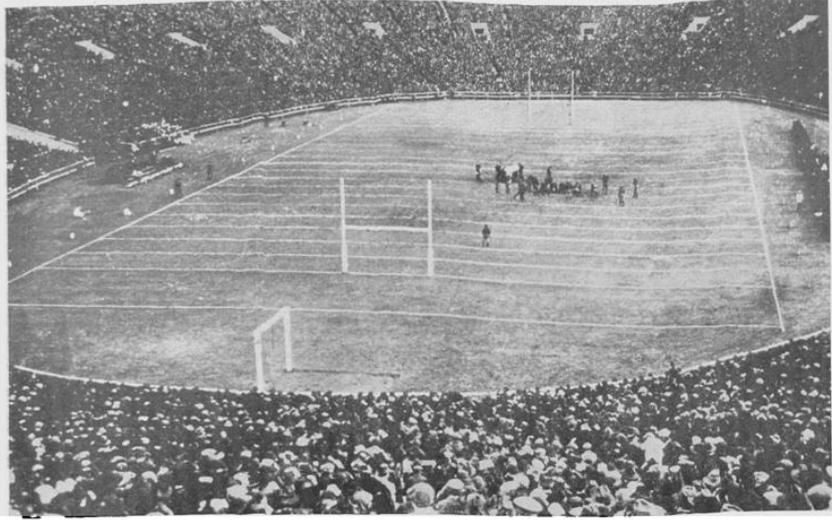
irgend etwas vom Sport damit gewönne. Im Gegenteil, hier sehen wir schon Abwegigkeiten, des Sportlebens drohen. Und wenn der Meister gar Hahn im Korbe wird und jene Sympathie gewinnt, die er mit dem Schauspieler, Schriftsteller oder Musiker teilt, dann lernen wir daraus nur die ungeheure Wirkung der Volkstümlichkeit des Sports. Dempsey, der starke Mann, im pruden Amerika zwischen den Badenixen. Dempsey ähnlich zwischen einem Rudel Frauen auf Korbstühlen im Miami. Klar erscheint, was für Urinstinkte auch im Sport schlummern, und wie die Frau auf sie feinspürig reagieren kann. Offener als in der Körperkultur (die das nur verschleiert und für das Publikum unzugänglicher pflegt) tritt hier die ewige Beziehung zwischen Sport und Liebe oder Heros und Eros zutage. Wir wollen darüber nicht rechten. Immer wird die Frau auf die Hochleistung, unbewußte Schlüsse ziehend, antworten. Und vielleicht ist das sogar diesem oder jenem der Ansporn, sich im Sport zu produzieren. Wir werden uns dieser Dinge erinnern, wenn wir vom Machttrieb im Sportlichen sprechen. Die Gleichordnung des Sportlers unter die Könige des Regimes und der Kunst ist jedenfalls heute unabwendliche Tatsache. Das ehrt nicht die Meister, sondern den Sport. — Wir sollen freilich eines über dieser wahrhaft heroischen Einstellung nicht vergessen. Nämlich den Umstand, daß so die Rekordmanie der Welt nur noch unterstützt wird.

Das Arbeiten mit Rekorden ist ein Arbeiten mit Ziffern. Wir müssen beobachten, daß die Welt immer mehr unter den Einfluß der Ziffer gerät. Und zwar nicht nur aus dem Sport her oder nur im Sport selber. Die Zahl und die Statistik stellen die praktische Philosophie des Wirtschaftslebens dar. Die Zahl gebietet Ehrfurcht; daher bleibt sie untrennbar vom Meisterbegriff. Die Zahl bestimmt unsere industriellen Leistungen und unsere technischen Fortschritte. Das Land, welches in dieser Beziehung erhebliche Fortschritte machte, Amerika, lebt nur von Zahlen und ihrem Kult. Dinge, wie die größte Brücke, die schwerste Lokomotive, der tiefste Untergrundbahntunnel, das höchste Gebäude, der heißeste Geysir oder das schnellste Automobil: das ist die Sprache dieser Zahlenkultur. Der Sport wird hierin eingeordnet, ja es gäbe vielleicht überhaupt keinen Sport unter uns, wenn nicht dieser allgemeine Zifferaufbau der Welt bestünde. Das muß aber im Zusammenhang mit der Meisterverehrung dahin führen, daß manchmal die Ziffer alles ist, und der Sport selbst das wenigste. Die Ziffer, die bisweilen dann

plötzlich abirrt und überspringt zu Dollarnoten. (Der stärkste Boxer mit den teuersten Eintrittspreisen und dem höchsten Wettumsatz der Welt.) Das steigert den Heros indirekt nicht minder, das ist eigentlich Konsequenz für seine Geschichte. Derselbe Mann wird von den meisten Frauen verehrt, dreht die häufigsten Filme im Sport und heiratet und scheidet sich wieder in ähnlicher Rekordmanie. Das hat er vor dem Künstler voraus, bei dem Rekorde nebenher und eigentlich eher als besondere Kennzeichen der Persönlichkeit genannt werden; in Zahl der Aufführungen, der Gage oder der Summen für Villenbesitz oder Schulden. Der Sportsmann kommt von der Zahl und stirbt mit ihr. Die Zahl ist vielleicht das innerste Verhängnis der Sportes, wenn wir von der heroischen Lebensform aus die Dinge betrachten. Es bleibt fraglich, ob nicht immer und zu allen Zeiten die Zahl über dem Menschen steht? Es bleibt fraglich, ob das Vakuum, das sich um die Höchstziffer lagert, nicht die freie Sportfreudigkeit betäubt und erstickt? Ob der Sport ohne dieses ehrfurchterweckende Symptom nicht gesunder atmen könnte? Ob es nicht zu seinem Ethos rechnen sollte, aus der Rekordmanie, als einziger Auswirkung, öfter sich zu befreien, als es schon geschieht? Wir sehen Nachteile auch im praktischen, schon unsportlich gewordenen Leben. Die deutschen Automobilindustrien, die noch mit Rennwagen imponieren wollen, sind auf falscher Fährte und fördern ihre Produktion durch diesen Ziffernkult nicht. Sie schädigten sich und die Konsumenten, wenn sie den Temposport mit Produktionsreklame verbanden. Aber auch auf dem eigentlichen Felde des Sports ist wahrscheinlich hier die Grenze, bei der das Halt gegeben ist. Und weshalb wir gerade von dieser Einengung der kulturellen Möglichkeiten des Sports fortstreben sollten, erhellt, wenn wir uns der dritten Lebensrichtung des Sports zuwenden: seiner kollektiven Seite.

DIE KOLLEKTIVE LEBENSRICHTUNG

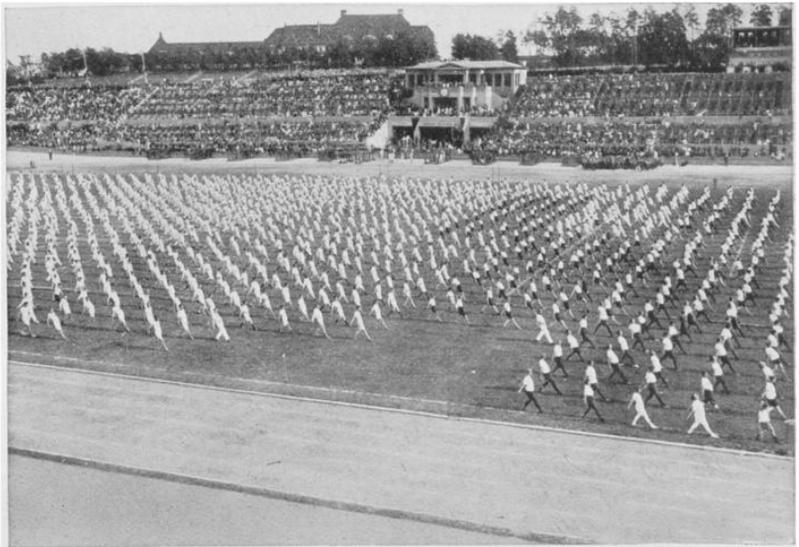
Der Mensch ist mehr oder minder ein kollektives Wesen. Er ist in seinem Innern von Sehnsucht nach Anschluß und nach Untertauchen in die Gesamtheit erfüllt. Der Einsame und der Isolierte sind entweder pathologische Persönlichkeiten oder Weise, die der Welt nicht mehr bedürfen. Einsam bleiben können fällt den meisten sehr schwer.



26. Massensport in Amerika: achtzigtausend Menschen beim Rugbyspiel

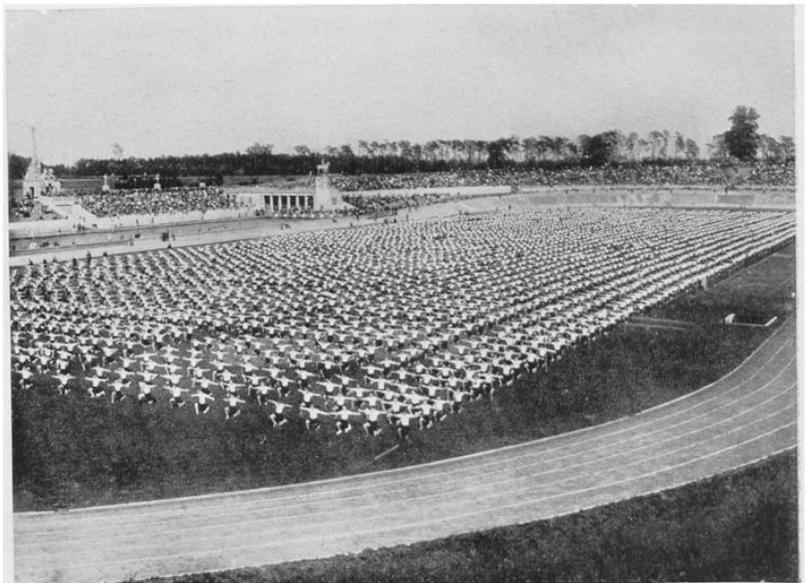


27. Die Masse voll konzentrierter Erwartung (von einer deutschen Rennbahn) Ruge



Riebicke

28. Die Menschenmasse als Schaubild <turnerisch-gymnastische Propaganda>



Riebicke

29. Die Menschenmasse als Schaubild <turnerisch-gymnastische Propaganda>

Wir müssen fragen, woher wohl dieses Gefühl nach anderen stammen mag und was es dem einzelnen eigentlich schenkt? Sicherlich sind es Erinnerungen an die frühesten Zeiten menschlicher Kultur, wenn der Mensch zur Masse und zur Horde immer wieder sich zurücksehnt. Wir finden auch Fälle von Infantilismen. Alle jene, denen die Eltern und die Mutter der notwendige Halt waren für ihre Entschlüsse und ihre eigene Meinung, die suchen steten Anschluß an andere, auch als Erwachsene. Sie sind in sich zu schwach, um allein zu sein, zu ängstlich dem Leben gegenüber, und so muß der andere Mensch ihnen Festigkeit und Zuversicht vermitteln. Ein anderer Typ ist innerlich hohl. Er läuft allein gelassen dauernd leer, er benötigt die Anregung durch die anderen Menschen. Er konsumiert ihr Wesen als Nutznießer, oder er wird durch sie veranlaßt, oberflächlichere Inhalte zu behandeln, im Gespräch, bei der Gesellschaft, in irgendeiner Tätigkeit, etwa auch dem Sport. Der Sport kann so für geistig leerlaufende Menschen ein wundervolles Feld anscheinender intellektueller Tätigkeit werden. Man sagte nicht mit Unrecht, daß es in den Vorkriegszeiten feudale Männer gab, deren Hirne nur an Pferden oder Frauen orientiert waren. Davon verstanden sie in ihrem Leerlauf einiges. Dasselbe findet man auch in abgeschlossenen Gesellschaftszirkeln. Wir reden vom Fachsimpeln, wenn Ärzte oder Juristen oder Ingenieure die Laien mit ihren Spezialkenntnissen langweilen. Noch heute gibt es in Adelskreisen und vormals höchsten Schichten Individuen, deren geistige Äußerung in der Beherrschung von Ranglisten oder einer Genealogie besteht. Auch der Bürgerliche hat in seinem Sinne Verwandtenklatsch. Das alles kann sich nur in der Gruppe äußern, und so gewahren wir, wie es auch Sportinhalte gibt, die zu merkwürdigen kollektiven Beschäftigungen des einzelnen führen. Zu Rennstatistiken, zu Namensgedächtnis und zu sonstigen Dingen, von denen wir manchmal nicht wissen, ob wir uns über die Bagatellenhaftigkeit des Bewußtseins amüsieren oder entsetzen sollen.

Es gab einen Mann, der die Lokomotiven eines Landes studierte und genau wußte, welche Geschichte und welche Besonderheit diese hatten: ob die eine ein Schild aus Messing statt aus Eisen trug, wo die andere rot oder schwarz gestrichen war, ob das Dampfrohr zur Bremsenluftdruckpumpe vor oder hinter dem Sandstreuer lag; und so weiter. Der Ärmste war nicht einmal Eisenbahner, sondern er hatte dank sonstigen geistigen Leerlaufs sich mit diesen sympathi-

schen Bagatellen nahezu mühelos den Schädel gefüllt. So gibt es Sportler, die nicht nur die Geschichte der Automarken, sondern auch einzelner Wagen sehr genau kennen. So gibt es eine sportliche Stallkunde. Und das alles hat erst vollen Wert, wenn es kollektive Verwendung findet, wenn also der Mensch seine Inhalte vor den anderen produzieren kann. So gestaltet sich dies kollektive Bewußtsein auch zu einer gewissen wohlgefälligen Selbstdarbietung unter anderen. Sicherlich ist der Herdentrieb der Menschen bisweilen durch diese Möglichkeit, unter anderen vor anderen glänzen zu können, auch im Sport befriedigt. Man kann die besonderen Kleinigkeiten dort gut unterbringen und so in engstem Kreise mittels der Bagatellen eine mehr oder minder führende Rolle spielen, überhaupt etwas werden. Dieser Trieb nach Geltung im kleinen ist erheblich, und wo er sich nicht zur unmittelbaren, heroischen Lebensform des Meisters aufschwingt, steckt er in der großen Gruppenfreudigkeit der Menge. Diese Gruppenfreudigkeit kennt aber noch andere Hintergründe.

Jede Herde hat ihren Angeber und Leiter und gerade im Vereinswesen des Menschen kann man immer wieder beobachten, wie eine erhebliche Zahl der Leute den größten Vorteil darin findet, im Stromschwimmen zu können. Das eigne Denken wird ihnen abgenommen, fertige Beschlüsse kommen zur Kenntnis und allgemeiner Abstimmung. Taylor, der in der Arbeit den Leuten das Denken und die Verantwortung abnehmen wollte, hat richtiger gesehen als die Wissenschaftler, die von Monotonie des Daseins sprechen. Die Angst vor der Verantwortung ist ungeheuer groß unter den Menschen. Sie fürchten sich vor eignen Entscheidungen und sie benutzen jede Gelegenheit, sich freiwillig einem Führer zu unterstellen. Je leichter manchmal, je weniger jung sie sind, je weiter sie also aus der Protestzone der Pubertät herauskamen. Der Herdentrieb des Menschen ist vielfach Bequemlichkeit und Angst vor positiver Stellungnahme. Und so erfaßt der Sport alle diese Möglichkeiten vortrefflich: die Angst, die Hilflosigkeit, die Besorgnis vor Selbstentscheidung und die Befreiung von dem eignen Denken. Eigenes verlangt der Sport in seiner kollektiven Wesenheit zunächst nicht, falls man ohne Ehrgeiz auf Meisterschaft sich ihm anschließt. Das Bedürfnis des Individuums nach anderen wird wie selbstverständlich vom Sport erfüllt und so muß er ein beträchtlicheres Sammelbecken darstellen können für viele, je mehr er als Sondersport diesem Hang des Menschen entgegenkommt.

Man kann sagen, daß der viel verschrieene Militarismus darin manchen Menschen Wesentliches bot, wenn er in Großgruppen nach Befehl handeln ließ. Wirkliche Individualitäten werden sich immer dagegen empören und den Militarismus ablehnen. Aber es gibt vielleicht noch nicht zehn Prozent Menschen, die die Gruppe nicht benötigen. Alle anderen können nur im breiten Strom des Lebens Wohlsein empfinden und dies erhalten sie in einem Fahrwasser um so eher, je mehr der Flußlauf wohl vorbereitet und Gefälle wie Tiefen von anderen sorgfältigst bedacht worden sind. Man mag dies alles beklagen, es bleibt unumstößliches seelisches Gesetz und es läßt sich schwerlich anders als aus den Verhältnissen der Vorzeit ableiten, wo die Menschenhorde die einzige Möglichkeit brauchbarer Existenz darstellte.

Der Hang zur Gruppe wird übrigens im Ausland noch stärker betont als bei uns. Man möchte da auf zwei Dinge hinweisen, die zumal auf dem Sportgebiete sich wiederum andeuten.

Das eine ist der von mir wiederholt vermerkte Befund, daß der Deutsche verhältnismäßig viel untypischer ist als der Angloamerikaner. Die Amerikaner sind in ihrem Wesen uniforme Charaktere, während wir in Spielarten schillern, uns nach Stadt und Land, Norden und Süden, nach Bildungsschichten oder Stämmen sorgsam differenzieren. Der Ausdruck „Deutscher“ besagt niemals gleich viel an Bestimmtheit, als der Titel „Engländer“. Und so sehen wir auch im Sport als Gruppenform des Gesellschaftslebens nichts wie Spaltungen. Nichts wie Eigenbröteleien. Es ist, als hätten wir dank unserer komplizierteren seelischen Struktur nahezu den Ehrgeiz, auch die Gruppen in voneinander abweichende Richtungen zu zersplittern. Selbst dort (wie etwa in dem Kampfe Turnen-Sport), wo die gemeinsame Sache über den Gegensätzen stehen sollte. Diese merkwürdige Eigenschaft hat auch der deutsche Gruppenmensch und so kommt es, daß wir zwar nicht immer ein blühendes, aber jedenfalls ein sehr spielartenfrohes Vereinsleben im Sport — wie überall sonst noch — kennen.

Das zweite ist der Hinweis darauf, daß im Ausland der Kollektivtrieb auch in den bekannten Einrichtungen sich äußert, die gerade für die Gebildeteren die Klubs ausmachen. Eine Straße wie die Pall Mall oder St. James Street in London kennen wir nicht. Der Klub als das kollektive Lebensmilieu ist uns fremd. Und die ganze Kollektivkultur der Klubleute — die vielfach ebenfalls ihre sportliche Aus-

wirkung hat — schätzen unsere Gebildeten längst nicht in dem Maße wie in England. Selbst die Gruppenbildung des Wiener Kaffeehauses, in dem man Briefe schreibt, Sprechstunden abhält, diskutiert oder schläft, ist in Deutschland immerhin eine seltene Form kollektiven Daseins der Menschen. Das wirklich Kollektive war früher der Gesang, dann mehrere Spielformen (in Deutschland etwa Skat oder Kegel) und erst in den letzten Dezennien ist der Sportverein das Reservoir für die Menschen mit dem Hunger nach Anschluß. Nur bei den Akademikern hat sich ein Verbindungswesen deutlich entwickelt, das freilich in ganz anderem Sinne Kollektivität erstrebte: als Zuflucht in der Stadt für die Leute aus dem kleinen Ort, als Aufsichtsinanz zur Erzielung mannhafter Sitten bei den Füchsen, und als Stellenvermittlung für den Kandidaten, dank der guten Position der alten Herren. Das Korporationswesen ist gegenüber der Sportwirkung viel zu logisiert aufgezogen, um ähnliche Wirkungen ausüben zu können.

Es gibt für Kollektivstreben noch einen persönlichen Grund, der sehr paradox wirken mag, aber tatsächlich vielfach im Hintergrund vorhanden ist. Es ist dies die Großstadt.

Die Großstadt ist der Ort der Einsamkeit. Nirgendwo ist der Mensch gleich isoliert wie dort. In der äußeren Fülle von Menschenmassen treibt er beziehungslos umher und dies Erlebnis ist für manchen Neuhinzugezogenen erschütternd. Nur der geborene Großstädter mag dies ertragen. Der Kontrast zwischen der Menschenmasse und der eignen Unbekanntheit, das Erkennen, eine Nummer unter Millionen anderer zu sein, wirkt für den Menschen kleinerer Ortsformate niederdrückend. Der Mann vom Lande war daheim überall bekannt, man begrüßte ihn und grüßte jeden, der des Wegs kam. In der kleinen Stadt spielt der Name und die Familie eine gewisse Rolle und löste bei anderen Bekanntheitsqualitäten aus. Für den Neuling ist daher das Großstadtmilieu vorerst eine Mauer. Die Masse erstickt ihn durch ihre befremdende Gleichgültigkeit. Er lebt ausgestoßen wie ein Paria unter diesen vielen Leuten. Das ist ein Bitterkeitsgefühl ohnegleichen und so wird Einsamkeit zugleich Sehnsucht zur Masse, zur Aufnahme in die großstädtische Gesellschaft. Erst später erkennt der Neuling, daß auch die Großstadt, daß die Vororte, ja die Straßenstücke Provinzen in sich darstellen mit eigenem Klatsch und eigener Kollektivbeobachtung; in den neutralen Orten, der Geschäftsgegend oder den Verkehrsplätzen ist weniger davon zu

spüren. Die Großstadt vermittelt einen Rausch an der Masse. Der wirkliche Menschenstrom auf ihren Straßen hat etwas Mitreißendes an sich und niemand kann sich der suggestiven Seite dieses Stromes entziehen, wenn er erst einmal die anfängliche Befangenheit überwunden hat. Von diesem Strom nährt sich auch das Kollektivgefühl des vierten Standes.

Aus dieser ekstatischen Wirkung der Kollektivität stammen die Wirkungen auch im Sport: die Großverbände und die Großeinrichtungen und die international eindrucksvollen Wettbewerbe sind immer Großstadtsport gewesen. Ohne Neuyork oder London oder Paris oder Berlin wäre der neuzeitige Sport schier undenkbar. Die Großstadt fasziniert ihn, lockt ihn herbei, obschon sie Sport in ihren eignen Mauern nicht beherbergen kann, vielmehr alles in ihre Nachbarschaft verlegen muß. Vom Lande oder von der Kleinstadt sind dagegen kaum belangvolle Sportanregungen gekommen. Alle Meister und alle Neuheiten und Rekordziele erwachsen auf dem großstadtdurchtränkten Sportfeld. (Wir werden hören, wie noch ein anderer Großstadtfaktor — nämlich die industrielle Arbeitsweise — mit dieser Überbetonung derselben Erscheinung zusammenzuhängen scheint. Hier buchen wir vorerst einmal diese Erkenntnis als Ergebnis. Das Bedürfnis der einzelnen nach anderen ist in der Großstadt reger als auf dem Lande und in der Provinz. Die kleineren Kreise verfügen über eine Bekanntheitsqualität auch der Menschen. Die Großstadt lockt in ihren verschiedenen Erscheinungsformen an, immer neue Spielarten des Daseins kennenzulernen, im Strudel sich mit dem großen Rhythmus zu vermählen, der über dem metropolen Getriebe schwingt. Allgemeinmenschliche Tendenzen zur Gruppe hin finden sich also bereits in den Lebensbedingungen des Sports vor. Und so ist es selbstverständlich, daß der Sport das Gruppengefühl und das Gemeinsame selbst im formalen Training pflegt. Kein Sport im Spiel ohne Gruppe, ebensowenig aber auch wechselndes Training ohne Kollektivität. Die Pflege des Gemeinschaftssinnes tritt am krassesten zutage, wenn wir Versuche sehen, diese neuen Gedanken des Kollektiven schon im Vorspiel den Menschen beizubringen.

Eine neuartige Stilübung im Laufe benutzt den gemeinsam getragenen Baumstamm. Man kann sich auch als einzelner zweifelsohne trainieren und Stillauf lernen. Aber gerade hier wird das Kollektive den Eindruck des Sportwertes und der inneren Beziehung zur großen Sportwelt dem Anfänger näher legen, wenn er zwangsläufig

an andere Individualitäten gekoppelt ist. Das, was er allein auch üben könnte, muß er hier immer im Rhythmus der anderen mitmachen. Er wird von der Gruppe schon im Training erfaßt und aufgesogen. Oder das Pushball-Beispiel! Es gibt sehr verschiedene Arten der Ballspiele. Der Pushball ist ein Urtyp, der überhaupt ohne Gruppe undenkbar wäre. Er ist zugleich ein Fall von Trainingssport, denn er wirkt in seiner Art ganz und gar anders bedingt als etwa der Fußball mit seinen im Sportspiel gegebenen Lagern. Er ist auch wieder etwas innerlich anderes als der bloße Medizinball, den schließlich jeder für sich im Training anwenden könnte. Der Pushball schweißt zur Gruppe zusammen und wer noch vorerst außer ihr steht — vielleicht ängstlich oder zurückgezogen aus Überlegenheit anderer Art — muß hier sich auf Gruppe einfühlen. Die Pushballeute lernen die sportliche Stärke der Kollektivität an diesem sehr einfachen und nahezu spielerischen Fall ausgezeichnet kennen. Durch diese und viele andere Beispiele sieht man immer wieder den Hang zur Gruppe durchbrechen.

Das Training des Spitzenwertes ist wesentlich isolierter bedingt, auch im Training. Vielleicht findet man in solchem Beispiel den innersten, oben erwähnten Trieb der durchschnittlich begabten Menschen wieder, in der Gruppe sich stark zu fühlen, da sie isoliert allzu leicht unterwertig wären und konkurrenzunfähig bleiben? Vielleicht ist Flucht in die Gruppe manchmal der Sinn; nicht eine freiwillige Zusammenfassung mehrerer zur Gemeinschaft? Unterschätzen wir diese kollektiven Dinge nicht! Gerade hinsichtlich der Gefahr der „Kanonenkultur“ im Sport, von der wir oben handelten, ist diese Kollektiveinstellung der Sportler als Lebensform von hoher Bedeutung!

Kollektiv freilich sind noch zwei weitere Faktoren bedingt, und wenn wir die Entwicklung des Sports als Kulturwert überschauen, dürfen wir nicht verkennen, daß auch sie teilhaben an dem Gewordenen. Diese weiteren zwei kollektiven Zubringer sind die Nachahmung und die Mode.

Der Mensch allein ist schwach, er ist furchtbeseelt, er flieht zu den anderen aus der Einsamkeit, er flieht zu ihnen im Rausch des großstädtischen Wirrsals. Er kommt zur Masse aber auch so, wie es uns jeder Volksauflauf und jede heftige Szene bei Unglücken oder freudigen Geschehnissen beobachten lehrt. Das Herdige im Menschen bindet sich mit jener Nachahmungssucht, die wir bereits bei gewissen

Tieren beobachten, deren Namen zu nennen unschicklich wäre. Wir kennen die Wirkung der Nachahmung stärker noch aus der Kinderpsychologie. Es gibt Epochen in der jugendlichen Entwicklung, in denen das Kind die Erwachsenen dauernd nachahmt. Jede Fratze, die man dem Kinde vormacht, imitiert es auf bestimmter Lebensstufe. Jedes Gespräch der Eltern findet sich im Kinderspiel ewig verankert. Der Beruf des Vaters, die Art wie die Mutter die Freundinnen begrüßt und bewirtet, die Art wie die Verwandten heimlich beklatscht werden: das alles wird getreulich nachgemacht. Und so bleibt das Nachahmen eine dauernd dem Menschen innewohnende Eigenschaft. Gerade eine Eigenschaft des Durchschnittsmenschen. Wir sehen, wie kleine Ladenmädchen, an Hand des Kinobesuches, die Filmsterne in Haltung oder Gebaren imitieren. Wir sehen, wie der Bureauangestellte den Chef unwillkürlich kopiert; vielleicht gerade daheim in seinem privaten Wirkungskreise. Und so muß man sich auch den Herdentrieb der Imitation vorstellen in den Schulen, den Werkstätten, den Vereinen.

Sport konnte so eine belangvolle Lebensform für die Gegenwarts-kultur werden, weil er bequemer zur Nachahmung führt. Auch das künstlerische Leben ist imitationserfüllt. Aber Sport ist leichter nach-zuzahlen: also auch mitzumachen. Man hat geringere äußere Anschaffungen und vielfach auch geringere besondere Begabungen vor-auszusetzen. Überdies gerade bei denen, die imitieren, ohne Meister werden zu wollen. Und außerdem leuchtet das Vorteilhafte der Nach-ahmung ein. Kunsttätigkeit ist ideell wertvoll, Sport hat leiblich-praktischen Nutzen. Und jede Nachahmung, die mit dem Körper zusammenhängt, ist willfähriger getrieben als die Imitation auf un-sichtbare Werte hin. Gerade weil viele den Sport zu einfach und auch zu begrenzt einschätzen, verfallen sie dem Nachahmungszwang des Menschen.

Dieser Nachahmungszwang ist ein Wirkungsgrund für Reklame. Wäre der Mensch nicht unkritischer Nachahmer anderer, hätte es die Werbekunde schwerer und sie würde wohl auch unmöglich sein. Genau so lebt von der Nachahmungsfreudigkeit die Mode. Damit erwähnen wir den zweiten Faktor für die kollektive Wirkung des Sportlichen in den Lebensformen der Gegenwart.

Die Mode ist für das Wirtschaftsleben unvermeidbarer Motor. Ohne Mode, d. h. hier die Möglichkeit, auf Menschen Einfluß zu üben mittels Nachahmungstrieb, würden die Textilindustrie, die che-

mische Produktion und viele andere Zweige versiegen, jedenfalls in ihrer wechselnden Erscheinungsform zurückgeschraubt werden. Auch der Sport untersteht der Mode, was natürlich etwas ganz und gar anderes ist als die Saison.

Saisonsport bedeutet die notwendige Gebundenheit spezifischer Sportarten an klimatische Vorbedingungen und die gesellschaftliche Einordnung der Sportvorgänge an den Jahreskalender. Mode bedeutet, daß, wie man zu sagen pflegt, bestimmte Sportarten en vogue werden. Daß sie also nicht etwa irgendwie einer besonderen Propaganda unterstehen; einer Propaganda, die vielleicht kaufmännische oder technische oder auch nationale Hintergründe hat. Wenn Technik und Wirtschaftsleben sich verbinden, um einen guten Geschäftsgang durch eine Sportart zu bewirken, werden viele imitatorisch auch dieser unспортlichen Reklameabsicht sich fügen. Wenn eine neue Drahtseilbahn erbaut ist und dieser Vorgang durch eine Propaganda für irgendeinen Bergsport verbunden ist, kann dieser oder jener Ort Mode werden. Auch die Gummiindustrie kann Sportformen kultivieren, bei denen ihre Erzeugnisse (etwa Faltboote, Bälle oder was es sonst sei) eine beachtliche Rolle spielen. Daß aber Mode vorliegen kann und daß sogar freiwillig das Publikum diesem kollektiven Standard sich zunächst fügt, beweisen auch die Fehlschläge.

Vor Jahrzehnten wurde versucht, in Berlin die ausländische Mode des Wagenkorsos, also einer sportlich aufgezogenen Revue edler Gefährte des Privatbesitzes, im Tiergarten einzuführen. Es war dies noch die Zeit, in der das Auto keine wesentliche Rolle spielte — der Versuch mißlang. Von dem Mißlingen des deutschen Polos war bereits die Rede. Es bürgerte sich auch in den Kreisen nicht ein, die wir fashionable nennen. Und das, obwohl doch ausländische Moden so „modern“ wurden! Als dagegen die Amerikaner auf die, ihrer ewigen Motorik und Unruhe ganz entsprechende, absurde Idee verfielen, mit Gummitieren im Wasser zu reiten, fand man die modische Imitation prompt am Wannensee wieder vor. Das Gummitier (s. obige Industrie!) war über Nacht modern geworden. Ebenso wurde in gewissem Sinne modern Kriкет oder Golf, auch bei uns, nachdem Tennis schon nicht mehr als Mode, sondern als konstanter Sport, als selbstverständliche Möglichkeit, angesehen werden konnte. Mode hat gern Einfluß auf Saisonsports, sie findet sich ferner vor bei neuartigen Sportformen, die von außen eindringen. Aber wie der Filzhut heute nicht mehr modern, sondern alltäglich ist — von den „modischen

Varianten“ sehen wir ab — so gibt es Sportformen, die ursprünglich Mode waren, und dann Dauerbestand des Sportfeldes wurden. Modern in diesem Sinne ist gerade eben noch Bobfahren oder der Skisport; gerade eben noch, denn beides wird in zehn Jahren bei uns dauernd gegeben sein. Und doch gab es in Deutschland vor zwanzig Jahren noch nichts Wesentliches davon zu sehen. Und endlich kann eine Mode auch ausgesprochen unmodern werden. Der Smoking oder Cutaway kam einmal neu auf, blieb dann dauernd bis heute — die Krinoline und der Schoßrock waren einmal modern, sind aber heute museumshaft oder von maskenhafter Wirkung. Es gibt auch Sports, die diese Gefahr des Veraltens zeigen und die daher keinen Nachwuchs mehr bekommen. Denn man geht im Trieb nur nach dem, was modern ist. Ein aussterbender Sport ist der Fahrradsport. Vielleicht ist ein Rütt der letzte König auf diesem Gebiet? Durch zwei Neuerungen rettete sich die Ursprungsidee auf uns herüber: durch das Motorrad (das eigentlich aber eine automobilistische, nicht die Fahrradidee vertritt) und durch die Sechstagerrennen, die, typisch amerikanisiert, den Sport durch Rekorde hochzüchteten, um ihn zur Groteske werden zu lassen. Wir sehen darin bereits Entartungserscheinungen und den Beginn des Verfalls. Auch der Rollschuhsport hat sich nicht festigen können. Der Schlittschuh rettet sich durch die günstige Wirkung der Saison. Saisonsports können sich dadurch, daß sie nicht dauernd möglich sind, längere Zeiten halten. Die Probe aufs Exempel kann man immer an Hallensports machen, um den Modeeinfluß zu studieren. Und so ist auch heute — man mag es betrachten, wie man will — das Reißen veraltet und das Ringen durch das Boxen abgelöst. Vor 20 Jahren galt das Ringen noch als das non plus ultra der Sportmöglichkeit — heute wird es manchen Sportler geben, der sich diesem Gebiete überhaupt nicht unbedingt mehr zuwenden mag, außer wenn er es berufssportlich im Ausbildungsgang zu erledigen hat. Die Mode ist also auch im Sport außerordentlich wirksam und gerade kollektives Motiv.

Die Masse der Sportler fügt sich immer diesen modisch bedingten Grundsätzen, wie sie auch abhängig bleibt von anderen Wirkungen der Modevorschrift. Für den Sport bedeutet dieser Einfluß ein Stück Leben. Ohne Modeeinfluß finden wir nur jene uns seltsam verkalkt erscheinenden asiatischen Sports. Wer aber andererseits weiß, wie stark das historische Fühlen der Chinesen und Japaner ist, die auf eine viel ältere, als unsere Kultur zurückblicken, die in ihrer gesamten

Weltanschauung nie die Gegenwart, sondern die Welt der Ahnen in sich fühlen und sie sorgfältig zu erhalten mühten: der begreift die wesentlich starrere Form und den erheblichen Konservatismus der Gebarung auf sportlichem Gebiete in Ostasien, genau so wie er ähnliche Tendenzen in dem Familienrecht oder der Kunst beobachten kann. Wir — und noch viel weniger die Amerikaner — kennen das alles nicht und so ist die kollektive Lebensrichtung im Sport eben durch jene modischen Einflüsse garantiert.

Damit kommt man aber noch zu einer ganz besonderen Form der kollektiven Lebensrichtung des Sports: nämlich zu den Begriffen: „Zuschauer“ und „Konsument“.

Wir werden die erheblich negativen Seiten des sogenannten „Sportbetriebs“ noch erläutern. Hier wird man auf die beiden wichtigen Begriffe deshalb verweisen, weil der Sport ohne diese nicht den Gemeinschaftswert besitzen kann. Körperkultur, Gymnastik und Turnen sind ohne Zuschauer denkbar. Der Sport trägt in sich die Bestimmung, demonstriert zu werden, vor der Allgemeinheit zu erscheinen. Der Sport ist eine Sache der Öffentlichkeit, die Körperkultur trägt wesentlich privateren Charakter. Viele mit der Sportethik zusammenhängenden Angelegenheiten leiten sich aus der öffentlichen Beziehung ab. Diese Öffentlichkeit ist durch Zuschauer und Konsumenten dargestellt. Und wir dürfen nicht verkennen, daß beide Typen Erlebnisformen des Sports sind. Der Sport kann nicht nur durch den aktiven Teilhaber, sondern auch durch den stillen Kumpanen getragen werden. Wir müssen daher beide ebenfalls zu den kollektiven Bedingungen der Angelegenheit hinzurechnen.

Der Zuschauer ist der Mensch, dem Sportgenuß durch eine merkwürdige Form kollektiver Einfühlung und Anschmiegsamkeit möglich wird. Sport wird ihm so Genuß und Lebenselement. „Zuschauer“ würde zuerst nur auf die theaterhafte Sensation, also das eigentliche Schauen verweisen. Das Auge und das Ohr als den Genuß vermittelnde Organe, die gespannte Aufmerksamkeit als Spannungszustand, die gefühlsbetonten Begleiterscheinungen im Inneren als persönliches „Mitmachen“: das sind die zunächst in Betracht stehenden Zuschauererlebnisse, wenn wir vom einzelnen Menschen sprechen. Aber dies Schauen allein macht den Sportgenuß nicht aus. Wir erfahren, wie gerade das Miterleben vielen Menschen wichtiger wird als die Schau. Die Möglichkeit, als Unbeteiligter ein aufwühlendes, spannendes Bild zu erleben, an den Handlungen anderer sich selbst und seine

unterschichtigen Gefühlsmomente auszuleben. Dieser leichte Kitzel zur Sensation hin und deren nervöse Spannung sind sicherlich ein außerordentlich nachhaltiger Grund, Sportplätze zu frequentieren und einen Sport populär zu machen. Es treten aber noch andere Dinge in Erscheinung, die viel kollektiver sind. Nicht der Einzelfall gibt den Schwingungszustand der Zuschauer wieder. Über ihnen allen liegt es wie ein großer Akkord der Begeisterung oder eine Fermate voller Spannung. Das ungeheuer Wesentliche ist das Mitfühlen und Verbundensein aller zu einem Massengeschöpf. Wir sehen die spannungsvollen Gesichter der Zuschauer photographiert: alle sind eigentlich ein offener Mund, ein gereckter Hals oder eine geballte Faust. Wir merken, wie dieses Massenwesen brüllt und gestikuliert, gestaffelt nach dem Temperament des Landes und dem Gegenstande der sportlichen Vorführung. Und so spricht jeder Zuschauer hinterher durchaus bewußt: wir haben gesiegt, wir haben dies und jenes getan, als ob er selber dabei gewesen wäre. Wir erwähnten dieses Fluidum von der Clique und der Umgebung auf den Ausübenden und umgekehrt. Hier müssen wir der Atmosphäre gedenken, die die Zuschauer zusammenschließt zu einem großen Erleben der Gemeinsamkeit. Alles das, was oben vom ausübenden Sportler hinsichtlich der Kollektivität gesagt ward, trifft für den Zuschauer wiederum zu. Er steht nur auf einer anderen Ebene, aber auch er flieht aus der Angst und der Einsamkeit zum Sportplatz, auch er lernt aus der Großstadt das Kollektive schätzen, auch er ahmt nach und folgt der Mode: geht zum Pferdesport, zum Besuch des Sechstagerrennens, weil man es gesehen haben muß; und so weiter. Der Sport wird so von jeder Seite her kollektivistisch gestützt, von den Agierenden, von den Schauenden und endlich aus der Wechselwirkung dieser beiden Gruppen aufeinander.

Wie merkwürdig Sport kollektiviert, kann man in Fällen beobachten, in denen sozusagen gar nichts zu schauen ist. Jeder Angler findet sein Publikum. Und das Publikum schaut ebenso ruhig oder stumpfsinnig oder pessimistisch auf das Wasser wie der Agent. Es steht wie er manchmal lange Zeit in irgendeinem augenblicklichen Verknüpfungszustand mit dem Angler, ja mit der Sache selber. „Heterogene Gruppe“ würde le Bon diese Kollektivität genannt haben. Diese Selbstverständlichkeit der Sammelseele kann höchstens nur dort unterbunden werden, wo die Sportform unverständlicher ist, weil ihre Regeln besondere Kenntnisse bedingen.

Hierin ruht wiederum ein wesentlicher Unterschied gegenüber der Körperkultur und dem alten Turnen. Das Bewegen menschlicher Glieder ist verständlich und das Turnen in seiner einfachen Mechanik jedem Menschen offenbar. So sieht er zu und staunend gewahrt er vielleicht die Drillergebnisse oder stolz fühlt er den Wert des Turnens auf „Ertüchtigung“ hin. Er ist nicht kollektiv verschmolzen wie der Sportzuschauer, er bleibt immer noch etwas abseits, er sieht alles, wie man die Auslagen eines Schaufensters hinter Glas prüft. Im Sport macht er mit — hier mustert er und zensiert. In der Körperkultur und dem Tanz ist das kollektive Fluidum, ähnlich wie beim Theater, zwischen Zuschauer und Agierenden bedingt. Die Körperkultur rollt sozusagen ab, nicht immer mit jener Begrenzung der Mechanik wie beim Turnen, aber auch niemals nach dem Kanon des Sports. Sie fordert Einfühlung in die Idee, das Thema und das Programm der Darbietung. Diese freie künstlerische Schöpfung (in extremer Form etwa als Tanz) kann der Zuschauer miterleben, er kann sie auch kritisieren, er kann auch leise mitschwingen: an und für sich nimmt der Künstler aus dem Mitschwingen nur verstohlene Werte heraus, denn eigentlich ist die Kunst in ihrer Form unabhängig vom Beifall der Menge. Nichts beweist dies mehr, als die eingangs erwähnten Uranfänge des Barfußanzuges in Deutschland. Das Publikum soll und kann künstlerisch erzogen werden. Es versteht eigentlich nichts von allem, es besitzt den guten Willen der Einfühlung, es darf frei kritisieren und damit ist der Ring geschlossen. Wie ganz anders der Sport! Hier kontrolliert der Zuschauer, kontrolliert sogar kritischer Schärfe erfüllt. Er weiß alles genau, er kann urteilen, inwieweit diese oder jene Lösung geschickt oder ungeschickt, Fortschritt oder Rückfall der Leistungen sei? Oder — der Zuschauer kann persönlich nicht so unvermittelt mitmachen oder irgendeine Veranstaltung „begreifen“. Kennt er die Regeln nicht, langweilt ihn die Darbietung möglicherweise außerordentlich — bleibt er auch unfähig zum Mitmachen mit der Kollektivität! Wer die Tennisregeln nicht kennt, wer von Rugby nichts weiß, hat als Zuschauer wenig davon. Und hieraus erklärt sich auch die außerordentliche Resonanz der Menge für solche Sports, die allgemeinverständlich sind, deren formaler Erkennungswert sinnfällig vor Augen tritt.

Derartig sinnfällige Erkennungswerte sind zum Beispiel Kraft oder Tempo. Wenn Kraft oder Tempo in irgendeiner Sportart unmittelbar das Entscheidende sind, werden diese Sportarten kollektiv beliebter



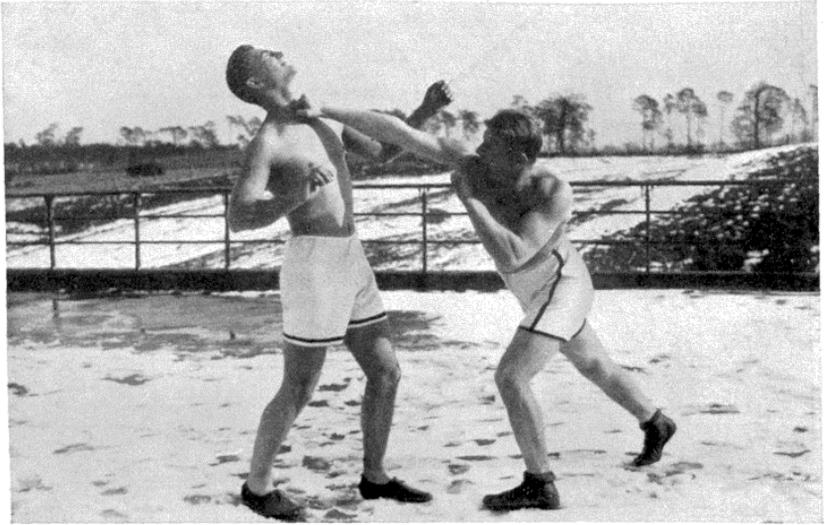
Rodero

30. Sport im Urtrieb: der Torero setzt Banderillos in den ihn anrennenden Stier



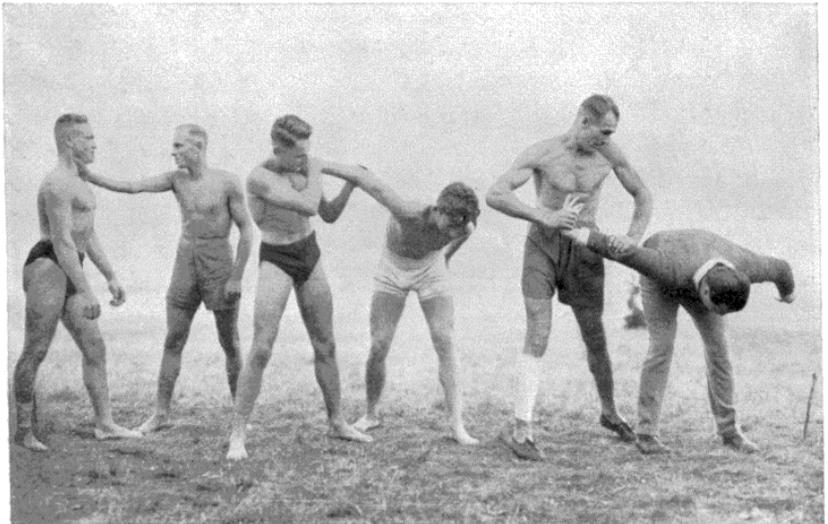
Menzendorf

31. Durchbrechen des Machttriebes über die Kreatur



32. Verbotener Kehlkopfschlag beim Boxen

Riebcke



33. Phasen aus Jiu Jitsu

und so verbreiteter. Daher ist als Kraftsport — wenigstens für den naiveren Zuschauer — der Boxkampf einleuchtend. Nicht die feineren sportlichen Griffe überschaubar der Mensch, sondern das Kraftresultat: das Auszählen und knock out ist ihm das Wesen der Sache. Deshalb ist der Autorennsport so eindrucksvoll, denn Tempo begreift jedermann. Aber die verwickelten Sportarten mit allerhand komplizierten Spielregeln sind dem laienhaften Publikum unverständlicher. Etwa wie ein Schachspieltturnier, das die Kenner zu intensivster Spannung und Begeisterung anfaßt, die Laien aber, die allenfalls beobachten, daß nach irgendwelchen Regeln geheimer Art die Partner sich hier und da Figuren fortnehmen, zu tödlicher Langeweile führen könnte. Kollektivität und Gemeinverständlichkeit hängen also ebenfalls zusammen, und wir dürfen ruhig sagen, daß daher nur die Oberfläche gemeinverständlich zu sein braucht. Ob wirklich alle Besucher Dempseys je die Boxregeln beherrscht haben, ist mehr als fraglich. Und es könnte auch sein, daß sie räumlich nicht einmal in der Lage waren, alles bis ins einzelne zu beobachten. Wie seltsam faszinierend das Sinnfällige bei jedweder Raumdistanz bleiben muß, erweist der Alpinismus. Er fesselt als Sport eigentlich den Zuschauer nur aus der machtlosen Ferne. Aber die Leute verfolgen die Kletterer interessiert mit den Krimstechern, als ob sie in unmittelbarer Nähe dabei wären, und der Alpinist kann sich sagen, daß irgendwo und irgendwann glasbewaffnete Augen sein Handeln beobachten mögen. Ähnlich steht es mit dem Flugsport für die Zuschauer. Bei ihm kommen hohe ästhetische Werte mit hinzu, um neben der Sinnfälligkeit der Handlung ihn so zu kollektiver Beliebtheit zu führen.

Die besondere Frage ist dann noch die, wann wohl ein Zuschauer zu dem Entschluß kommen möchte, mitzutun? Das heißt, sich als Handelnder dem Sport beizugesellen? Durch die Schau so animiert zu sein, daß er beschließt, die Rolle des Zuschauers mit der des Akteurs zu tauschen. Man kennt Fälle, bei denen die kollektive Erlebnisform so erheblich ward, daß sich jemand entschloß zu diesem Wechsel. Wir wissen aus der darstellenden Kunst, wie jemand nur durch den Schauspielereanblick zur Bühne streben kann — und auch zur Bühne gelangt. Dieser ungestüme Impuls richtet sich naturgemäß im Sport neben anderen, beispielsweise wirtschaftlichen und soziologischen Bedingungen auch nach dem Alter. Der ältere Mensch endet so in einem Sportverein mehr oder minder amateurhaften Gepräges und kleineren Ausmaßes. Der junge Mensch wirft, wie wir aus der Ge-

schichte des Sports erst jüngst erfahren, sein akademisches Studium hin, um sich ganz dem Berufssport zu widmen. So kann aus der Zuschauer- oder Amateurrolle der Berufswert erwachsen. Aber natürlicherweise werden Hochleistungen andere Wege einschlagen: frühe Talentwirkung im praktischen Leben und Training von Jugend an. Und auch darin kann die Körperkultur wiederum abweichen, wie Einzelbeispiele offenbaren. Darin weicht auch Theater und bisweilen sogar der Film ab. Das Alter ist kollektiv und subjektiv-individuell im Sport ein ungeheuer entscheidender Wert und vielleicht bisweilen der einzige Grund, der eine noch viel intensivere Umgruppierung der Zuschauer auf die Seite der Akteure hindern mag.

Nun noch ein Wort über den Konsumenten. Der Sport ist auch an das Konsumententum gebunden und wir sehen, daß er eine große Reihe von Nebenberufen hervorgebracht hat, die alle vom Sport leben und die sich wiederum durchaus kollektiv zur Sportwelt rechnen. Es gibt dies und das auch bei den Künsten und der Körperkultur.

Hier beim Sport denken wir zunächst an die Trainer und ihre Kreise, die eine sehr erhebliche Rolle spielen und ohne die eigentlich der Sport unmöglich wäre. Wir denken ferner an die Leute, die sich Impresario oder Manager nennen. Ihre Beziehung zum Sport ist schon wesentlich fragwürdiger, denn sie vertreiben im allgemeinen die Sportler, wie man Bühnensterne oder auch Kakao verkauft. Wir denken an die jetzt offiziell gewordene Gilde der Buchmacher und der Wettbureauinhaber. Wir denken an die Legion der Zeitungsschriftsteller und Inhaber von Magazinen und ähnlichem, das Sportkonsum darstellt. Wir denken an die breite Industrie, die vom Sport lebt. Gummiwerke haben Prachtausgaben sportlicher Literatur ermöglicht; Autobranche und Zeitschriftreklame sind wirtschaftlich verbundene Faktoren. Wir denken auch an all die vielen Existenzen, die als Hilfsarbeiter und dergleichen eine Rolle im Sport spielen, ähnlich wie das Theater ohne Kulissenarbeiter und Maschinisten undenkbar wäre. Uns fesseln unter diesen mehr oder minder selbstverständlichen Typen der Trainer oder Hilfsarbeiter vor allem solche, die tatsächlich Konsumenten werden, die den Sport als Artikel benötigen, ihn in sich verarbeiten, von ihm leben. Die die Sportveranstaltungen verwirtschaftlichen oder die aus produktiven Gründen Sportformen unterstützen und kultivieren helfen.

Auch sie sind kollektiv eingestellt. Sie suchen das Individuelle (die Kanone, wie man sagt) nur deshalb, weil sie ein zugkräftigerer Artikel ist. Sie benutzen den Sport, weil er aus vielerlei Gründen außerordentlich aktuell war, und sie wechseln ihn gegen Film oder Straßenbau um, wenn sich dort ein besseres Geschäft machen ließe. Es sind Kommissionärstypen, wenig interessiert an der Sache selber, in den selteneren Fällen von irgendeiner Einstellung auf Wert. Und auch sie bilden alle eine Kollektivität, und zwar meist eine Zwischenschicht, die den Sportbetrieb an die Zuschauer heranzuführt. Es wären Sportvorführungen ohne diese Zwischenträger möglich, wie Industrien ohne Banken möglich sind. Aber in der Sportwelt spielen diese eigentlich artfremden Elemente als Kollektionsbestand eine sehr aktuelle Rolle, und gerade diese Schicht ist an manchen Fehlleistungen des Sports nicht ganz unschuldig.

So ist denn Zuschauer und Konsument das, was am imponierendsten dem fernerstehenden Betrachter am Sport erscheint. Die letzteren oft im negativen, jene mehr im positiven Sinne. Und wir sehen, wie heute auch der Zuschauer in sportliche Formeln gefaßt wird, wie der Sport an seiner Zuschauerresonanzwirkung Wert erhält. Nicht zu verkennen, daß leider manchmal diese Resonanz einzig und allein wirtschaftliche Bedingungen berührt und daß ein Sport sogar aussterben könnte, wenn er zu wenig Resonanz hat. Aber unter dem vorhin erwähnten Modefaktor und der kollektiven Nachahmungsfreude des Menschen sind solche Sportarten wichtig und anziehend, die große, rekordmäßige Zuschauermengen anlocken. 50 000 oder 100 000 Zuschauer: das sind Ziffern, die als Index für den Sportwert ausgeschlachtet werden. Sports mit nur 1000 Zuschauern besagen heute jedenfalls wenig. Und die Meister selbst, wie der Meisterkult, hängen auch ab von diesem Rekord der Zahl. Die Frequenzstatistik läuft der Wertigkeit eines Sportlers immer parallel. Wenn noch irgendein Zweifel an der kollektiven Lebensform des Sports wäre — diese Ziffernwertung beweist die Richtigkeit der Analyse der Kulturerscheinung besser als irgendein anderes.

Die Ziffer und die Wertung hängen, wie wir wissen, leider auch mit künstlerischem Gebiete zusammen. Die Revuen der Theater ergeben sympathischere Ziffern als die Dramen; die Operette siegt ziffernhalt über die meisten Opern, und die Auflagen der Bücher sollen den offiziellen Erfolg beweisen. Das hat natürlich alles nur

relativen Sinn und könnte zu Betrachtungen über meßbare und unmeßbare Rückwirkungen der Kulturwerte führen. Auch der Sport kann sich irren, wenn er nur aus der meßbaren Kollektivität schließt, wenn er nur kollektiv sich selber wertet. Wie beim griechischen Theater könnte man sich Sportdarbietungen denken, die überhaupt auf Frequenzziffern keine Rücksicht zu nehmen brauchen und bei denen der kollektive Lebenswert nicht am zahlenden Besuch erkannt werden soll, die sich ausdrücklich fernhalten von dieser einseitigen Meinung. Wir wollen aber diese Möglichkeit hier nur andeuten.

Einen anderen Wert müssen wir freilich hinsichtlich der Kollektivwirkung des Sports noch erwähnen: das ist seine zeitlose und seine internationale Bedingtheit.

Der Sport ist einer der wenigen Werte, die tatsächlich über Generationen und Kulturen hinwegreichen können.

Wenn wir uns des Marathonläufers wieder besinnen, sehen wir, wie der griechische und der moderne Standard Vergleiche ermöglichen, die Jahrtausende überspannen. Diese Zeitunabhängigkeit ist etwas kollektiv ungeheuer Erzieherisches. Es wird tagtäglich nicht um das Heute oder Morgen gearbeitet, sondern der Faden fortgeführt, den die Vorfahren gesponnen haben. Und ebenso werden alle Sportarten, die neuen Erfindungen ihr Leben verdanken, wiederum fortgeführt ad infinitum. Je körpernäher ein Sport ist, um so näher liegt er der Ewigkeit. Je technischer er bedingt wird, um so weniger ist seine Linie zeitlos gestaltet. Wir sprachen vom Aussterben des Fahrrads. Vielleicht aber werden in fünfhundert Jahren sich die Menschen den Spaß machen und das Sechstagerennen einmal wiederholen oder als historische Kuriosität üben? Sie werden die Kette verlängern, die Jahrhunderte vor ihnen entstand. Der Flugsport muß jeden Temposport überbieten können. Wir sehen den Begriff „Geschwindigkeit“ an ihm heute wohl am stärksten verkörpert. Wenn einmal die Zeit kommt, in der wir die Kräfte zertrümmerter Atome sportlich auswerten können, wird das Tempo an diesem Modell sich verkörpern. Ewig bleibt die sportliche Vorstellung vom Tempo, und so ist Arbeit auf sportlichem Gebiete nahezu zeitlos bedingt. Und selbst jene Sportformen, die durch andere Einwirkungen der Kultur wahrscheinlich aussterben, die nicht technisch, sondern biologisch später unmöglich werden (— ich denke etwa an die meisten Kraftsportmeisterschaften —), weil die

kommenden Menschen aus den Gründen ihrer allgemeinen Daseinsform sich vom rohen Urzustand bloßer Muskelhaftigkeit fortentwickeln — auch diese Sportformen werden immer an Hand der Zahl konserviert. Wie anders verschwindet demgegenüber der reproduktive Wert der künstlerischen Leistung, der wohl technisch (etwa im Grammophon oder Filmstreifen) aufbewahrt, aber nimmermehr fortgeführt werden kann. Wie verschwinden demgegenüber alle Leistungen der Körperkultur. Denn weder der Tanz noch das Turnen noch die Gymnastik gehen über das individuelle Grenzreich hinaus. Im Sport ist die Meßzahl kollektiver Ewigkeitswert, und manchen Menschen kommt auf diesem seltsamen Wege vielleicht zuerst der Begriff der Geschichte und der menschlichen Entwicklung und des allgemeinen Werdens zum Bewußtsein. Daß der Träger der Zahl, der Meister, Eintagsfliege wird, daß er verschwindet wie jeder Repräsentant einer augenblicklichen Möglichkeit in Kunst oder Wissenschaft, kann an diesem Befunde aber nichts ändern und zählt auch in einen anderen Zusammenhang. Es entsteht hier für den Meister Tragik, die wohl nur noch behoben wird durch das Bewußtsein, in der Kette derer zu liegen, ja ein Glied dieser Kette zu sein, die vom Uranfang bis zur Zukunft weiterführt. So bleiben die Namen der sehr bedeutenden, Weltmeisterschaften erzielenden Persönlichkeiten mehr oder minder historisch, werden auch sie zeitlos, wenn auch mit weniger allgemeiner Verbreitung, als etwa die Menschen aus dem Bereiche erheblicher politischer Taten.

Es liegt in dieser Zeitferne des Sports, seiner in bestimmten Grenzen gegebenen Unabhängigkeit von der Zeit aber auch noch ein anderes Motiv, das vielen außerordentlich unsympathisch ist. Jeder Sport ist nämlich international bedingt.

Die Ferne von der Zeit verbindet sich mit anderen Worten auch mit der Unabhängigkeit vom Lebensraum, also dem Sitz einer Nation oder dem einer Rasse. Zu sagen ist nur zweierlei.

Erstens, daß naturgemäß bestimmte Völker bestimmte Sportarten aus ihrer Lage heraus in erster Linie kultivierten, daß sie also Urheber dieses oder jenes Sports wurden. Skandinavien wird immer das Sportland für Schneeanwendungen bleiben, andere Länder werden das Wasser, andere den Rasen naturgegeben bevorzugen. Aber immer wieder gewahren wir, wie wirklich lebensnahe Sportformen dann durchsickern über die Landesgrenzen, und wie sie alsbald ein Gegenstand allgemeiner Kultur sind.

Das zweite besagt, daß gewisse Rassen bestimmte Anlagen besitzen. Es gibt Rassen, die beispielsweise durchschnittlich eine sehr geringe körperkulturelle oder sportliche Begabung zeigen. So etwa die Juden. Andere sind sportlich hochbegabt, so etwa die Engländer und bestimmte nordische Völker. Die asiatische Rasse hat eine wesentlich geänderte Sportbegabung als die amerikanische, und die Afrikaner sind wiederum eine Angelegenheit für sich. Immer ist der Sport gebunden an die Rassebefähigung, wie jede kulturelle Arbeit sich an die normalerweise vorkommende Talentstreuung und den vorliegenden Durchschnitt bindet.

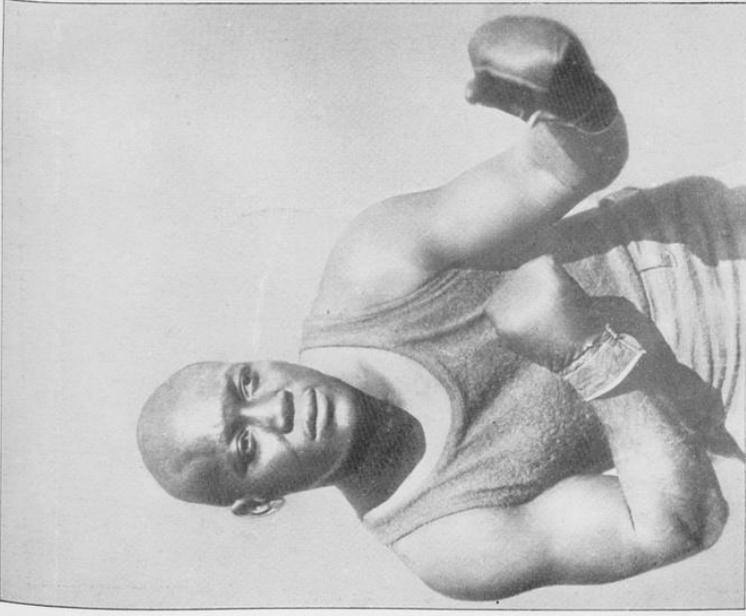
Darüber hinaus jedoch liegt es so, daß es einen eigentlichen nationalen Sport nur im Sinne der Herkunft, nicht im Sinne der Ausübung geben kann. — Alle Tendenzen, die kollektive Sportlebensform zu nationalisieren, sind ebenso unfruchtbar und albern, wie die Meinung, daß es eine nationale Technik oder eine nationale Mathematik geben könne. Wir können nicht übersehen, daß die neuzeitige Entwicklung des Verkehrs- und Wirtschaftslebens das Ineinanderüberfließen der Staatengrenzen sehr fördert und, wenn wir hier hypothetisch Nation und Staat identifizieren (was nebenbei bemerkt in den meisten Fällen nicht stimmt), so müssen wir ebenso betonen, daß der Sport mit der staatlichen Gebundenheit nichts zu tun hat. Irgendein Staat kann zu irgendeiner Zeit diesen oder jenen Sport pflegen, um etwa den Ausfall der militärischen Erziehung oder die gering entwickelte Rasse zu ersetzen, zu veredeln. In keinem Fall aber trägt der Sport in sich nationale Farben. Er ist überstaatlich gegeben, wie Kunst und Wissenschaft, Wirtschaft und Verkehr, und nur sehr veraltete Lebensauffassungen werden daher von diesem oder jenem Sport die Nationalisierung behaupten. Wenn wir vom Griechensport reden, meinen wir besser eine historische Epoche, aber keine Nation. Und so kann man auch vom amerikanischen Sport höchstens die rassegemäßen Eigentümlichkeiten hervorheben. An und für sich ist damit immer nur der jeweilige Vertreter gemeint.

Und damit verwechselt die Allgemeinheit manchmal auch die Sachlage. Der Vertreter eines Sports und der Sieger bei einem Wettbewerb gehört naturgemäß einer Nation an, wie er einer Rasse und einem Sprachkreis angehört. Wenn er hier oder dort bei allgemeinen Wettbewerben siegt, so ist er der Repräsentant für die Nation, die hinter ihm steht. Sein Sieg besagt erstlich niemals etwas

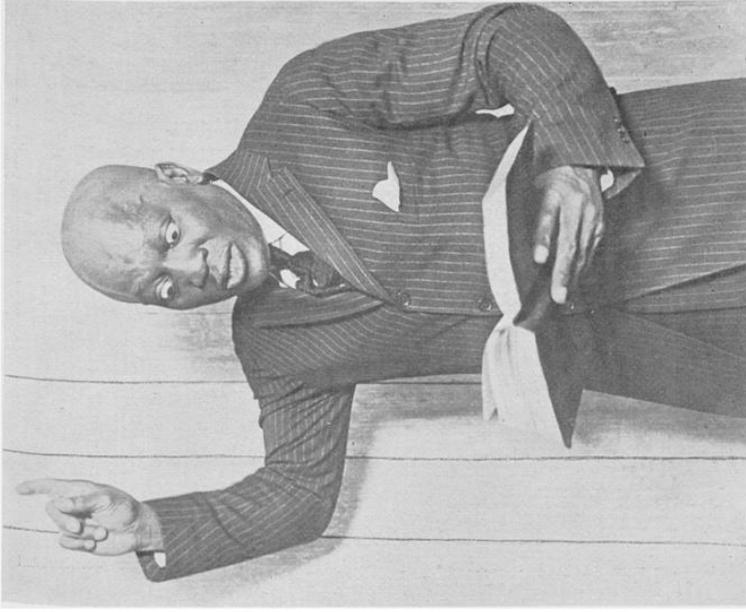
Dauerndes. In der nächsten Runde oder den nächsten sechs Monaten kann auf demselben Felde der Rekord oder der Sieg von anderer Seite eingeholt sein. Alles ist im Fluß, auch im Sportsleben. Gemeint ist, wenn die nationale Flagge bei den olympischen internationalen Kämpfen hochgezogen ward und die Nationalhymne erklingt, daß diese Nation in diesem Fall anscheinend als Durchschnittswert im Vergleich zu anderen am besten gearbeitet habe. Der Sieg kann rein zufällig sein oder auch mit der Nation gar nichts zu tun haben, weil eine hochentwickelte Individualbegabung ohne jeden kollektiven Hintergrund vorliegt. Das kommt bei Schwergewichten oder bei Phänomenen wie Nurmi vor. Mit Nation hat dies nichts zu schaffen. Viel ernster sind dabei Rassefragen, wie die Devise Schwarz oder Weiß in den Boxkämpfen der Vereinigten Staaten so deutlich erwiesen hat! Nationalität ist also eine Quittung auf gemeinsam verglichene Leistungen am gemeinsamen Objekt. Und nur ein einziger Gedanke kann hierbei den inneren Nationalwert haben, den viele allzu schnell verallgemeinern wollen.

Wenn es nämlich einer Nationalität aus Gründen gesteigerter Eugenik gelingt, die Zahl der Triumphe an und für sich zu häufen oder neben die Siege auch die Steigerung der Rekorde zu stellen. Tritt eine solche Häufung der Fälle als Sieg oder Rekordwert ein, und zwar wiederholt und dauernd: dann ist dies ein Beweis, daß die kollektive Lebensform des Sports eine allgemeine Niveausteigerung bedeutete. Mit anderen Worten, daß nicht die hochtalentierete Einzelleistung, sondern der insgesamt qualifizierte Durchschnittstyp des Menschen dieser Nation den Ausschlag gab. Wir können nicht verkennen, daß wir bereits intern solche Hochzucht gewahren. Im Fußball hat Nürnberg in Deutschland eine solche hohe Durchschnittsleistung vertreten, im Schwimmen wurde Magdeburg bekannt. International spielt heute Amerika eine sehr beachtliche Rolle, und es scheint so, als ob dies Land in der Lage war, tatsächlich kollektiv sich zu veredeln; aus jenem Sportsgeist heraus, den wir eingehend noch zu schildern haben. Dann aber ist erst die wahre Kollektivität des Sportes garantiert, wenn eine Nation auf bestimmten Gebieten generell den Leistungswert nicht mehr aus zufälligen Talentwirkungen einzelner ableitet, sondern wenn sie aus einem schier unerschöpflichen Brunnen immer neue Repräsentanten findet, auch wenn die anderen alt wurden oder sonstwie verschwanden. Wir wissen aus dem Tanz und der Körperkultur,

wie in Amerika dieser Befund auf dem Boden des gehobenen Durchschnitts sich überall offenbarte, und im Sport gewahren wir in Teilstücken etwas Ähnliches. In solchen Fällen wird die sachlich selbstverständliche Internationalität der Sportleistung — der Vergleich aller mit allen allerorts — von nationalen kollektiven Vorzügen getragen und stellt diese international verglichene Leistung ein gutes Zeugnis für das Volk aus. Freilich niemals im politischen, sondern eben im eugenischen, das will sagen rassegemäßen Sinn. Am kompliziertesten bleibt in diesem Zusammenhang dagegen der Rassebegriff selbst! Über seine Beziehungen zur allgemeinen Körperbildung, die außerordentlich verwickelt und nicht mit Schlagworten zu erledigen sind, werde ich bei anderer Gelegenheit Mitteilung machen.



Scheel



Graudenz

34 und 35. Das Gewissen des Weltmeisters: als Boxer und als Wanderprediger



36. Sportverniedlichung: boxende Filmdivagruppe

Continental



37. Sportelei: Kunstreigenfahren

Berliner-Bild-Bericht

SPORT ALS KULTURELLE FEHLEISTUNG

DIE MASKIERUNG DER URTRIEBE

Wir haben bislang immer vom Subjektiven, vom Erleben des Sports durch die Individualität geredet.

Wir wenden uns nunmehr seiner objektiven Gegebenheit zu. Hierbei wollen wir mit den Motiven beginnen, die vielleicht der Hauptanlaß für eine ungünstige Beurteilung der Sportkultur sind.

Es versteht sich von selbst, daß eine jede Kulturererscheinung neben den wertvollen auch mindere Eigenschaften offenbart. Der Unterschied liegt meist schon in der Möglichkeit, die positiven Qualitäten in der Öffentlichkeit zu pflegen und von den negativen Hintergründen zu schweigen. Diese Hintergründe hat jede Zeit und jedes Feld eines kulturellen Bestandstückes. Im Kriege blühte neben dem offiziellen Patriotismus das Kriegsgewinnlertum und die Schieberkultur. In den Zeiten der Aufklärung war durchaus nicht alles rational geartet. Wir sagten am Anfang, daß sich mit der geistigen Blüte in unserer klassisch-romantischen Epoche eine ausgesprochene Verständnislosigkeit für Hygiene oder Volksgesundheit verband. Immer findet man diese Doppelheit der Erscheinung. Dort nun, wo ein Wert neu in die Kultur eintritt und sich sozusagen breitmacht durch offiziell unterstützte Pflege, sind die älteren Zeitgenossen gern gesonnen, nur die Schatten der Erscheinungen und ihre Nebenumstände zu sehen. So werfen diese Leute heute der Technik immer nur das Negative vor und übersehen dagegen jene wertvollen Neubildungen, die nur zugunsten der Technik sprechen. Als die Maschinen zu Mitte des vergangenen Jahrhunderts erschienen, als die ersten deutschen Eisenbahnen piffen, kam man auch in Berlin-Potsdam über das Negative nicht hinweg und gedieh zu den seltsamsten Nachweisen schädlicher Wirkungen der Erfindung. Auf der anderen Seite werden Menschen, die sich begeistert einem Neuen anschließen, gelegentlich nicht erkennen können, was an Unterwerten sich mit dieser Neuerung verknüpft. Selbst in der Medizin gewahren wir ein begeistertes Eintreten für neue Richtungen, ohne daß man die nötige Vorsicht immer zu üben geneigt wäre. Als seinerzeit die

Röntgenstrahlen entdeckt wurden, stürzte sich alle Welt darauf. Forscher betrieben das Studium mit einer Kühnheit und einer Begeisterung, die sich später bitter rächte, als sie erfahren mußten, wie gefährlich diese Strahlen auf sie wirkten. Als Krüppel und Verstümmelte, als Amputierte und Zerfressene, Opfer ihres leidenschaftlichen Forschungsdranges, sind sie zugrunde gegangen. Übertrieben waren die Heilhoffnungen, die man auf dies neue Verfahren gesetzt hatte. Als die Radiowelle über die Menschheit einbrach, wurden andere wesentlichere Bewußtseinsinhalte hintangehalten und entwickelte sich die Angelegenheit zu einer Seuche von ausgesprochen stumpfsinniger Geisteshaltung. Auch das war neben dem Guten der Angelegenheit möglich. Offiziell zugegeben wurde das Negative aber nicht.

Wir haben hier das Feld des Sportes ganz objektiv zu betrachten, und wir stehen auf einem völlig neutralen Boden. Wir meinen nicht, daß der Sport die einzige Rettung für unsere Kultur sei, und wir glauben nicht, daß er das Heil der Menschheit allein zu bringen vermöchte. Wir haben nur das Ganze der Kultur und das allgemeine Wohl im Auge, wir sind ihm nicht feind, sondern überprüfen objektiv seine sachlichen Bedingungen.

Und so kommt es, daß wir nicht verbergen dürfen, was wertlos, ja vielleicht ausgesprochen feindlich der Kultur sei. Wir sehen Zusammenhänge, die herber Kritik naheliegen können, und wir müssen sie andeuten, wenn wir den Sport neutral beurteilen, wie die Kunst oder eine Wissenschaft.

Man könnte das bemängeln und betonen: Glaube und Begeisterung machen alles. Aber solche Ausreden und Taktiken mögen für Gebiete taugen, bei denen sich niemals etwas beweisen läßt. Wir wollen es dem Sport auch nicht ganz so bequem machen, wie viele Politiker es sich auf ihrem Felde leisten, indem sie munter behaupten, glauben, meinen, aber niemals beweisen können. Der Ausgang des Krieges hat gezeigt, wohin man kommt, wenn man nicht mit den Tatbeständen rechnet. In solchem Sinne ist das Folgende zu sehen: nicht als Übelwollen oder gar als Feindschaft gegen den Sport, sondern als nüchterne objektive Feststellung — und als wohlwollende Mahnung.

Es gibt verschiedene Anfänge des Sports. Wir erwähnten jene Sportformen, die in erster Linie sich technischen Errungenschaften anpassen oder naturgegebene Sachverhalte versporteln. Viele Wasser-

sportarten und viele Verkehrssportmöglichkeiten stammen hierher. Und doch können wir nicht übersehen, daß die Urform niemals aus diesen technischen Auswertungen folgt. Auch im Mittelalter war die Falkenzucht nicht der Anfang, sondern ein Annex zu Bestehendem. Der Uranfang geht in allen Fällen auf Formen zurück, die mit dem Technischen erst in zweiter Linie rechnen, und zwar auch mit der Technik der sportlichen Zutat, der sportlichen Hilfsmittel, die in der Einleitung erwähnt worden sind.

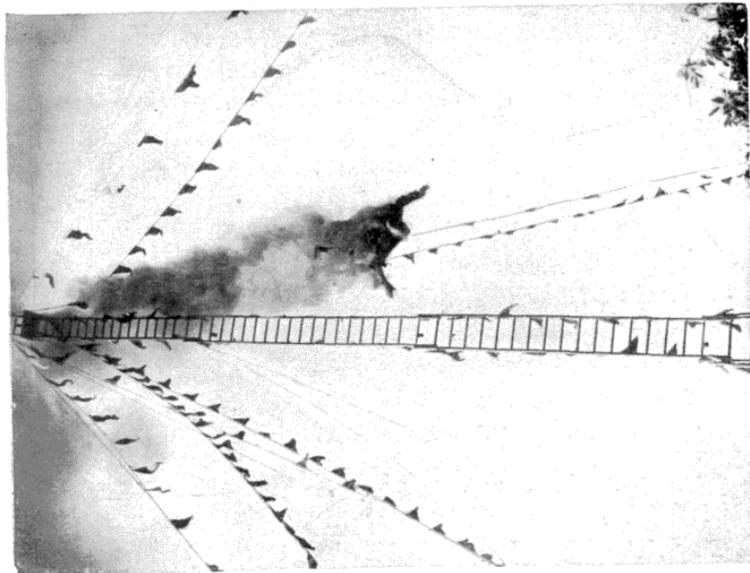
Der Uranfang des Sports ist immer der Kampf, und zwar der Kampf Mann gegen Mann. Auch heute noch sind, wie wir sehen werden, eine große Fülle von Einzelheiten zu beobachten, die immer wieder diese Uranfänge demonstrieren helfen. In sportlichen Künsten wie der studentischen Mensur spricht genau derselbe Gedanke mit, wie im Ringkampf oder dem Arbeiten mit sonst einer sportlichen Waffe. Du gegen Du ist der Uranfang; niemals aber der Ausgangspunkt eine hohe, durch den Kanon und die Regel bestimmte Edelform.

Unedle Ursprünge bieten den Anlaß, wie sie z. B. das Duell zum Ausgang nimmt. Verzicht auf friedliche, sachliche und geistige Erledigung der Gegensätze. Einfügen der mehr oder minder brutalen Kraft, an Stelle von Vernunft und ruhigem Verhalten. Eben diese Grundlage haben auch die Kriege, die an sich ein einfaches Verfahren sind, Gegner zu beseitigen. Nicht der ehrliche Wirtschaftskampf, die überlegene Intelligenz, der größere Fleiß oder sonst etwas Geistiges siegt, sondern die Gasgranate, der Tank, beziehungsweise eine andere Form der brutalen Vernichtung dessen, der eine Gegenrichtung darstellte. Wir sehen immer wieder, wie diese Urtriebe selbst hohe Kulturnationen ständig überfallen, und auch die jüngste Vergangenheit lehrt diesen historischen Satz, daß die Welt und die Menschheit heute noch nicht reif ist, nur mit der Vernunft zu entscheiden; daß sie zum Messer greift, wenn sie zu blöde wurde, die Verhältnisse umzugestalten. Daß auch der Sport diese niedersten Zonen menschlichen Daseins zum Ausgang nimmt, müssen wir an sehr vielen kennzeichnenden Einzelheiten feststellen.

Wir können schon aus der Geschichte des Sports eine große Menge lernen. Diese Geschichte lehrt uns immer die ursprüngliche Ausgangsform des Kampfduetts, das nicht mehr rein ernst und doch von blutgetränkter Tragik erfüllt war. Und auf der anderen Seite gibt es noch heute Dinge, die den ein wenig nachdenklichen Be-

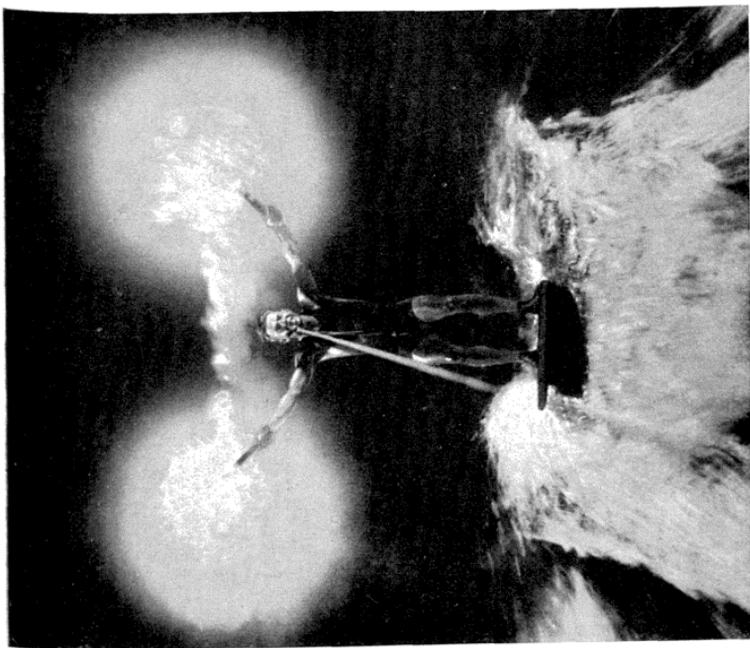
obachter zu Schauern vor der Bestie Mensch führen werden. Ein Beispiel für das letzte ist der Stierkampf der Spanier. Was uns an ihm empört, ist die gänzlich ungleiche Art der Gegnerschaft. Was kann ein armer Stier gegen diese Unzahl aufpeitschender Wesen machen, die seine Wut reizen? Was uns empört, ist die Art, wie der Sport zustande kommt. Das künstliche Reizen des Tieres, das nutzlose Verschwenden von Pferdeleibern, dieser Kampf in Blut, zertretenen Eingeweiden, abgebrochenen Lanzenstücken ist ekelhaft, dem europäischen Gerechtigkeitsgefühl ist die Aufspießung des Stierkämpfers die einzig sinnvolle Lösung der ganzen Schau. Es fällt dem Zivilisationsmenschen schwer, derartige Orgien anders, als nur noch als historische Reste aufzufassen. Wir vermeiden es peinlich, hieraus Schlüsse auf die spanische Mentalität zu ziehen, denn wir könnten es anderenfalls nicht ermöglichen, ein Volk der Stierkämpfe überhaupt unter die gebildeten Elemente der Zivilisation zu rechnen. Nur die uralte Form der Darbietung und die Wirkung auf die breiten Massen entschuldigen diesen seltsamen Sport, der auch den Sportler bei uns, der vielleicht ganz und gar nicht feinsaitig empfindet, immer wieder anekeln kann. Das ist Reminiszenz vergangener Tage, erinnert an unsere eigene Ekelhaftigkeit in sinnlosen Kriegsmethoden. Wenn auch dieser spanische Atavismus im Sport heute schon eine sehr isolierte Rolle spielt, so ist er doch nichts weiter als ein Zeuge unserer eigenen Entwicklung. Die Geschichtsüberlieferungen zeigen uns, wie vormals ein Ringkampf oder ein Zweikampf eben nur so enden konnte, wie es dem Ursinne des Sports entsprach. Der Besiegte wurde abgeschlachtet, der Sieger hatte das Recht, ihm den sogenannten Garaus zu machen. Das war der Brauch der ehrlicheren Vergangenheit, und von hier aus sehen wir dann den Sport sich entwickeln. Körperkultur wird man das niemals nennen dürfen. Im 16. Jahrhundert arbeitete der Dussakfechter noch ohne Maske und ohne Handschuhe. Blut war eben Blut, abgefetzte Glieder bedeuteten ehrliche Buchung der Überlegenheit des anderen. Das Gesicht kannte keinen Schutz! Auge um Auge, Zahn um Zahn!

Aus allen historischen Belegen ersehen wir, wie sich dann langsam aus dieser brutalen Urform entwickelte das, was wir Kanon oder Regel heißen. Man bringt zunächst Schutzgebilde aller Art an. Man übt in einer Weise, die verhältnismäßig unschädlich ist, und man geht nur im Ernstfall zur unbedeckten Form über. Man mildert



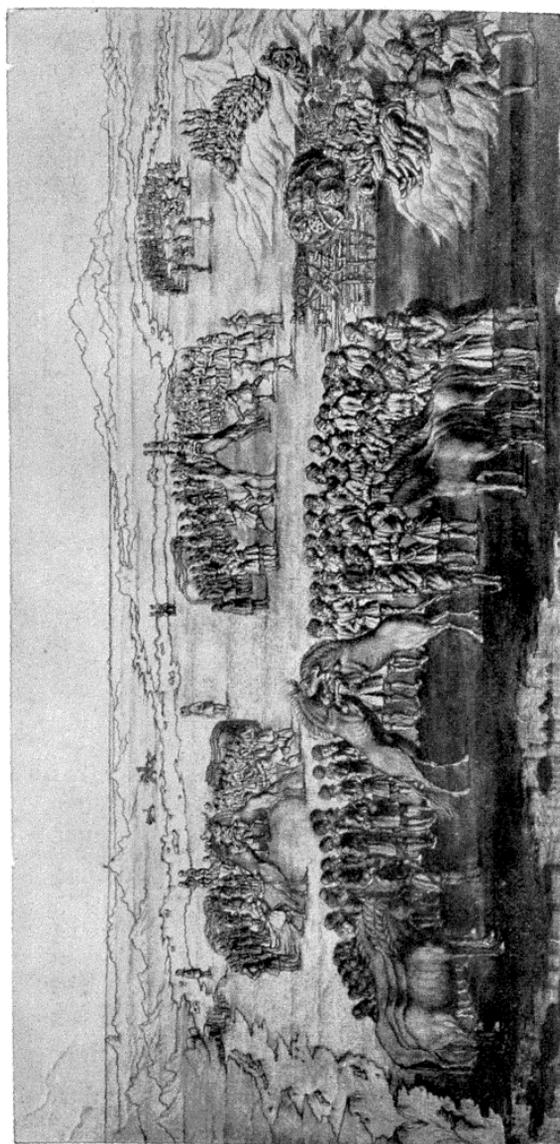
Wipro

38. Sensationslust: Absturz in brennenden Kleidern von der Leiter in einen See



Scherl

39. Sportnonsens: Fackelträger auf Wasserbrett, gezogen vom Motorboot am Mundseil <U. S. A.>



40. Tierspielerei: Pferdezeitkampf in der Wikingerzeit
 Aus Niedner, Islands Kultur, Eugen Diederichs Verlag



Sennecke

41. Tierspielerei: neuzeitiges Hunderennen

ferner, indem man die Regeln der Hantierungen ausbaut. Bestimmte Griffe sind verboten, und zwar besonders solche, die zum Tode führen. Es kommt vor, daß sehr spät solche Verbote und Abbremsungen einsetzen, manchmal erst im Anschluß an vorliegende Unglücksfälle. So ist die Nierengegend beim Boxen erst seit 1911 sakrosankt geworden. So sind im Jiu-Jitsu als Sport bestimmte, normalerweise knochenbrechende Griffe oder tötende Schläge erst später abgebaut worden. Wir lernen daraus, wie das, was jetzt erscheint, vormals ganz anders war, und wie die heutige Erscheinungsweise abermals noch (je nach zufälligen Erfahrungen) auf das gefahrenlosere Gleis umgelenkt wird. Kein Zweifel besteht, daß in manchen Fällen dieser Uranfang alles Sportlichen beleidigend wirken kann und daß wieder andere Sportformen sich etwas freier hielten vom Urtriebhaften, beispielsweise solche, die sich eng an die Technik schlossen, oder die, welche bestimmten soziologischen Bedingungen und Gesellschaftsschichten von Anbeginn entsprachen. Schlittschuhlauf ist verroht weniger ausdenkbar als Ringkampf; Tennis bleibt eher zugeordnet den Gebildeteren als der Fußball.

Jener Urgedanke verbindet sich überhaupt mit der Freude an der Brutalität der Schau. Und wir müssen sagen, daß daher alle Sportformen, die ausgesprochenen Kraft- und weniger Geschicklichkeitscharakter besitzen, roher und primitiver sind. Die Geschicklichkeit und die Gewandtheit sind geistige Formen der Anpassung an Situation. Die bloße Kraftanwendung ist ausgesprochen animalisch bedingt. So finden wir denn Fälle, in denen wir heute nach einer gewissen sportlichen Geschichte keine Edelleistung mehr erblicken können. Nehmen wir als Beispiel das Reißen, das an sich eine ungeheure „Kraftleistung“ darstellen kann. Geben wir auch zu, daß die sehr energische Trainingsarbeit unsere Aufmerksamkeit verdient. Aber was soll an Sportsgeist dabei herauskommen, wenn jemand irgendwelche Zentnerlasten soundso viele Zentimeter hebt? Was hat das für Sinn? An und für sich ist die Schau des starken Mannes sinnlos. Es hat Jahrmarktsbudenbedeutung für uns — und auch dort macht man mit dem Riesenweib oder der Liliputanertruppe immer noch bessere Geschäfte. Der Muskelmensch ist uns verhältnismäßig uninteressant gegenüber dem die Muskeln sinnvoll im Spiel anwendenden modernen Boxer. Wenn ein Fabrikant in der Lage ist, sechzehn seiner Angestellten an einem eigens dafür gebauten Gerüst in die Höhe zu heben, so weiß man nicht, was man

mit dieser Leistung sportlich beginnen soll. Die Leistung wirkt komisch.

Brutalität ist die Gefahr des Sportes, ist zwar vielfach sein Anfang, aber niemals sein Ende. Vorhanden ist der Urtrieb immer, und hier und dort sehen wir ihn sehr deutlich aus der Maske schimmern!

Weitere Proben zum Problem:

Wie einfach liegt es bei Fußball! Hier arbeitet der Mensch mit dem, was ihm auch im Leben so wundervoll nahe liegt. Der arme Ball empfängt mehr oder minder deutlich die Fußtritte, die dem Gegner gelten und die empirisch auch der Feind erhalten mag. Und dann das Gedränge beim Kampf ums Tor, beim Rudel um den Ball! Die Füße sind hier so sympathisch verwickelt, man kann sich mit den Füßen ausleben und mithin alles das an Wut und Eifer und Kraft verpulvern, was sonst angestaut im Innern beharrte. Daher ist Fußball beliebt. Nur wollen wir hinzufügen: unterbewußt beliebt. Oder auch das Verhalten zum Pferde. In den selteneren Fällen ist es nur die Tierliebe, in viel häufigeren bleibt es die Möglichkeit, aus der Kreatur herauspressen zu können, wozu sich der menschliche Gegner nie hergeben würde. Die Gerte ist das wundervollste Mittel der scheinbaren Hilfe, die Art des Rittes nahezu Charakterbewegung für den Jockey. Und wenn nicht noch ganz andere Motive hineinkämen, so würde schon dieses eine — das kraftvolle Herrschen über den Tierleib oder wie wir auch sagen dürfen, das sadistische Sich-austoben am Geschöpf — genügen, uns klarzumachen, daß die Sportbedingungen durchaus nicht so voll einfacher Edelführung sind, daß ganz und gar andere innere Untergründe mitsprechen. Oder ist es denkbar, daß bei einem Weltmeisterkampf, etwa gar zwischen zwei Rassen, der Boxer den anderen human umspielt? In Wirklichkeit (und der Ausdruck der Zuschauer beweist es stets) handelt es sich hier um eine kommentmäßige Form der Abführung eines erbitterten Gegners. Um nichts weiter. Und wir sollen diesen Dingen ruhig ins Gesicht sehen und nicht immer nur von Hochwerten und Sportkultur reden: ohne auch dieser sehr wichtigen Nebenerscheinungen zu gedenken, die vielleicht die innere Begründung mancher Erfolge darstellen? Mindestens ist der Sport in solchem Sinne Vortübung auf den Ernstfall. Er ist nichts In-sich-Geschlossenes, das ohne Beziehung bliebe zum realen Dasein. Irgendwie sind hier Lebensbeziehungen aufgedeckt, und nur sehr gutgläubige Menschen werden annehmen, daß der Sport immer um des

Sportes willen betrieben würde oder daß die sachliche Einstellung der Sportler wirkliche Anfänge waren. Freilich, wir betonen: sehr vieles, wohl das meiste bleibt unterbewußt. Die Menschen wissen in geringen Fällen, was eigentlich geistig dabei geschieht, oder merken, wie ihre Seele sich in der Sportgebarung charakterologisch darstellt. Wo sie es merken, kann es zu auffälligen Abbrüchen der Sporttätigkeit kommen!

Was ist denn nun diese Brutalität als Uranfang, diese Feindschaftseinstellung im Innersten für ein Charakterzug? Und inwieweit ist die Wahl des Sportgebietes schon kennzeichnend für den Sportträger, wenn wir absehen von seiner rein körperlich bedingten Eignung?

Hinter dieser Einstellung ruht der Wille zur Macht und zur Geltung, und wir müssen uns klarmachen, inwiefern der Sport gerade Gelegenheit bietet, Macht und Geltung zu erreichen?

Ein Mann war arm und unbekannt. Niemand wußte von ihm, vielleicht war er eine proletarische Existenz. Da kam er in einen kleinen Verein und lernte hier das Spielen der Rolle. Er wurde unter Amateuren ein geschätztes, ordentliches Mitglied, er blieb als Amateur dem Verein jahrelang treu, neue Menschen traten ein. Er ward nun schon der Alte, der Stammbruder des Ganzen. Vorgänger starben und kamen sonstwie fort. Nun rückte er auf, wurde Schriftführer oder Vorstand. Wie schön für den armen unbekanntem Mann, jetzt Geltung zu haben unter seinesgleichen, jetzt durch den Sport eine Nummer zu sein — freilich leider nur ein Vereinsmeier. Und gerade daran krankt der offizielle Sport, daß wir soviel Wichtigtuere haben, die immer ihre Nummer markieren müssen und deren ganzes Geltungsbedürfnis in der Vereinstätigkeit zum Ausdruck kommt.

Oder der andere Fall. Jemand hat körperliches Talent. Jemand kennt die Meistervorbilder. Jemand beobachtet, wie man damit Geld verdienen kann, beobachtet, wie man weltberühmt wird. Warum soll er nicht auch in diese Laufbahn gelangen? Warum soll sein Streben nach Macht und Geltung unter den anderen sich hier nicht austoben? Dann aber kommt oft später die Groteske, also die wahre Sachlage zutage. Der Weltmeister muß den Titel neu erkämpfen. Der Weltmeister umgeht Gefahren, die von jüngeren Konkurrenten auftauchen. Der Weltmeister bringt sensationelle Reklamemeldungen von sich in die Zeitungen oder er hält die Welt durch andere Verhaltensweisen in Spannung. Er tut das nicht

um des Sportes willen. Er tut es aus der gesättigten Empfindung eines Menschen am Zenith des Ruhms und eines Mannes, der schon ahnungsweise — lange vor den Freunden — schwarze Schatten nahen spürt, der sich noch einmal an der Sonne des Ruhms wärmt. Denn er weiß: heute besiegt, bedeutet dies Absturz ins Nichts.

So erinnert der Sportler in seinem persönlichen Schicksal an den Mimen. Wir hörten, daß die Nachwelt dem Mimen keine Kränze flicht. Wir vertübeln dem Sportler diesen Ehrgeiz und dieses Machtmotiv ganz und gar nicht. Es ist menschlich für das erfolgreiche Talent und entschuldbarer als beim Vereinsamateur. Und doch soll man wiederum betonen: Was hat das alles mit Sport zu tun? Wenn ein Boxer oder Autler unter derartigen Zeremonien sich zum Mittelpunkt der Welt frisirt, dann sind wir nicht mehr im sportlichen Felde, sondern auf Abwegen, die menschliche Schwächen früher oder später offenbaren werden.

Endlich noch eine andere Fehlleistung. Nämlich Sport aus Haß der Intelligenz.

Es gibt gerade unter den Amateuren eine große Reihe Menschen, die nicht an Cerebrum gesegnet sind. Ihre Minderwertigkeit, die sie bei allen Gelegenheiten spüren mögen, stellt sich um auf Faust, auf Brachialität. Nun reden sie spöttelnd von Gehirnathleten. Nun posaunen sie die These von der Gefahr des Intellekts in die Welt. Nun treiben sie Nacktkultur, in der Betonung, daß man aus der Logik, der Hirnhaftigkeit, dem Vernunfthaften fliehen und zu der „ursprünglichen Intuition der Natur“ zurückkehren solle. Niemand kann für seine Intelligenz, niemand für seinen nackten Körper, aber es bedeutet eine üble Verschiebung der objektiven Zusammenhänge unter subjektive Minderwertigkeiten, wenn man derartige Thesen gegen den Intellektualismus hervorbringt. Genau so übel ist die Abscheu der Intellektuellen gegen den Sport, den sie als gehirnlos verunglimpfen, statt zuzugeben, daß sie vielleicht körperlich minderwertig sind und sportlich gesehen kein beachtliches Exemplar darstellen. Eins ist so verkehrt wie das andere!

Freilich liegen hierbei noch zwei beachtliche Befunde vor.

Zunächst ist nicht zu verkennen, daß wir heute vielfach eine sportliche Fehlleistung überall dort vermuten, wo Sport zu ausgesprochener Verdummung führt. Beobachtet man beispielsweise manche der jetzigen Schulklassen, so kann man die Besorgnis nicht unterdrücken, daß der Sport die Kinder und Jugendlichen niemals

veredelt. Diese Schülermasse hat oft nichts weiter im Schädel als die Freude auf den schulfreien Nachmittag, kennt nichts weiter als Turnspiele, fußballert in den Träumen der Pubertät und steht im übrigen der Idee des Sportes wie jeder konzentrierten Denkfähigung hilflos gegenüber. Das ist schade auch für den Sport! Es gibt Lehrer, die außerordentlich unklug den Sport überkultivieren, denen körperliche Ertüchtigung alles, geistige Arbeitsleistung nichts ist. Es gibt mannhafte Schulleiter und erfolgreiche Turnlehrer, die das gesamte Kollegium und die Schule zur Turnanstalt machen. Diese schweren kulturellen Ausschreitungen sind heute nicht zu verkennen, und wir sehen, wie vielfach aus der wundervollen Möglichkeit der sportlichen Schularbeit nur ein Instrument in unbedachten Händen wurde.

Auf der anderen Seite ist eine Erscheinung beim Geistesarbeiter nicht unbeachtlich.

Es gehört zu den interessantesten Beobachtungen, daß wie in Griechenland auch heute die geistigen Größen an sich nicht ausgesprochen sportlich geartet sind. Dort vor allem, wo es sich um produktive Köpfe handelt. Jedermann wird zugeben, daß gerade der Kopfarbeiter eine Kompensation benötigt und daß er Sport braucht. In England, dem klassischen Sportlande, liegen zum Teil die Verhältnisse günstiger: aber wenn auch bei uns Gerhart Hauptmann und drüben Bernhard Shaw im Bilde gezeigt werden, wie sie trikotbewaffnet in die Fluten springen, so ist das doch nur ein kärgliches Motiv, das den Befund der Sportfremdheit der geistigen Persönlichkeiten nicht übersehen läßt. Maeterlinck boxt und Lloyd George golft: hübsche Beispiele!

Prinzipiell ist aber das eine nicht zu vergessen, daß auf dem Gebiete der körperlichen Kultur gerade die Talente verhältnismäßig geringe geistige Bedeutung für ihre eigene Sache besaßen. Ob der Philosoph autelt oder der Dichter schwimmt, ist für unser Gebiet uninteressanter als der polare Befund, daß die Sportler selbst merkwürdig wenig eigene Ideen entwickeln. Daß sie vor allem gern den Sport beziehungslos in der Kultur der Welt betreiben. Daß sie also nicht einmal den griechischen Standard erreichen, die Einordnung des Sportlichen in die allgemeine Geistigkeit einer Epoche. Wir wissen auch von Sokrates, daß er wohl tagtäglich mit den Jünglingen auf der Sportstätte weilte, aber wir hörten niemals eine Meisterleistung griechischer Philosophen auf körper-

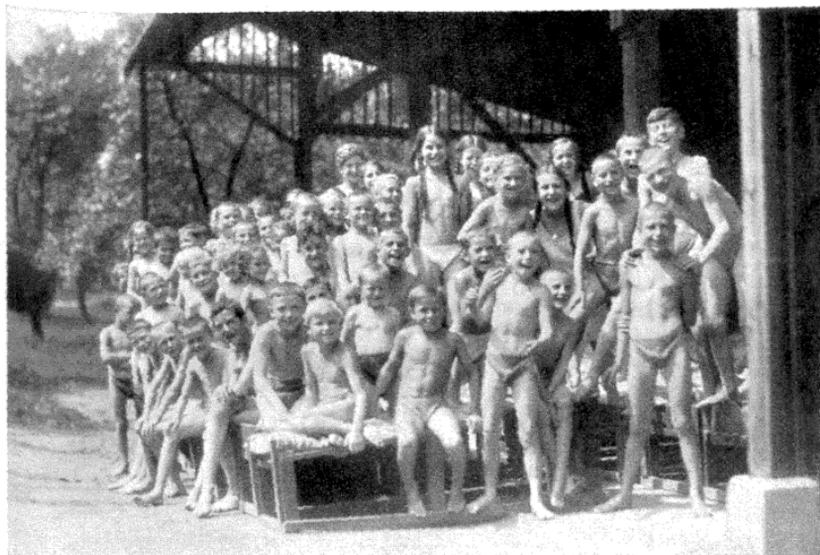
lichem Gebiet. Wir sagen also, daß gleichzeitige Spitzenleistungen hier wie dort, in Doppelheit leiblich-geistiger Produktion, sich ernsthaft auszuschließen scheinen. So machen wir dem Weltmeister niemals einen Vorwurf, wenn er sozusagen ohne Kulturphilosophie sein Leben gestaltet: Körper von morgens bis abends. Für den Mittelmenschen dagegen hat das alles keine Bedeutung mehr!

Wir wollen jedoch nicht nur der Sportler selbst gedenken, wenn wir von den Urtrieben sprechen.

Warum versammelten sich die Berliner um ein gefallenes Pferd? Warum können Menschen mit hohem Genuß einen Überfahrenen bewundern? Warum stehen die Frauen an der Kirche, wenn Hochzeit, und am Hause, wenn eine Staatsleiche zu erwarten ist? Weil dies die unterbewußte Befriedigung mannigfacher Triebe ermöglicht. Wie wonnig ist es, einmal Blut zu sehen beim Überfahrenen, und wie schauerlich-schön durchrieselt die Gedankenfolge den Zuschauer: „Gottlob, daß das mir nicht passiert ist“ und „Da habe ich aber heute am Stammtisch etwas zu berichten“. Und die Frauen, die mit leichter Erregung die Braut sehen oder voll hohem Interesse die gebrochene Witwe: sie alle empfinden die Freude am zufälligen Darüberstehen oder am Fall des anderen und der Verlegenheit und Befangenheit der Menschen neben ihnen. Sie alle finden Stoff, die kombinatorische Klatscherei neu zu befruchten und so zu befriedigen, was in ihrem einfachen Charakter einmal notwendig ist.

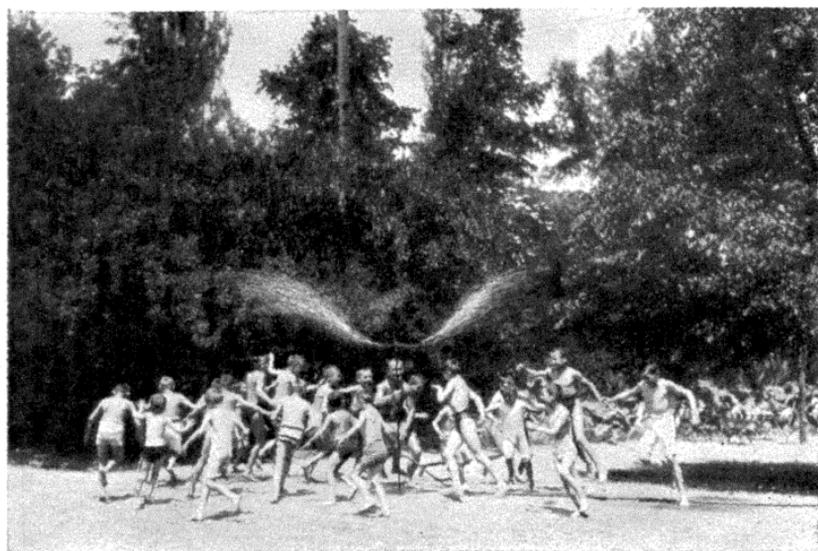
Warum gehen Menschen als Zuschauer zum Sport? Immer nur aus den obenerwähnten kollektiven Gründen? Nein, wir werden sagen, sie gehen auch aus ganz und gar anderen Motiven, die wir wiederum als Fehlleistung zu buchen haben, die wir nicht als Gutseite dem Sportsleben anrechnen.

Die einen gehen hin, um vielleicht Brieftaschen zu stehlen. Wir dürfen natürlich diese Urtriebe des Rechts am fremden Eigentum nicht weiter dem Sport vorhalten, denn dieselben Leute benutzen jede Kollektivität, um sich zu bereichern. Aber wir wollen auch die vormerken, die nur hingehen, um zu wetten, und wir werden diese Sportanhänger weiterhin nochmals zu behandeln haben. Wir wollen ferner jener Menschen gedenken, die uns erinnern an den Straßenunfall. Die schon äußerlich mitagieren, mittreten mit den Fußballern, mitjagen mit den Reitern, mitschlagen mit dem Boxer. Sie toben ihre überschüssige Energie aus, sie interessieren sich nicht für den Kampf, sondern für die Austobemöglichkeit des eigenen Ichs.



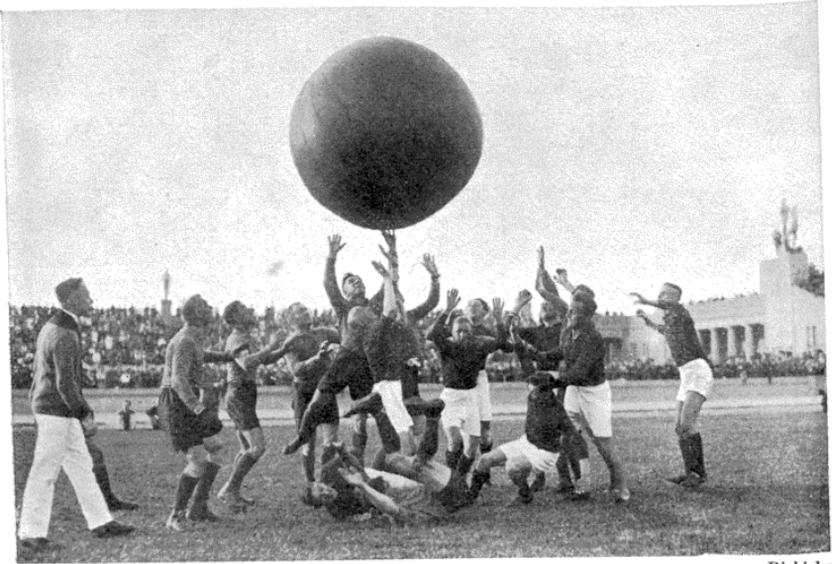
42. Kindliche Sportfreude

W. Balluff



43. Naive Sportspielfreude

W. Balluff



Riebicke

44. Pushballgruppe



45. Medizinballgymnastik

Sie erinnern an Menschen, die, wie Oskar Wilde sagen würde, Wagners Musik schätzen, weil man sich dabei so bequem unterhalten kann. Nicht der Sport ist ihr Feld, sondern der Sport wird ihnen erwünschte Situation. Was sich hier abbläst wie ein Ventil, ist die unterbewußte Stauung von allen möglichen Trieben, die das private Leben unterdrückte. Dort müssen sie vielleicht ruhig und brav und gehorsam sein, hier können sie sich ausleeren von all den unterdrückten Gefühlen. Alle Spannungen, alle Triumphe der „Kausalität“ kosten sie gefühlsmäßig aus. Sie freuen sich auch am Unterliegenden, da sie es nicht sind, denen die Schmach geschieht. Hinein kommen unterbewußte erotische Töne, allerhand lüsterne Spannungen und verschwommener Sinnenkitzel. Das ist das, was Spaniens Stierkampf eigentlich erklärt: die romanische Form des Sinnenkitzels am Blutausch. Das führt manche Menschen in die Pferdeställe mit dem warmen Geruch und den heißen, duftend atmenden Leibern. Das ist es, was die Damen am Boxer entzückt und was den innersten Sinn des obenerwähnten „starken Mannes“ ausmacht. Die Frauen wissen es vielleicht nicht immer; aber der starke Mann und der Boxer werden immer Lieblinge dieser weiblich-unterbewußten Triebe sein. Das fließende Blut ekelt und erschreckt. Es ist aber eine wohlige Angst und ein sympathischer Ekel, an den man daheim mit Schauern auf der Haut zurückdenkt, der irgendwie lockt, den Menschen näher kennenzulernen, dessen Brutalität so mannhaft war. Der Urinstinkt der Frau, in der männlichen Brutalität Liebe zu wittern, die atavistischen Erinnerungen an Epochen, in denen das Menschenmännchen das Weibchen noch raubte: dieses und mehr spricht in den unterbewußten Urtrieben der Zuschauerinnen mit. Und so kommen die seltsamen Konsequenzen! Die Liebe zum Jockei oder das Durchbrennen mit dem Boxer oder die Erniedrigung vor dem alles besiegenden Neger. So sammeln sich die Frauen um den Heros wie die Fliegen um ein Stück Zucker. Mit Sport an sich hat das alles nichts zu schaffen, es ist Fehlleistung, die der Sport erst ausgelöst hat. Und aus ähnlichen Urtrieben stammen weitere Möglichkeiten, die ebenfalls Sportentgleisungen bedeuten.

Es kommen Männer als Zuschauer und suchen kämpfende Weiber. Fette, wohlgenährte Männinnen ringen miteinander, daß die Schläge auf die Schenkel klatschen oder das Trikot sich platzend spannt. Der männliche Zuschauer ist entzückt von diesen „Damen“, die ihm den gesteigerten Genuß der vertauschten Rolle, wie Friedrich

Schlegel es in der „Lucinde“ nennen konnte, verschaffen. Das Riesenmaß der Leiber reizt den Mann, die Paradoxie der Darbietung ist Sensation — und so ist der Damenkampf in roten oder schwarzen Trikots heute in den kleineren Etablissements ebenfalls eine sehr bekannte, aber eben abwegige Sportwirkung.

Anders eine andere Urtriebform. Nicht der Mann als Zuschauer spinnt sich eine Möglichkeit aus, sondern die Frau sucht Maskulinisierung. Sie will heute bei der beginnenden Angleichung der Geschlechter in Beruf und Mode nicht nachstehen, und so treibt sie Sport wie „er“. Die Sportfrau ist ein sympathischer Typ. Ich möchte über die fraglichen Hintergründe mancher Sportarten von diesem Standpunkt aus nicht viel Worte verlieren. Dort jedenfalls, wo die Sporttätigkeit beide Geschlechter zusammenbringt, scheint durchaus nicht immer der Sport das Wesentliche zu sein. Ich denke an Szenen vom Ski auf den Hütten. War es die Skitour oder die Ruhestellung, die lockte? Ich erinnere an Szenen zwischen Kajakleuten. Ich will an andere und eindeutige Möglichkeiten gemeinsamer Nacktkultur nicht erinnern. Was in Skandinavien oder Finnland seit Jahrhunderten üblich war, ist als neues Gewächs bei uns noch von fraglicher Bedeutung. Man ist ebenfalls zurückhaltend gegenüber Sonnenjünglingen, die ihre unverhüllte Schönheit zwischen Wandervogelmädchen spazierenführen. Alles natürlich nicht lustbetont (um eine psychologische Ausdrucksweise zu gestatten), sicherlich aber noch viel weniger unlustbetont. Wir wollen nicht ins Pathologische uns versteigen und des näheren fragen, inwieweit hier Exhibitionismus und Nacktkultur, Geltungstrieb und Harmlos-tun zusammenfallen?

Lassen wir diese Fragen der koëdukativen Schwierigkeiten also außer acht und bleiben wir bei der Maskulinisierungsfreudigkeit der Gegenwartsfrau. Wir kommen dann zu der Möglichkeit der Verniedlichung des Sports.

Die Frau greift Sportarten auf, die keinesfalls ihrem biologischen Ausmaß entsprechen. Lange schon gingen die smarten Amerikanerinnen zum Florett über. Neuerdings beboxen sich die Filmsterne. Und wenn man eine solche Szene sieht: soll man sie als Verfallsymptom der Zeit, als einen Zusammenbruch der Weiblichkeit auffassen? Nein, das nicht! Aber es mutet an wie ein Ulk an einer ernstesten Angelegenheit. Nicht die Frauen interessieren dabei, die durchs Boxen verlorengelenden Gretchen, sondern der Sport tut

einem leid, der hier zu einer Verniedlichung gedieh, die wir ganz und gar nicht wünschen können. Wenn ein Autorennen für Kinder-automobile in einem Seebade stattfindet, freuen wir uns an dem Format. Wenn aber reife Frauen männliche Sportformen verniedlichen, wird einem bang um die Geltung der kulturellen Angelegenheit. Was würde wohl die Welt sagen, wenn Männer weibliche Unterleibsgymnastik einführten? Die Frauen wären die ersten, welche die Männer verachteten — oder die ersten, die sich dadurch ironisiert empfänden! Aus diesen Grotesken der Randzonen schimmern anbrüchige Stellen des Sportlebens, und gerade, wer es gut meint mit dem Sport, wird die Frage weniger „niedlich“ werten, als sie sich zu gebärden scheint.

So ist denn der Strauß voll unbewußter Animalität nicht erfreulich, den man aus den Blüten des Sportes winden kann, wenn man ihn beobachtet, wie er ist. Wir sagen „Fehlleistung“ in diesen Fällen, denn entweder ist der Sport so geartet, daß er auf Abwege geriet und Urtriebe kultivierte, die er nicht fördern soll, oder vom Sport ist überhaupt nicht die Rede, und wir finden an Stelle dessen die unverhüllte Form elementarster Befriedigung von Naturgefühlen, über deren Richtung wir uns gar nicht täuschen dürfen. Der Sport ist gewiß ein nützliches Ventil, besser als Barbesuch und besser als Alkoholkonsum. Aber das darf nicht hindern, daß wir alle diese Dinge als Versager und als Abwegigkeiten erkennen! Objektiv ist der Sport auf diesem Wege keine Förderung der Kultur. Er entlastet unser böses Gewissen: das mag gut sein. Er sollte besser aber das böse Gewissen im Keime verhindern und Charaktere bilden, was ihm möglich ist. Das böse Gewissen ist der Fluch des Sports, nicht nur beim Zuschauer, auch beim Meister. Und mit nachdenklichem Blick streifen wir das Bild des schwarzen Weltmeisters Jack Johnson, der nach sensationellem Welterfolg vor sich und dem Gewissen zu den Evangelisten floh und Wanderprediger wurde. Dieser schwarze Weltmeister hat ehrlicher gehandelt am Sport als viele, die ihn als coloured gentleman zu verachten beliebten . . .

SPORT UND UNKULTUR

Wir können neben den erwähnten inneren Motiven der arbeitenden Sportler und der sportbefangenen Zuschauer noch eine weitere

Gruppe von Erscheinungen ausfindig machen, bei deren Betrachtung es uns schwerfällt, sie als kulturwürdig anzusehen. Wir kommen vielmehr zur Ansicht, daß die hier beobachteten Dinge ausgesprochene Unkultur sind und daß der Sport in manchem Wege zur Unkultur vorbereiten hilft. Für die zuerst erwähnten inneren Urtriebe des Menschen kann schließlich niemand. Wir werden eine Überpflege solcher unterbewußten Triebe gewiß nicht wünschen, und wir werden erkennen, wieweit Urtriebe Sport bedingen und halten. Aber das ist schließlich ein Gebiet, welches mit menschlichem Seelendasein zusammenhängt, und man könnte gewiß hier und dort mit Recht sagen, daß der Sport das am wenigsten schädliche Ventil sei, welches die Spannungen der Seele in die freie Luft abbläst. Daß er also soziologisch für die Gesellschaft nützlich sei, wenn er der Gemeinschaft schädliche Dinge neutralisieren hilft. Hier handelt es sich nicht mehr um die Urtriebe als Motiv, sondern um die Wirkungen, die der Sport ausströmt auf die gesamte Zeit.

Wir nennen manche dieser Wirkungen Unkultur, werten den Sport also, philosophisch interessiert am Geist der Zeit. Wir verpflichten den Sport, sich würdig einzureihen in alle die anderen Elemente, die unsere Epoche erfüllen und die insgesamt ihren Charakter bestimmen werden. Wir stehen auf dem Standpunkt, daß der Sport, weit über das Einzelpersönliche hinaus, Aufgaben und Verpflichtungen besitze, wir meinen nicht, daß er nur zum Zeitvertreib bestimmt sei oder sich mit der Individualreaktion begrenze. Manche Sportler werden einen solchen Standpunkt verwundert vernehmen. Denn, wie sogleich betont werden wird, viele der Sporttätigen kümmern sich außerordentlich wenig oder gar nicht um diese Frage. Ein anderer Standpunkt, der aus dieser Nichtachtung der Kulturwertigkeit des Sports folgen müßte, wäre nur noch der, ihn anzusehen, wie etwa den Bedarf der Menschen an Kitsch. Auch der Kitsch kümmert sich nicht um Kultur, und jede Kulturepoche hat ihren Kitsch besessen: auf literarischem, künstlerischem und vielleicht auch philosophischem Gebiet. Immer hat es Kitschkonsumenten gegeben. Sollen wir den Sport so einordnen, daß wir sagen, er zähle zum Kitsch und interessiere kulturell daher ganz und gar nicht? Wer wird dies wünschen? Der Sport als solcher ist eine viel zu ernste Angelegenheit, als daß wir ihn auf eine Stufe mit der Produktion sentimentaler Frauenromane oder langweiliger deutscher Magazine stellen würden. Will und soll aber der Sport

nicht zu den Abfallprodukten unserer Tage gerechnet werden oder zu den Belanglosigkeiten, die uns so wenig interessieren, wie etwa die Frage, ob es kulturell wertvoller sei, wenn Serviettenpapier glatt oder gekreppt vertrieben wird — dann hat er auch Verpflichtungen. Dann muß er sich den Forderungen des Tages und vor allem dem kulturellen Aufbau einer erfreulicheren Zukunft einpassen. Dort, wo er dies zweifellos verabsäumt, sprechen wir wieder von Fehlleistung. Und hier nicht von psychologischer, sondern von philosophischer Fehlleistung, Von Fehlleistung der Idee. Beide Zonen ergänzen sich natürlicherweise.

Es sind vor allem zwei Verfehlungsgruppen des Sports zu behandeln. Erstlich etwas, das insgesamt eine Abirrung von kulturellen Wegen darstellt, die erfahrungsgemäß Werte in sich bergen. Zweitens etwas, das man Artfeindschaft nennen könnte, also ein Spannungszustand zwischen dem Sport und anderen Gebieten, deren Anteilschaft an der Gegenwart wir nicht missen mögen. Von diesen beiden ausgewählten Dingen müssen wir etwas eingehender sprechen, da sie die gewichtigsten zu sein scheinen.

Kulturelle Abirrungen: das kann man nur erkennen, wenn eine kulturelle Erfahrung vorliegt, wie wir sie in unserer Geschichte besitzen. Kein Grieche hätte diese Erfahrung unbedingt gekannt. Er hätte aber an Stelle dessen postuliert genau so, wie auch heute noch Philosophen intuitiv Forderungen stellen. Die innere Stimme und das Daimonion entscheiden bei der Beurteilung der Lage und bei der Erkennung des rechten Weges. Wir sollen aber nicht vergessen, daß uns, den spätgeborenen Schichten, noch ein ganz anderes Mittel zur Verfügung steht. Es ist dies die Beobachtung aus der Geschichte, es ist dies vergleichende Geschichtsphilosophie. Wir haben den großen Vorzug, unsere Generation mit vielen anderen vergleichen zu dürfen. Wir können aus der Vorgeschichte lernen und aus dem Schicksal anderer klüger werden. Freilich, eins darf man nicht vergessen: daß alle diese Vergleiche nur relativen Wert besitzen. Jede Zeit hat ihr Gesicht, und das Neue, was wir in überlegener Form prägten und was ganz und gar unserer Epoche ein junges Gesicht gab, ist die Technik. Diese Technik ist etwas so ungeheuerlich Umwälzendes und Wesentliches, daß vorerst nur der Gedanke der Neuartigkeit erfaßt werden muß, während alle Einzelheiten später einmal geschildert werden sollen. (In meinem Buche „Kulturwende“ habe ich dies Vorläufige vor vielen Jahren bereits

angedeutet.) Eben diese Technik hält auch von Fehlschüssen fern, wie sie sich etwa Spengler leistet, der in seiner Theorie vom Untergang weder die Maschine noch die Industrie noch die Wirtschaft noch die Arbeit als Begriff voll erkannte. So geistvoll solche vergleichende Kulturmorphologie ist, so wenig brauchbar wird sie, wenn sie sich nicht in vollen Besitz der wirklichen Neuelemente setzt, die eine Epoche aufweisen kann. Hätte ein Mensch auf dem Boden des Klerikalismus stehend etwa die Kulturmorphologie des 17. Jahrhunderts gesucht, ohne die Naturwissenschaft als Faktor zu sehen, so hätte er ebenfalls nur den Untergang erblickt! Diesen Fehler dürfen wir also nicht begehen. Wir müssen alles Neue einer Zeit — und solch Neues tritt frühestens alle 100 Jahre im Spielraum von drei Generationen in Erscheinung — festhalten; dazu aber die davon unabhängigen geschichtsphilosophischen Beobachtungen heranziehen, um uns über Wert und Unwert klar zu sein. Das, was in unserem Falle vorliegt, betrifft ein Etwas von gewisser unveränderlicher Gegebenheit! Den Menschen an sich. Dieser Mensch ist unveränderlich geblieben, trotzdem die Menschheit dauernd fortschreitet. Eine Wahrheit Goethes. Sein Charakter hat sich nicht geändert, nur seine Vernunft hat eine gewisse kenntnisgemäße Erweiterung erfahren. Die Triebe und die Temperamente sind unverändert, die Selbsterkenntnis der Zusammenhänge ist gestiegen, ohne vorerst eine Rückwirkung auf die Charaktergestaltung zu erzielen. Darin liegt wohl das Tragische der technischen Kultur, daß sie den Charakter bislang nicht erfaßte. Und so lernen wir auch für den Sport, in der Zeit der technischen Kultur, aus den vergleichenden Betrachtungen über allgemeine Menschlichkeit sehr viel. Wir haben immer noch mit demselben Gegenstande zu tun: der menschlich unveränderlich gebliebenen Seelendynamik.

Zweierlei mag möglich werden: daß diese Seele doch einmal einflußbar wird und sich veredelnd modelt. Ich sehe nur diese Wege augenblicklich, da alle anderen, auch der der Religion, heute immer wieder leider versagten: der eine sucht teilweise alles, was mit körperlich bedingter Kulturpflege zusammenhängt, also was Körperbildung oder Sport bedeutet, teils erstrebt er Gewinnung der Selbsterkenntnis und der seelischen Selbstbefreiung aus der Psychoanalyse. Werden beide Möglichkeiten Allgemeingut der Menschheit, so wird sie vielleicht einmal besser und so „vergütet“ werden, daß sie seelisch trotz der neuen Umweltgestaltung zu den Urwerten

der Befreiung (etwa auch zur Religion) zurückkehrt. Augenblicklich haben sich die Menschen den Weg verschüttet und beharren auf dem Urzustande primitiver Seelen! Trotz aller Erkenntnisse, trotz aller Fortschritte und trotz aller zunftgemäßen Psychologie und Ethik, die den Menschen nicht das Geringste geboten hat.

Der zweite Weg ist ein ganz anderer, nämlich die Einsicht, daß der Mensch überhaupt keine Rolle in der irdischen Existenz spielt. Diese Einsicht halte ich aber für die meisten Menschen noch als zu schwer. Sie wirkt kränkend oder deprimierend. Sie würde bedeuten, daß der Mensch nur dazu da ist, ohne Ansehung der Person, den Dingen und Objekten zu dienen. Sie würde so auch die Technik als den allerersten Anfang zum Dienst am Objektiven einreihen. Ich möchte diesen Wink hier nur andeuten. Bei anderer Gelegenheit soll mehr darüber gesagt werden.

Ob nun aber dieser Weg oder jener der kommende und für die Allgemeinheit gangbare sei: Unkultur wäre alles, was von dieser Mission der Kultur ableitet. Unkultur bedeutet Hemmung und Aufhalten menschlicher Entwicklung. Sachliche Entwicklung kann niemand hindern, menschliche stören wir selber. Daher übertragen auf den Sport heißt „Abirrigung“ die falsche Richtung des Kompasses. Heißt „Artfeindschaft“ die erschwerende strukturelle Zuordnung des Sports zu den Werten, die wir zu jenen Zielen unbedingt brauchen. Beides ist durchaus möglich und leider unter solchen Gesichtspunkten nicht zu übersehen. Für Menschen, die nur an morgen denken, an die nächsten 24 Stunden unserer Geschichte, taugen alle diese Dinge nicht. Ihnen ist die Wahl des Vereinsvorstandes oder das Reißen von 2 kg mehr wichtiger. Die Personen jedoch, die ein wenig weiter blicken und die sich klarmachen, daß Sport nicht nur für uns, für unsere Kinder, sondern schon für eine Epoche Geltung hat, die kommen wird, wenn von uns allen nichts mehr existiert, wenn auch dieses Buch unauffindbar verlorengegangen sein wird unter der Asche des vergessenen Geschlechts — die werden auch die ganz großen Linien fest im Auge behalten und sich der Verantwortung bewußt sein, die jede Kulturtätigkeit in sich beschließt. Das eine sind die Tagelöhner und Stundenarbeiter im Leben. (Die muß es auch geben.) Das andere sind die Organisatoren und Leiter der Werke und Unternehmungen, und wenn sie nicht wären, hätten die Stundenarbeiter nichts zu tun. Wir sollen im Sport

diese Kategorien erkennen, um die Sportlichkeit als Idee zu halten. Sport ist nicht Gelegenheitsarbeit, sondern Schaffen am Werk einer Zeit. Die Ehrfurcht vor der Zeit (nicht vor den Menschen) und die Verantwortung für den rechten Geist der Zeit, das bleiben die übergeordneten Gesichtspunkte.

Und nun sehen wir die Abirrungen.

Da war zu erwähnen der Befund, der bereits subjektiv im Urtrieb steckte und der auch objektiv immer wieder zutage trat. Sport kann werden Kultur der Brachialität. Kann werden die Pflege des Muskeltums, kann bedeuten die Entleerung des Großhirns. Unter diesen Gesichtspunkten ist die rohe Kraft das Eigentliche. Hier wird das Menschentier Mittelpunkt der Bestrebungen. Sollte uns aber daran gelegen sein, Menschen auf die Muskulatur zu erziehen? Kann irgendwie das im Rahmen der Zeit Zukunft bedeuten, Arm- oder Wadenleute zu züchten? Ist nicht gerade das Brachiale in der Kultur schon durch die Technik im Abbau begriffen? Ist es ein Kulturziel, dem Menschen etwa das Marschieren mit Gepäck oder das Heben schwerer Stangen anzudrillen? Wo wir heute Eisenbahn und Flugzeug, Elektrokarren und Hebekran kennen? Was wir im Sport suchen, ist nicht die Animalität des Muskelprotzen, sondern die rechte Nutzung der vorhandenen Kräfte. Darum wurde der Boxsport modern und zeitgemäß, weil statt roher Kraft eher Intelligenz, Gewandtheit und Aufmerksamkeit im Felde des Kämpfenden entscheiden. Es ist eine einfache Weisheit, daß ein 140-PS-Auto schneller fährt als ein 4-PS-Wagen. Es ist keine Frage, daß ein Leichtgewicht und ein Schwergewicht muskelgemäß verschiedene Typen darstellen und daß das rohe Schwergewicht immer der Leichtgewichtsklasse gefährlicher werden kann als umgekehrt. Aber schon die alte Davidlegende der Bibel deutet an, wo die Grenze steckt. Auch ein 4-PS-Wagen kann — wie Deutschlandfahrten manchmal zeigten — viel weiter kommen als die erheblichere Kraft des großen Konkurrenten. So ist es auch mit der Muskulatur. Wo die Brachialität als Einziges in Erscheinung tritt, sehen wir einen kulturellen Irrweg vor uns und nichts weiter. Vergessen wir nicht, daß letzten Endes in unserer Zeit dieser Mann von Muskeln immer wieder durch Intelligenz besiegt wird und wie der geringste Säugling in der Wiege erledigt werden kann: durch das Kleinkaliber einer gut sitzenden Revolverkugel oder ein paar Moleküle Giftgas. Kraft und Muskel entscheiden unsere Welt nicht mehr. Sie sind kein Wert

echter Gegenwartskultur, sondern nur noch Idealvorstellungen kindlich denkender Köpfe.

Es gibt eine zweite Form der Abirrung, die man die Spezialisierung nennen wird. Hier liegt die Sache nicht ganz so klar wie im ersten Falle. Unter Spezialisierung verstehen wir die Neigung, sich einseitig auf einen einzigen Sondersport zu werfen. Also irgendeine Winzigkeit aus dem Ganzen herauszugreifen und mit ihr zu operieren im Sportleben. Dazu ist folgendes zu sagen: biologisch ist richtig, daß nur Spezialisierung vorwärts bringt. Alles, was sich verallgemeinert, kann unter den schwierigen Bedingungen der Gegenwart nicht konkurrenzfähig sein. Denn diese Gegenwart offenbart überall das Prinzip der Differenzierung. Nicht mehr das Vermischte, nur das Differentielle ist Kulturge-setz. In den Fabriken, in den Wissenschaften, in der Kunst und so auch im Sport. Alles Beispiele für dies Gesetz der entwicklungsbedingten Differenzierung. Wer in der Welt der Differenzierung vorwärtskommen will, muß sich spezialisieren. Aber doch wohl nur unter sehr bestimmten Bedingungen. Denn die Gefahr der Differenzierung ist die gleiche im Sport wie überall: daß im Streben nach Spezialisierung eine völlige Einseitigkeit, eine Kenntnislosigkeit der Grundbedingungen um sich greift. Wie jammervoll erscheinen uns heute als Persönlichkeiten jene wissenschaftlichen Spezialisten, die von Anbeginn immer nur auf dies eine Ziel losgingen, mit Scheuklappen gegen alles versehen, was nicht in das Sondergleis der Spezialität fällt. Und so ist dieser Mensch Althilologe und weiter nichts, und jener Dieselmotoren-mensch und weiter nichts und der Gonokokkenjäger und weiter nichts. Jammervolle Menschlein! Wir sehen, was in der Wissenschaft und im Wirtschaftsleben daraus wurde. Es entstand aus der einseitigen Spezialisierung ohne andere Grundlagen ein ausgesprochenes Proletariat. Die Vielzuvielen, mit denen nichts weiter anzufangen ist, als das, was sie einseitig, in papageienhafter Treue angedrillt, wiedergeben können. Es folgt hieraus der allgemeine Mangel an Persönlichkeiten, der überall ertönt. Und das kann dem Sport auch blühen!

Bereits heute fällt es schwer, von Sportlern zu erfahren, was Sport eigentlich sei. Denn dieser Mann paddelt eben nur und jener treibt Hochsprung, und so ist es ganz und gar klar, daß Sport eben nur Paddeln oder nur Springen sein kann. Was nicht in diese Ebene fällt, ist nicht Sport. Es gibt eben nur Leichtathletik oder nur Schwerathletik — sagt der eine zu dem anderen, je nachdem er

sich einrechnet. Es gibt eben Chemiker oder Physiker oder Maschinenbauer oder Architekten, aber keine Naturwissenschaftler oder Techniker mehr unter uns. Wir wollen nicht das Phantom der sogenannten allgemeinen Bildung wieder aus dem Arsenal hervorholen. Diese Dinge lassen sich nicht in ein paar Zeilen ohne weiteren Zusammenhang darstellen. Aber eins muß doch erwähnt werden. Der Sport hüte sich vor der Einseitigkeit der Schulung von Anbeginn. Und vor allem bei der breiten Masse der Amateure und der Studierenden allgemeinen Grades. Wenn jemand ein ganz besonderes Talent frühzeitig entwickelte, wäre es falsch, ihn künstlich davon zurückzuhalten. Wer wird einen musikalischen Menschen veranlassen, daß er um der Allgemeinausbildung willen lieber erst malen lernen soll? Aber wieviel Talente im Sport besitzen wir denn? Vielleicht schwerlich mehr als in Kunst und Wissenschaft, das heißt günstigstenfalles unter 1000 Beflissenen einen Menschen. Die anderen 999 irren, wenn sie nachahmen, was dem wirklich Begabten zukommt. Wir sollen vielmehr, um die Einseitigkeit zu hindern, die einer geistigen Verkalkung und Einkapselung des Menschen gleichkommt, ausdrücklich fordern, daß Allgemeinsport betrieben wird, also eine Vielseitigkeit der sportlichen Anwendung. Die Saisonsports ergeben eine gute Möglichkeit zum Wechsel. Die Ergänzungen der einzelnen Sporttypen sind selbstverständlich vorhanden. Man kann an die Körperkultur erinnern und mahnen, daß heute die vormals getrennten Systeme unwillkürlich ineinander verschmelzen. Man wird heute nicht nur Springen und Schwimmen nach Laban oder nur eins, zwei, drei, hopp mit Dalcroze hüpfen oder nur mit B. Mensendieck Muskelmechanik betreiben. Alle diese Möglichkeiten sind Entwicklungsphasen und sie erschließen, wie ich an anderem Ort andeutete, dem Menschen Aufstiegsstufen.

Es kommt hierherin auch noch der Gedanke der Beziehung zwischen Sport und Alter. Viele Sportformen sind altersgebunden, und es bleibt immerhin sehr bedauerlich, wenn der Sport den Abbau der Lebenslinie unterstreicht. Wenn der Mensch — etwa als Flieger oder auch Kraftfahrer — merkt, daß er biologisch zurückgeht, mag er sich dagegen sträuben wie er wolle. Es liegt doch immerhin Tragik in dieser Spezialisierung und so im Geschick auch der Boxer, der Rennfahrer und sonstigen an das Lebensalter, das Körpergewicht und alle anderen biologischen Grundlagen allzu eng geschlossenen Fälle. Gerade der Amateur und Durchschnittler kann nur dann aus

dem Sport Werte lebenslänglich ziehen, wenn er sich einer solchen Ausgleichsarbeit in ihm unterstellt, wenn er vielleicht auch Sportarten wählt, die ihn etwas unabhängiger in seiner Biologie bei der Sportausübung sein lassen. Nur keine vorzeitige Spezialisierung! Sondern immer erst die allgemeine Grundlage, von der wir oben erwähnten, daß sie mindestens schon einmal gymnastisch geboten sein muß. Was im Deutschen Stadion, der Hochschule für Leibesübungen und im Privatkurs in den früheren Surénunternehmungen geboten ward, ist in diesem Sinne angemesseneres Fundament als jene Fälle amerikanisierender Spezialisierung, die zur geistigen Verödung und zu sportlicher Verarmung führen muß, da gerade sie am wenigsten durchschnittsfördernd wirkt. Wir wollen diesen Gedanken der universaleren Vorbildung und der darauf gegründeten spezielleren Vertiefung festhalten.

Nun aber noch eine Abirrung: die Kultur der Gefühlsferne.

Die Körperkultur arbeitet vielfach stark gefühlig: das ist ihr Nachteil. Und so verwaschen ihre Resultate, da gefühlsmäßige Einstellungen des Übenden täuschen können. Der Sport strebt nach Zahl und Rekord und wir erhalten ein Gegenstück, darin bestehend, daß wir eine gewisse materielle Einstellung der Übenden bekommen. Verbindet sich dieser Materialismus noch mit Brutalitätsanlage, so haben wir den Typus, dem die Ellenbogen und das rohe Drauflos wichtiger sind als alles andere. Die Gefahr der Zahl sehen wir am klarsten im Training. Und zwar gerade an der Frau. Immer wieder kann man beobachten, wie Mädchen und Frauen durch systematische Trainingsarbeit (wie der Fachausdruck lautet) „verbengeln“. Ihre spezifisch weibliche Gefühlslage bekommt das grobe und ungeschlachte Wesen der dadurch unkultiviert wirkenden Sportler. Etwas von der Rauheit des Naturburschentums, das weichere Regungen oder überhaupt Einstellung auf emotionale Werte vermissen läßt. Unser Dasein ist sicherlich real bedingt und keinesfalls sucht man heute romantische Sentimentalität. Man will aber auch keinen Sport, der letzten Endes in einer solchen Ferne von Gefühlsmomenten sich abspielt, daß wir wichtige allgemeine menschliche Werte verkümmern sehen. Zum Beispiel die Gabe der Einfühlung in andere Leute und Sachverhalte. Oder die Möglichkeit eines humanen Verstehens überhaupt. Oder auch die Behaglichkeit einer Ausruhfriede. Oder die Begabung zur künstlerischen Verständnisweckung, ja vielleicht nur die Anlage, künstlerische Feinheiten zu erfassen. Pädagogische Werte gehen

verloren, wenn der Mensch durch den Sport verlernt, das Kind zu begreifen und ihm entgegenzukommen. Familienwerte werden zertrümmert, wenn das warme Feuer des Stimmungstons fehlt. Nicht im rufenden Heilbrüllen oder den eckigen Laufbewegungen und den polternden Fußritten des Sportplatzes finden wir diese Möglichkeiten, sondern nur bei einem Sport, der emotionale Werte noch leben läßt, wenn nicht auf dem Sportplatze selbst (was nicht immer möglich ist), so doch neben ihm.

Endlich noch ein letztes: der Umstand, daß die Technik einen abwegigen Einfluß auf die Sports ausüben kann.

Wir erwähnten einleitend die Möglichkeit, daß man aus technischen Fortschritten auch sportliche Entwicklungen herleiten kann. So ist ein Urbild sportlicher Ausbaufähigkeit etwa alles, was mit dem Verkehr zusammenhängt. Der Aeroplan ergab den Fliegiersport, das Automobil die Fahrkonkurrenz, das Motorboot entwickelte den Wassersport weiter, und so finden wir sehr verschiedene Möglichkeiten einer gestaltlichen Steigerung ehemaliger Sportarten oder der Neuentwicklung von Sportformen. Nun kann aber die Technik insoweit zu Abwegigkeiten führen, als sie Sportkombinationen schafft, deren Sinnfälligkeit uns nicht mehr klar wird, die wir absurd oder töricht nennen könnten. Manche dieser Ausbauförmern falsch ausgewerteter Technik gehen nicht zum Sport, sondern zur Akrobatik über. Wenn Flieger beginnen, auf den Tragdecken des fahrenden Flugzeugs herumzuspazieren, oder wenn das Flugzeug zum Looping the loop verwandelt wird, dann haben wir schon keinen Sport mehr vor uns, sondern günstigstensfalls Akrobatik. Wenn das Zweirad nicht zum Fahren benutzt wird, sondern zur Reigenbildung in Gruppen, wobei allerhand Geschicklichkeit, aber keine Sinnfälligkeit der Leistung zutage tritt, so sehen wir darin einen durch die Technik beeinflußten Irrweg. Oder wenn ein sogenannter Kunstfahrer nachweist, daß man mit dem Kopfe auf der Lenkstange balancierend fahren kann oder wenn Motorradfahrer stehend im Sattel einher-sausen: so ist das alles, nur kein Sport. Oder ein anderer Fall, der gerade die Übergänge andeutet. Wenn ein Polo mittelst Auto entsteht, so kann man bereits fragen, ob das noch irgend etwas mit der klassischen Idee des Polo zu tun hätte? Wenn man von dort ausgehend zum Motorrad übergreift, kann man erst recht nach dem Warum fragen. Am grotesken Sport sind vor allem die Amerikaner reich, die sich nicht genug tun können in ungewohnten, innerlich

aber sinnlosen Kombinationen von technischen Geräten mit sportlichen Aufgaben. Das Motorboot wird dazu benutzt, an einem Seil ein kleines Brett durchs Wasser zu ziehen. Auf dem Brett muß ein Schwimmer balancieren, der zwei brennende Fackeln in der Hand hält. Jeder mit echtem Sport vertraute Mensch wird fragen, was das noch für einen Sinn haben kann! Ein anderer Mann läßt einen Gummiball bauen, in dem er Platz nehmen kann. Er wird dann in dem Ball in die Niagarafälle geworfen und behauptet hindurchzukommen. Auch die Kanalschwimmerei hat ihre Wertgrenze. Aber man wird diese Aufgabe schließlich noch für sinnvoller halten als den Wettlauf auf Schildkröten stehend oder den Absturz in brennenden Kleidern von einem Turme herab, unten ins Wasser; genau so berechnet, daß nichts passieren kann, aber der Sinnenkitzel des Publikums voll befriedigt wird. Das alles sind Möglichkeiten, die die Technik leider allzugern unterstützt, und wir sehen so in dem Einfluß des technischen Geräts und der technischen Beigabe auf die Leistungen eine sehr erhebliche Gefahrenquelle. Der gesunde Sport wird immer vom Körper ausgehend, von der Seele bestimmt, diese biologische Grundlage beibehalten und alles andere als Zusatz betrachten. Er wird nicht beliebig irgend etwas herauswählen als Sache, und nun sehen, ob die Sache sportlich frisiert werden kann. Diese Auffassung erinnert an die Art der militärischen Einkleidung. Gegeben sind 100 Anzüge, wozu die passenden Figuren zu suchen wären. Aber dieser Unteroffiziersgesichtspunkt des alten Militarismus spukt heute auch in jenen Köpfen, die von der Technik geblendet in ihr immer neue Möglichkeiten der sportlichen Ausbeute wittern. Und so kommen Sports zustände, die wir bestenfalls nur als Kuriositäten ansehen werden, von denen die Sportwelt selber in den geringsten Fällen irgendeinen Vorteil genießt. Die Reihe der Beispiele ließe sich beliebig erweitern. Es soll auch nicht die Möglichkeit der Trainingssteigerungen durch technische Hilfen verwechselt werden mit diesem Fall der Angleichung sportlicher Formen an technische Gebilde, deren Aufgabe und Sinn ein ganz und gar anderer war und die nun rein zufällig für Sportgedanken ausgenutzt wurden. Das ist sportliche Unlogik, die wir ruhig als kulturelle Fehlleistung bezeichnen dürfen. Eine Art Überwachungsdienst wird hier dem Sport dienlich sein.

Sprechen wir nun von der möglichen Artfeindschaft zwischen Sport und anderen Kulturgebieten.

Hierbei ist vorherzubemerken, daß eine jede Kultur Spannungen

enthält. Selten hat es Epochen von so vollendeter innerer Harmonie gegeben, daß wir Spannungen nicht beobachten konnten. Vielleicht ist die chinesische und überhaupt die asiatische Kultur verhältnismäßig spannungsarm gewesen, bis die Auseinandersetzungen mit den westeuropäischen Einflüssen begannen. Zu anderen Zeiten sehen wir, daß die Harmonie vor allem dann garantiert sein kann, wenn irgendein Kulturgebiet die Menschen in seelischem Gleichgewicht beharren läßt, so daß die Spannungen vorübergehend fortbleiben. Erfahrungsgemäß ist das immer nur für verhältnismäßig kurze Zeiten möglich. Ein solcher ausgleichender Faktor war im Mittelalter die Kirche. Vorher in den Zeiten der Kämpfe um die Religion war sie es nicht, und zu Zeiten des dreißigjährigen Krieges wurde sie es erst recht nicht. Die Reformation begann die errungene Harmonie der Kultur zu zertrümmern. Doch kurz vorher finden wir etwas wie ein schwebendes Gleichgewicht, weil eben ein Gedanke (der religiöse) die Menschen hinreichend erfüllt und zum Ausgleich leitet. Momentweise ist die Zeit der Aufklärung des bürgerlichen Menschen um die Wende des 18. und 19. Jahrhundert zweifellos ähnlich ruhevoll geartet; trotz aller politischen Ereignisse, die dabei keinerlei Rolle spielten. Erst die Naturwissenschaften wühlen die Menschen wieder auf. Und dann kommt die Industrialisierung der Welt. Es ist auch durchaus nicht immer ein gutes Zeichen, wenn Harmonie herrscht. Man kann manchmal in der Harmonie Stagnation sehen. Eine solche Zeit der Stagnation finden wir in Deutschland nach 1870 bis etwa 1890 und dann etwa von 1910 bis 1914. Hier schwebte alles voll bombastischer Verstopfung und Übersättigung in Ruhe. Nichts war neu. Nach 1870 war man still vor Ermüdung und treibhausähnlichem Aufblühen der Konjunktur — vor dem Kriegsbeginn von 1914 war man still wegen Gedankenarmut und einem Ahnen entscheidender Umwälzungen. Alle diese Dinge aber sind immer noch etwas ganz anderes, als die Möglichkeit, daß irgendwelche Kulturgebiete überwuchernd andere abbremsen oder ersticken. Man fürchtet heute beispielsweise, daß die Technik solch Gebiet sei, das alles und jedes in seinen Bann ziehe, und daß sie auf diesem Wege unsere Kultur zu zerstören beginne. Andere behaupten dasselbe von der Industrie. Wenn wir nun noch den Sport erwähnen, so ist damit ein Gebiet aufgegriffen, das seine besondere Bewandtnis hat. Denn Technik und Industrie bedeuten notwendige Lebensbedingungen wie Wirtschaft und Verkehr jederzeit. Sport gehört zu den fakultativen Momenten des

Lebens, wie heute die Kunst oder die Religion oder die Philosophie. Es ist daher von besonderem Werte, sich mit diesem Sport zu beschäftigen, wenn wir fragen, ob er, als fakultative Kulturtat der Gegenwart, irgendwelche Versager bedinge? Versager, die die Harmonie der Kultur stören könnten? Wir werden hören, wie gerade die fakultative Form dieses Kulturfeldes andererseits bedingen kann, daß es selber von pflichtmäßig bedingten Gebieten beeindruckt und geschädigt wird. Wir beschränken uns auf die besondere Fragestellung, ob diese freiwillige Kulturtat, der Sport, auch schädliche Nebenwirkungen erziele, und zwar gerade dort, wo andere, wiederum freiwillig betriebene Kulturfelder, unseren Zeitinhalt ausmachen?

Die Frage muß teilweise leider bejaht werden. Und es wäre nicht nötig, daß dem so ist.

Zunächst kann man eine Artfeindschaft feststellen gegenüber der Weltanschauung an sich. Und dieser Befund ist bedauerlich.

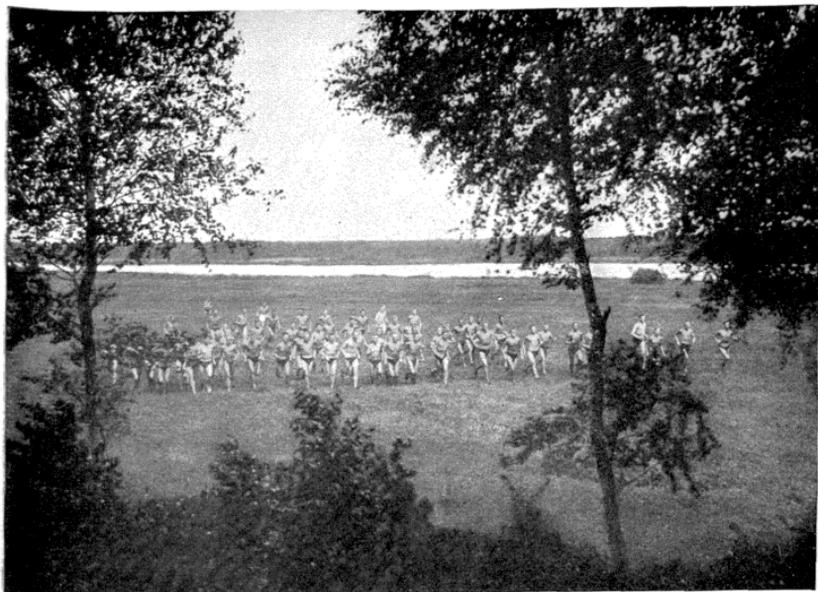
Der Sport trug, wie wir sagten, in manchem dazu bei, bei etlichen Menschen die Freude am Nachdenken nicht zu fördern. Wir hatten sowohl an die Spezialitätenfreunde erinnert, wie jener Sportfexe gedacht, deren geringe Intelligenz den Sport aufgriff, um eine Waffe (im Sinne der dadurch gehobenen Minderwertigkeit des eigenen geistigen Könnens) zu gewinnen. Das, was so vereinzelt tun, ist leider übertragen auf breitere Schichten etwas Negatives. Wir dürfen nicht verkennen, daß die Zeit an sich die Weltanschauungsfragen aufwühlend beeindruckte.

Zu trennen von dem Vorwurf ist der Befund, daß wir heute an und für sich um Weltanschauungen ringen. Erstens hat die Kriegskatastrophe die Menschen durcheinandergeschüttelt und die Mehrzahl dem Abgrund nahe geführt. Die Zeiten des ruhigen Besinnens sind vorüber. Die Menschen fragen nach dem Ziel und der inneren Bedeutung der Erscheinung. Zweitens sehen wir aber auch den Durchbruch neuer Einflüsse. Die Industrie, die Technik und das Wirtschaftsleben beginnen unsere Politik, unsere persönliche Freiheit und unsere Entwicklungsmöglichkeiten überlegen zu beeinflussen. Unsere gesamte Staatsform ist heute durch diese Faktoren umgewälzt worden, nicht etwa durch kriegerische oder revolutionäre Strömungen an sich. Wenn nicht alles täuscht, gehen wir einem Staat entgegen, der durch die diktatorische Gewalt einer Gruppe Großindustrieller bestimmt wird. Wer heute sich gegen die Idee der Industrie wehrt, ist verloren, denn er gibt seine Zeitungsmäßigkeit zu. Das alles sind

so ungeheure Neuerungen und für die meisten Menschen noch so unerträgliche Formen menschlicher Kultur, daß man sucht, die Erscheinungen in einen inneren Zusammenhang zu bringen. Nun aber noch ein weiteres: die Generationen sind gespalten. Und das ist es, was uns hier am meisten angeht.

Wir haben heute mindestens drei verschiedene Generationsschichten zu betrachten: a) die Menschen, die aufwuchsen in der fest begründeten Weltanschauung und Kultur der Jahre nach 1870 (die frühere Zeit kommt überhaupt nicht mehr in Betracht); b) die Generation, welche um die Jahrhundertwende Kind war, also eingeklemmt wurde in ihrer natürlichen Jugendentwicklung durch den Krieg; c) die Generation, die nach dem Kriege groß wird. Diese drei Generationen befinden sich den Zeitverhältnissen gegenüber in grundsätzlich sehr verschiedener Lage. Die Leute von 1870 ff. sind Menschen, deren Weltanschauung im großen und ganzen anknüpft an die Traditionen unserer klassischen Zeit. Goethe, Schiller, Kant, die Romantik, Schopenhauer, Nietzsche, Wagner, Beethoven: das sind beispielsweise ihre Zentren. Und politisch mahnt die Gestalt Bismarcks und des alten Kaiserreichs an die ehrwürdige Tradition der guten deutschen Zeit. Dieselbe Generation lebte in den Gründerjahren und im Kunstkitsch der achtziger Zeit des vergangenen Jahrhunderts. Sie hatte erlebt das Werden der großen Städte, Berlin, Hamburg, Frankfurt oder Leipzig. Sie waren durchaus unbefangen in dem Gedanken, daß alles so angemessene kulturelle Lage sei; bis der Krieg und damit das Chaos kam. Diese Generation turnte allenfalls, wenn auch seltener, als es heute üblich. Sonnenkultur, Körperbildung und Tanz waren ihr Alterserlebnis von fraglicher Bedeutung. Man sprach zum Teil von Verirrung.

Die Generation der Kinder um 1900 steht unglücklich mit einem Bein in dieser alten Epigonenwelt. Aber diese Jugend erlebt viel mehr und Neues. Sie erlebt als Kind die Münchener Sezession und den Jugendstil (Aufflackern der Alten) bis zu einem gewissen Höhepunkt. Die Kinder von 1900 sehen die erste Elektrische, das erste Auto, den ersten Zeppelin und das erste Flugzeug. Sie erfahren etwas von Funkentelegraphie, sie spielen mit Akkumulatoren, sie bekommen in den Schulen chemische Laboratorien, sie sind die Anhänger und Gründer des Wandervogels: *welch neue Welt!* Und mitten darin zerbricht sie der Krieg. Ihre besten Jahre fallen in den Opfergang für die Welt, die sie teilweise nicht interessieren kann in ihren Idealen.

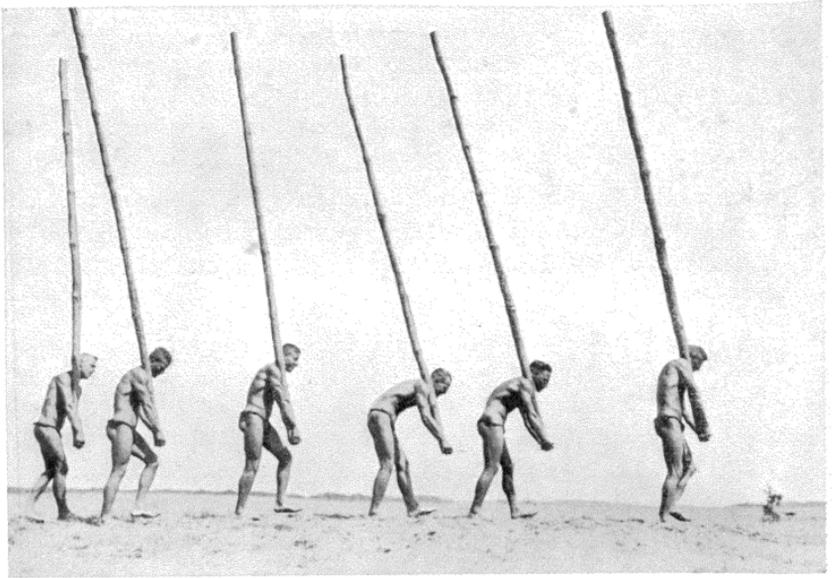


46. Geländelauf

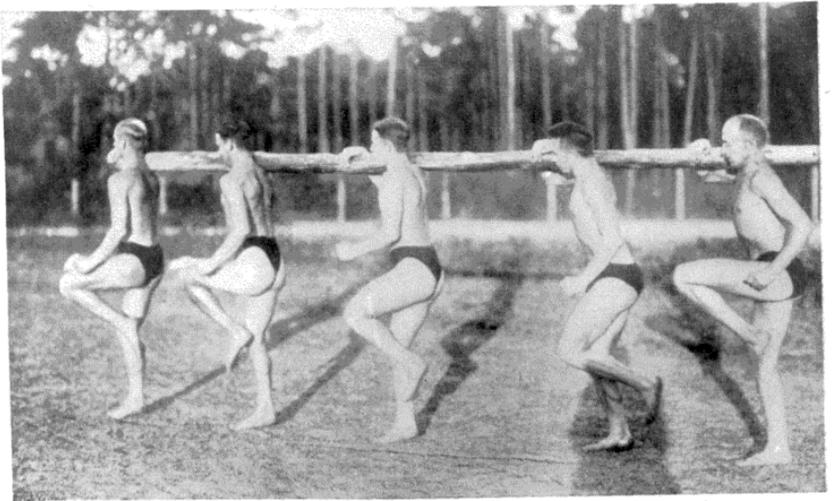


47. Training zum Gruppenlauf

Riebcke



48. Übung mit Baumstämmen



49. Neuartige Stillaufübung

Viele sterben im Krieg, andere bleiben als abgehärmte Frauen übrig. Aber es sind andere, weniger geschlossene und das Neue, was an Technik und Industrie von Einzelpersönlichkeiten geschaffen wird, in sich aufsaugende Menschen. Ihnen wird Technik, Naturwissenschaft oder Industrie nicht Entartung vom klassischen Humanismus her — ihnen wird das Problem. Und sie fragen jetzt, welche Welt recht habe, diese in der Schule halb berührte, von den Alten abgelehnte neue Welt, oder das überkommene Wesen der Generationen, die hundert Jahre vorher eine deutsche Blüte dargestellt hatten? Eine Persönlichkeit wie Nietzsche steht dieser Generation näher, als Kant; Goethe wirkt ihr viel moderner, als Schiller.

Dann die dritte Schicht: die Kinder des Krieges. Keine technischen Wunder mehr! Man kennt Radio, Flugzeug, Großlokomotive, Überlandbahn und Auto. Man saust auf Rollern mitten unterm Verkehrsturm weg. Man schaltet selbstherrlich Klingeln und spielt mit Starkstrom Eisenbahnen. Im Kriege bindet man sich aus Spaß Gasmasken im kindlichen Spiel vors Gesicht, imitiert die Musik der schottischen Besatzung und spielt Bank und Valuta. Die Familie ist zersplittert. Die Alten fristen ihr Dasein von der Papiermark, die Jungen gehen hier und dort früh ins Geschäft und machen Spekulationsschiebungen. Die Kleinen sitzen zu Hause und spielen mit alten Milliarden Scheinen vor dem kalten Ofen. Vieles ist zerbrochen, gekittet, manches in der Not verkauft. Der Vater blieb vielleicht auf dem Felde, sein Bruder geht mit dem Holzarm herum. Wunder gibt es auch im Technischen nicht mehr! Nur Geld gibt's und Verdienst. Das ist eisernes Gebot. Auch die Schule bietet nichts Einheitliches dieser Jugend. Manchmal waren die Lehrer gar nicht da, sondern arbeiteten in Kohlenkommissionen oder bei Lebensmittelzentralen. Dann unterrichteten Damen drei, vier Klassen auf einmal. Oft gab es Ferien. Niemals wurde eine ernste Strafe erteilt und nur bei Gelegenheit systematischer Unterricht möglich. Nach dem Kriege bauten sich die Schulen um; es ging darunter und darüber, weil die Anstalten dabei noch herumtasteten. Welch andere Zeit! Und woher soll hier Weltanschauung kommen? Die Leute von 1900 stießen unmittelbar auf das Warum und das Wohin? Die Alten blieben erst recht bei der Weltanschauung. Entweder steifnackig als Idealisten oder an allem Ethos schier verzweifelnd. Aber Weltanschauung war auch da. Hier sehen wir unbeschriebene Blätter, Menschen ohne Hang zum Nachdenken, Individuen gehetzt, vor der Angst, keine Stelle zu bekommen und

geleitet vom Streben, mit minimalem Aufwand ein Maximum an Möglichkeiten zu erschöpfen. Mit diesen drei Generationen hat der Sport und die Weltanschauung zu rechnen.

Der Sport wird für die dritte das beliebte Ziel, zu vergessen; nicht zu denken. Wird eine Gefahr oft, wenn die freie Zeit des jungen Arbeiters ganz und gar mit sportlicher Tätigkeit erfüllt bleibt, wenn der Sport nur noch weiter materialisiert, keine Sekunde zum Nachdenken lassend. Die alte Generation wiederum sieht im Sport den üblen „Geist“ der Zeit und sie schwört auf das mannhaftes Turnen und erhofft Ertüchtigung, um Phantome einstiger Größe sich vorgaukeln zu können. Die mittlere Generation neigt durch den Wandervogeleinfluß stark zur Körperkultur, sie findet den Sport leicht zu derb, zu materialistisch. Der Sport selbst aber weiß eigentlich überhaupt nichts von all dem, sondern wirkt wie eine Stanze, die die Menschen uniform zu Formen in Serie fertigt. Dieses Fremdsein von der Weltanschauung muß man dem Sport an sich vorwerfen. Man beachtet ganz und gar nicht die grundverschiedene Bedeutung, die er rein generationsgemäß haben muß. Man kümmert sich überhaupt ungern um Dinge der Weltanschauung, meidet also einen Konnex mit jenem Kulturgebiet, das wichtiger ist heute, als alle. Man wirkt wie ein Fremdkörper im Kulturganzen, ohne es zu wollen oder zu ahnen, und stört seinen Wuchs. Anstatt sich im System organisch einzuleben und anzupassen, treibt man einen Sport, als ob die Welt von völliger Gleichartigkeit der Individuen erfüllt sei. Man knüpft wohl an den Krieg als Faktum an, vergißt aber, daß der Krieg und seine Ursachen wie die Folgewirkungen für die Generationen der Gegenwart eine sehr verschiedene Bedeutung haben muß. Das ist Mangel an Beziehung zur Weltanschauung und die sportlichen Kreise müssen danach trachten, endlich sich mit den Fragen der Weltanschauung bewußt auseinanderzusetzen. Dahin gehört letzten Endes auch eine Philosophie der Leibesübungen und des Sports an sich — und diesem Ziele sollen als Anfänge eines Versuchs unsere Ausführungen dienen.

Eine ähnliche Verbindungslosigkeit besteht zur Religion. Damit komme ich an ein sehr heikles Kapitel.

Wir müssen diese Beziehung nämlich vom Standpunkte der Kirche aus betrachten. Erinnern wir uns, daß der kirchliche Gedanke Leibesfeindschaft bedingt. Der Leib war der Grund des Falls im Paradiese und am Körperlichen leiden wir alle bis zum Tode. Der Körper ist

etwas durchaus Minderwertiges und der Religion Widerstrebendes. Nicht umsonst hatten die Kasteiungen und Sühneopfer immer den Körper als Material benutzt. In diesem Körper, in dem die Sünde wohnt, können wir nichts Gutes sehen. Es ist nicht, wie bei Plato, eine Ansicht dahingehend, daß der Leib der Kerker der Seele sei, sondern der Leib hat etwas vom Fluche an sich, der über die Menschheit seit der Erbsünde gekommen ist. Es gehört mit zu den interessantesten Theorien der gnostischen Mystik, daß wir ursprünglich höhere Wesen, Menschen jenseits der sexuellen Geschlechtertrennung waren. Daß wir Androgynen nach der Tradition gewesen sein dürften, lehrt auch der Wortlaut der Bibel. Erst das Aufwachen der erotischen Seite zerstörte diesen idealen Urzustand und trennte die Geschlechter in zwei Gruppen. Und von dort aus ist der Körper unser Feind geworden. (Ich habe in meinem Buch „Der Romantische Charakter“ diese Gedanken bis zur Frühromantik, also bis zu Novalis, Baader oder Schleiermacher verfolgt. Es hängt damit die Lehre von den seelischen Geschlechtsunterschieden zusammen.) Ist er aber unser Gegner, dann muß alles, was dem Körper dient, nur noch einen einzigen Zweck haben: Abtötung der Sünde. Daher wurde folgerichtig ein Geistlicher der Urheber der Kaltwasserkuren. Daher wendet sich heute, wie die Fuldaer Bischofskonferenz erst jüngst kraß erwies, die Kirche gegen die Körperkultur. Schon der Begriff „Rhythmus“ ist (was richtig wäre, wenn wir die biologischen Urgründe uns vor Augen führen) Sünde! Dazu ist der Hang nach dem Kosmischen, nach der Harmonie zwischen Uns und dem Unendlichen Pantheismus. Keine christliche Religionsauffassung. Aus diesen Gründen hat die Bischofskonferenz es für unmöglich erklärt, daß katholische Gläubige rhythmische Körperkultur betreiben dürfen. Mehr noch: schlimmer ist die koëdukative Grundlage des Gebiets. Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen arbeiten mehr oder minder halbbeleidet miteinander. Und nehmen wir gar die Sonnenkultur, so wird der Fall Eden geradezu neu demonstriert. Die Kirche muß daher alle diese Dinge ablehnen und wenn auch die katholische Richtung naturgemäß die stärkeren Töne des Widerspruchs findet und den größeren Einfluß besitzt, so ist auch den anderen Konfessionen dieser Befund ähnlich unmöglich.

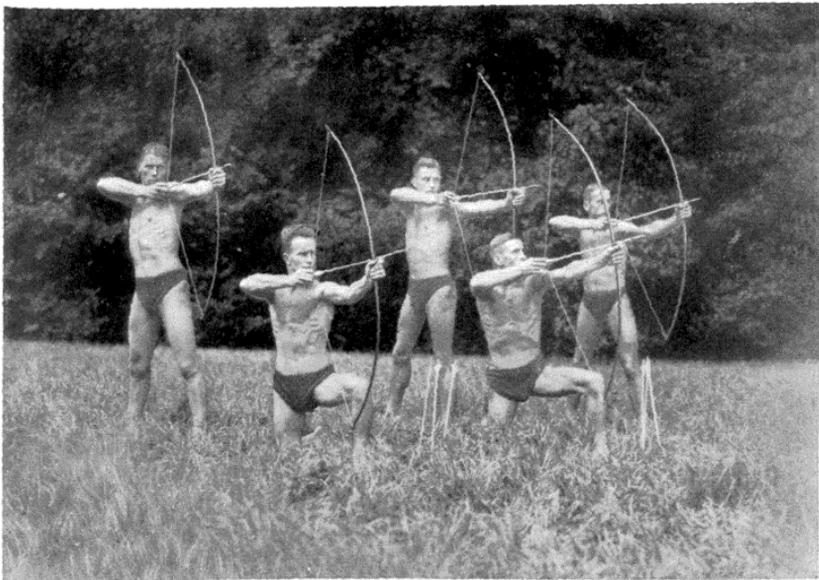
Der Sport selbst aber kümmert sich um nichts! Er arbeitet jenseits von der Kirche weiter, in der Kenntnislosigkeit von Kulturproblemen — oder in der ironisierenden Herabsetzung überholter

Ideale. Ich halte beides für falsch und kann mich nicht davon überzeugen, daß hier einmal eine Lösung erfolgen wird. Die Stellungnahme der Kirche erleichtert den Befund wirklich nicht. Wir wissen aus der modernen Psychoanalyse, wie die Beschäftigung mit diesen Zusammenhängen ganz und gar anderen Sinn haben kann und wie das Verbot der Körperkultur und die Animosität gegen den Sport vielfach gerade die Betätigung der unterdrückten Triebe steigert. Die Kirche wird sich daran zu gewöhnen haben, daß der Mensch mit Körperkultur kein Mensch der Fleischeslust sein muß, und sie ist klug genug, um zu erkennen, daß der Begriff Rhythmus umso harmloser bleiben kann, je weniger man ihn in seine Elemente vor der Öffentlichkeit zerlegt und die Menschen unnützlich, einseitig orientiert, aufklärt. Das Prinzip der Wahrheit für das Volk und der Wahrheit für die Weisen, dieser uralte Platonsche Satz, hat manchmal auch heute noch hohen Wert. Je mehr gegen Begriffe der Körperkultur protestiert wird, umso rascher entharmlosen wir die Menschen. Umso schneller treiben wir sie Abwegen zu. Ich halte die kirchliche Einstellung oben beschriebener Form für restlos ungeeignet, das zu erzielen, was man erstreben will.

Andererseits ist es doch bedenklich, wenn Körperkultur und Sport, die hier gemeinsam betroffen werden, sich um diese Dinge so wenig kümmern, wie bisher. Ich persönlich glaube nicht an die eifrigen Versicherungen, daß dem Reinen alles rein sei oder daß man jenseits bleibe — auch in der Nacktproduktion — von Gut und Böse. Bestätigen wird jeder, der in diese Welt Einblick gewann, daß während der Arbeit kaum unangemessene Haltungsweisen vorkommen. Etwas ganz und gar anderes scheint aber die Möglichkeit zu sein, nach der Arbeit oder im Zusammenhang mit der Haupttätigkeit des Sportgebietes Nebenwirkungen zu erleben, die unnötig sind, die sich aber vielfach nicht vermeiden lassen. Manche Vorkommnisse in Tanzschulen, manche Beobachtungen in den Ruhepausen, manche Erlebnisse auf Sportproduktionen beweisen, daß Sport und Eros verwandt sind. Verwandt — wie Religion und Erotik auch. Von diesem Standpunkt aus kann man sich vorstellen, daß die maßgebenden Kreise im Sport ein ähnliches Regulativ sehen, wie in der Religion. Der sportelnde Mensch und der fromme Mensch werden in paralleler Form zum Erosfeld distanziert. Und es müßten eigentlich diese beiden Kreise sich einander nähern. Sie müßten erkennen, daß sie viel mehr Gemeinsames haben. Beispielsweise kann dies auch in



50. Kohlrübenstellung beim Kleinkaliberschießen



51. Männliche Bogenspannergruppe



52. Hochsprungtraining an Böcken



53. Hürdenlauf

ethischer Form auf einem Boden möglich sein, der den Körper nicht mehr als Gefäß der Sünde, sondern als gottgewolltes Schöpfungsstück ansieht; von seiten der Kirche und auch von seiten des Sports. Forderungen für den Körper, seine Pflege und seine Hochachtung, erwachsen hieraus und an Stelle dieser Artfremdheit, wenn nicht Feindschaft zwischen Religion und Sport, wäre der neue Weg kulturell der gesündere. Wir dürfen auch nicht vergessen, welche verheerende Spaltung der Bevölkerung erwachsen wird, wenn die Scheidung in die Religion, die Sport sich in unseren Gauen auswirkt und wir dabei im Auge behalten, wie regional verschieden stark die Kräftezentren der kirchlichen Einflüsse bei uns gelagert sind. Es ergibt das nur noch eine weitere Zersplitterung, die keiner Partei nützt, aber der Gesamtheit Schaden zufügt.

Damit kommen wir aber noch ins ethische Gebiet des Sportes selbst und auch dort ist ein Prinzip zu finden, das wir als Weg zur Unkultur auffassen können. Wir müssen uns nämlich klar werden, inwieweit alle die noch zu erörternden ethischen Grundlagen des Sports entethisiert werden durch die einseitige Pflege der Tradition.

Wir sehen in bestimmten Sportformen die Neigung, im Vordergrund des Arbeitens den Kanon zu lassen. Gerade die Sportzuschauer achten streng auf den Kanonschutz, denn es begreift sich wohl, daß die Regeln und Gesetze im Sport, kurz, daß die Tradition das einzige ist, was (wie erwähnt) dem Zuschauer Richtschnur der Handlung ist. Wenn wir aber an den Sportler denken, so wird durch diese Hyperbeachtung der bloßen Kanontradition dem Sport sehr Wesentliches genommen. Es entsteht nämlich eine formale Kultur statt einer inhaltlichen Wertung. Es kommt zu einem Kult der äußeren Zahl, an Stelle der Beachtung der diese Zahlen tragenden ethischen Hintergründe. Wir sehen, wie zumal das Rekordwesen immer formalistischer werden kann — nicht werden muß. Kluge Sportler verlegen ja die Dominanten des Vorgangs fort aufs Ethische, auf innere Begründungen des Erfolges. Wir sehen, wie an dem erwähnten Fall Lenglen zu beobachten war, daß neue, also kanonfremde Stilformen hier und dort entstehen können, die formal neue Zahlen bedeuten, hinter denen aber eine andere Technik oder ein neues Ergebnis individuell gearteten Trainings versteckt ist. Der Formalismus des Kanons kann im Sport, wie jeder Formalismus, die Werte zerstören und so zu völlig sinnloser Kultur treiben. Wir kennen aus dem Turnunterricht oder aus dem Kasernenhof die Sinnlosigkeit eines Formalismus, der

weder auf individuelle Möglichkeiten Bezug nimmt, noch danach fragt, in welcher Gesinnung, mit welchen Mitteln oder welcher Absicht die formalen Werte zustande kamen. Der Sport neigt wegen der erheblichen Tradition und der Meßtechnik dazu, die Begründungen zu vernachlässigen. Der Anfänger und die Jugend kann leicht, wie hypnotisiert von der Ziffer, immer nur das Formale gewahren. Da der junge Mensch so sehr durch Äußeres imponierende Eindrücke empfängt, wird ihm auf diesem Wege der Weg zum Wesen des Sports unverständlicher gemacht. Wir suchen eine Ethik sportlichen Denkens und einen sittlichen Hintergrund der sportlichen Arbeit überhaupt. Sonst können wir im Sport keinen Sinn und Wert finden. Je weiter wir von diesem Ideal entfernt bleiben, umso eher erzielen wir allenfalls eine Maschinenkultur der Leibesübungen. Nicht darin liegt schließlich der sportliche Fortschritt allein, daß der Neuling nach einem Semester erfährt, daß die Aufprallhöhe der Stahlkugel auf soundsoviel Zentimeter anwuchs, daß also seine Muskeln durch das Training diesen oder jenen Härtegrad erzielten oder daß sein Gewicht um soundsoviel Kilogramm anstieg und der Brustumfang sich erweiterte. Das alles sind formale Quittungen, ohne inneren Wert, wenn der Betreffende nur an ihnen hängen bleibt. Es erinnert diese einseitige, formalistische Einstellung an die Meinung vieler Akademiker, Studieren bestehe darin, auf möglichst vorteilhaftem Wege eine große Zahl Seminar- oder Laboratoriumsbescheinigungen zu hamstern. Der jammervolle Standard unserer Hochschüler aller Gattungen ist auf diese verfehlte, abwegige Studieneinstellung zurückzuführen; daher das akademische Proletariat. Auch der Sport schwebt dauernd unter dieser Gefahr, ja hier liegt sie aus dem Zahlenkult und der Tradition des Kanons her ganz besonders nahe. Dann aber hätte Sport weder objektiv noch subjektiv seinen eigentlichen Zweck erreicht. Wir würden zur Sportarithmetik, aber nicht zur Sportethik gelangen. Und das ist nicht Endziel der Kultur.

PSEUDOSPORT

Zum Abschluß wollen wir noch zwei Dinge besprechen, die ebenfalls nicht ohne weiteres selbstverständlich sind. Zumal, wenn wir die gegenwärtigen Verhältnisse betrachten.

Zunächst finden wir eine Verwechslung zweier verschiedener Be-

griffe, die uns aber bei näherer Betrachtung sehr deutlich innere Wesenheiten des Sports vor Augen führen können.

Es gibt eine Menge Dinge, die die Bezeichnung „Sport“ tragen, ohne Sport zu sein. Pfl egt doch auch der Volksmund allgemein zu behaupten: „Ja, das ist sein Sport“, wenn man irgendeine individuelle Angewohnheit oder auch Unart eines Menschen kennzeichnen möchte. Wir finden heute aber diese Bezeichnungen auch noch ausgedehnt auf Gebiete, bei denen tatsächlich eine innere Grenzverwischung stattfinden kann. Man spricht vom Radiosport. Man spricht vom Briefmarkensport. Man redet vom Sport der Kreuzworträtsel. Ist diese Benennung richtig und was verbirgt sich sonst hinter diesen Bezeichnungen anderes, als es der Sport meint?

Wir sagen Radiosport, meinen aber damit eigentlich die modisch gewordene Beschäftigung mit einem Gegenstand der Elektrobranche. Was fehlt hier am Sportlichen? Es fehlt die Einschaltung des Faktors Körper. Der Sport bedingt immer die Mitarbeit des Körpers und so müssen wir auch beim Autorennen annehmen, daß die Leistung stark bedingt wird durch körperliche Gegebenheiten. Natürlich nicht nur durch körperliche. Das Tragen von T-Trägern ist kein Sport, sondern eine bloße Körperarbeit. Es fehlt hier das Motiv der Steigerung im Wettbewerb und die Bindung dieser Steigerung an seelische Bedingungen. Das Verladen von Säcken ist ebenfalls kein Sport, und wenn auf dem Jahrmarktsplatz eine Bude den bekannten Amboß zeigt, auf den man mit dem Hammer schlagen kann, um nachzulesen, welche Kraft man dabei ausübte (bekanntlich springt die kleine Männchenfigur an der Skala danach hoch), so ist das zwar Leistungsbuchung, auch keine Arbeit im Berufssinne, es ist spielerischer Zeitvertreib und doch nimmermehr Sport. Beim Radio und Kreuzworträtsel handelt es sich um eine rein geistige Angelegenheit. Man könnte etwa das Absuchen der Wellenlängen und das Finden der Stationen im Sinne des Sports auffassen oder gar meinen, daß jemand Sport betreibt, je nachdem seine Station eine geringe oder größere Reichweite hat. Aber Sport wäre hier eine übertragene Bezeichnung für einen Zusammenhang, der mit der leiblichseelischen Bedingung nur das Geistige gemeinsam hat, denn höchstens kann die Reichweite konstruktiv bedingt sein und die Konstruktion von allerlei intellektuellen Überlegungen, Schaltungen, Tricks usw. abhängig werden. Es ist alles andere gegeben durch die Physikalität des Gegenstandes, also kein Sport. Beim Kreuzworträtsel kommt noch hinzu, daß die

Leistung abhängt vom Zufall. Der Zufall ist durch die kenntnisgemäßen Bewußtseinsinhalte bedingt. Wer nicht weiß, wer ein achtbuchstabiger attischer Held war oder keine fünfbuchstabige Muschelart kennt, der versagt. Er wälzt Lexika und Spezialwerke, aber hat er kein Glück und keine Kenntnisse, kommt er nimmermehr zum Ziel. Abgesehen von der Geistigkeit und der Ausschaltung des Körpers, gibt es keinen Rätselsport, da hier weder Training mitspricht noch verhindert wird, daß ganz und gar regellose Hilfsmittel diesen oder jenen bevorzugen. Die sprachliche Bezeichnung wäre also falsch gewählt.

Kann man sich einen rein geistigen Sport denken? Ist Schachspiel Sport? Wir werden sagen, daß Schach eben Spiel, aber niemals Sport ist, denn gerade die Geistigkeit genügt nicht zur Sportbenennung. Sport ist, wie wir sehen werden, Spiel, aber ein Spiel ganz besonderer Art. Die in Schwingung kommenden Elemente in der Persönlichkeit gehören immer bewußt beiden Ebenen, der körperlichen und der geistigen, an. Das ist wesentlich für die Definition des Sports. Hieraus aber folgt, daß mancherlei Vorwürfe, die man dem Sport macht (etwa die wahnsinnige Manie, die Besessenheit aufs Rätselraten oder der Schaltungsfimmel, nachts zwischen 1 und 3 Uhr) ganz und gar nicht auf den Sport anwendbar sind. Wie steht es mit diesen Beispielen? Wir finden zwei Möglichkeiten, die eine gewisse Verwandtschaft mit der Psychophysik des echten Sports besitzen und doch etwas anderes sind: Liebhaberei und Sammeltrieb.

Die Liebhaberei ist eine Betätigung spielerischer Art, die der Mensch auf irgendeinem Gebiete pflegt. Viele, wenn nicht alle Leute, besitzen Liebhabereien. Sie werden betrieben neben dem Amt und neben dem Beruf und sie haben alle ein besonders persönliches Verhältnis zum Individuum. In dem bekannten großen Zeitgenossenlexikon „Wer ist's?“ wird beispielsweise nach den Liebhabereien der Leute gefragt. Wir erfahren aus den Antworten der Prominenten sehr aufschlußreiche und interessante Formen der Lieblingsbeschäftigung.

Ein Typus ist von dem Gedanken geleitet, daß der Beruf und die Liebhaberei zusammengehen müssen. Es sind dies entweder Menschen, die tatsächlich eine Arbeit haben, die ihrem innersten Wesen entspricht, oder Menschen, die so vom Beruf erfaßt sind, daß er sie auch in der Freizeit in den sogenannten Liebhabereien überfällt, also überhaupt nicht los läßt. So liest der Jurist beispielsweise aus Liebhaberei Kriminalromane oder Fälle aus der Rechts-

geschichte; er kommt nicht los von der Materie seines hauptsächlichen Arbeitsfeldes. Ein anderer Jurist dagegen nennt als Liebhaberei die Musik oder das Singen im besonderen. Bei ihm ist die Liebhaberei eine Ausgleicherscheinung für sein Wesen, das Gegengewicht gegen die Überbetonung einer Seite und den Verschleiß auf diesem geistigen Felde. Es wäre dies also eine kompensatorische Seite der Persönlichkeit. Die Formen der Liebhabereien sind demnach sehr zahlreich. Bei der einen Gruppe fast so zahlreich, wie die Berufe. Denn es gibt Fabrikbesitzer, deren Liebhaberei es ist, Projekte von Bauten zu entwerfen, die niemals ausgeführt werden sollen. Es ist Liebhabergebiet mancher Schauspieler, fremde Rollen zu studieren; etwa weibliche oder Rollen eines Typs, den sie selber niemals vertreten. Auf der anderen Seite gibt es Liebhabereien, die überberuflich sind und allgemeinmenschlichen Wert besitzen. Hierher zählt das Reisen oder das noch zu nennende Sammeln oder das Lesen von Büchern oder das Kunstgewerbe im Nebenamt. Und zu diesen Liebhabereien zählt meist auch der Amateursport.

Wir lernen also daraus, daß der Begriff „Liebhaberei“ übergeordnet ist. Daß auch der private, ausgleichende Sport zu den Liebhabereien gehören kann. Sehen wir aber die Sache kulturell an, so zählt der Sport als solcher niemals zu den Liebhabereien, sondern zu den lebenssteigernden Notwendigkeiten. Liebhabereien sind immer spielerischer eingestellt. Manche Liebhabereien sind so spielerisch geartet, daß sie niemals Sport wären. Aber das geschlossene Sportgebiet als solches wird überhaupt gar nicht richtig mit dem Begriff Sport gefaßt. Wir würden sagen, daß Leute, die unter ihren Liebhabereien den Sport erwähnen, eigentlich gar keine Sportler sein können. Oder daß es eben Dilettanten sind und sein wollen; genau so wie die Angabe Kunstgewerbe oder Musik im Sinne der Liebhaberei das Fakultative und so auch Unkünstlerische darstellen wird. Man kann paradox auch sagen: der Liebhabersportler ist eigentlich nur Sportkonsument. Er handelt nicht im aktiven Sinne sportlich, sondern er nutzt die sportlichen Möglichkeiten aus nur persönlichstem Interesse. Sport wird ihm in diesem Sinne eine Erholung und eine schöpferische Pause für das Gebiet, das eigentlich zu seinen Hauptaufgaben zählt. In dem gleichen Sinne reist er auch, nicht wie ein Geograph oder ein Forschungsreisender, sondern aus Behagen und Vergnügen. In diesem Sinne sammelt er, nicht wie ein Museumsdirektor, sondern aus spielerischem Nebeninteresse. Derartige Über-

gänge sind heute überaus häufig, aber sie dürfen uns niemals vom Wege abbringen. Es gibt hier wiederum einen besonderen Fall der Altersstufe.

Wir müssen erkennen, daß der Sport seine besondere hohe Aufgabe dort hat, wo junge Menschen in Betracht stehen. Wenn der alte Industrielle oder Politiker nebenher Tennis spielt, um sich zu erfrischen oder umschaltend abzulenken, so tut das dem Ganzen wenig Abbruch. Im Gegenteil, der Sport als Faktor wird hier indirekt nur unterstützt. Beim jungen Menschen erwarten wir dagegen eine viel wesentlichere Erfassung der ganzen Person. Die erzieherische Seite des Sportes steht dort im Vordergrund und so ist der Sport die Domäne der jungen, in der Selbsterziehung begriffenen Leute. Sport beim alten Menschen ist in der Nebenbedeutung seines eigentlichen Zwecks entweder Zerstreuungsbetätigung oder Reorganisation des Körpers. Zerstreuungsmöglichkeiten gibt es mannigfacher Art, wir dürfen daher (obwohl er „unsportlich“ handelt) doch dem Erwachsenen nicht verübeln, wenn er sich sportlich zerstreut. Er kann es mit Radio oder sonstigen Mitteln natürlich genau so. Anders und ernster liegt der Fall, wenn der alte Mann sich des Sports erinnert und sich ihm zuwendet, um den verfallenden Körper zu reorganisieren. Wenn er Angst vor dem Ende oder der Krankheit besitzt — und nun Sport betreibt. Das ist dann durchaus Ernstlage und keine spielerische Zerstreuung. Auf diesen Fall passen alle ethischen Gesichtspunkte des hohen, edlen Sportes. Wenn der alte Mensch in den absoluten Leistungen auch immer hinter dem jungen auf dem Sportgebiete zurückbleiben wird — das ist Vorrecht der Jugend —, so darf er sich doch in der Relativität der Leistung nicht anders, als durchaus sportgemäß einstellen. Das will sagen, wir erwarten, daß seine Gesinnung und die innere Mitarbeit bei der körperlich gegebenen Sportbetätigung stets den höchsten Anforderungen des Gebietes entsprechen.

So gleiten unvermutet — und zwar eigentlich nur diktiert aus der inneren Begründung heraus — sportliche Nebenbeschäftigungen und Zerstreuungsliebhabereien über in eine sachgemäße echte Form der Anwendung. Wiederum erkennt man, wie es nur auf die innere Einstellung, nicht auf das äußerliche Tun ankommt. Das was der Mensch innerlich bei der Handlung vorhat und wie er sein Ziel verfolgt, entscheidet die Frage: Sport oder Nichtsport? Und schon der Mann, der eigentlich sich körperlich kräftigen und vor dem Altern retten wollte, aber so Tennis spielt oder schwimmt, daß er innerlich dauernd

dabei denkt „Schade um die schöne Zeit! Welch Unsinn! Ob die Depesche aus Neutomischl schon angekommen ist?“ — der verständigt sich am sportlichen Geist, da er Haltungsweise und Absicht nicht in Einklang setzt. Nun noch einiges zum Sammeltrieb.

Briefmarkensport ist Sammeltrieb. Der Sammeltrieb umfaßt viele andere Inhalte, hat aber doch gemeinsame Grundlage. Wenn jemand Münzen sammelt oder Bücher oder alte Porzellane: so ist die unterbewußte Triebfeder immer der Besitz und die Freude an der Sammlungsreihe! Der Sammeltrieb gehört zu den urtümlichsten Formen menschlicher Instinkte.

Schon die Vögel und andere Tiere zeigen manchmal sehr auffallend eine Sammeltriebart, von der wir sagen müssen, daß wir nicht irgend etwas Nützliches, sondern eine spielerische Befriedigung anzunehmen haben. So stiehlt die Elster blanke, blitzende Gegenstände, ohne unmittelbaren Nutzen davon zu haben. So sammeln sich Hunde alte Knochen oder sonstige Dinge, mit denen sie dann spielen können; jenseits von der Befriedigung der Nahrung. Kinder und Jugendliche sammeln ebenfalls Dinge, deren äußerer Wert nicht dem inneren entspricht. Erinnerungen an Episoden oder Gegenstände, die später einmal zu anderer Anwendung kommen sollen (etwa beim Basteln), gehören hierher. Beim erwachsenen Sammler wird erst in zweiter Linie das Anlaß, was dem fremden Beobachter wichtig erscheint: Der Inhalt des Buchs, der metallische Wert der Münze oder der Aufdruck auf der Briefmarke und die Blume auf der Tasse. Nein, diese Leute sammelten eben französische Literatur des 18. Jahrhunderts oder römische Münzen oder alte Sachsen oder Meißner Stücke; das war ihr Ehrgeiz und ihre Freude. Damit kommen wir an eine Zone, die durchaus Beziehungen zum Sport haben kann.

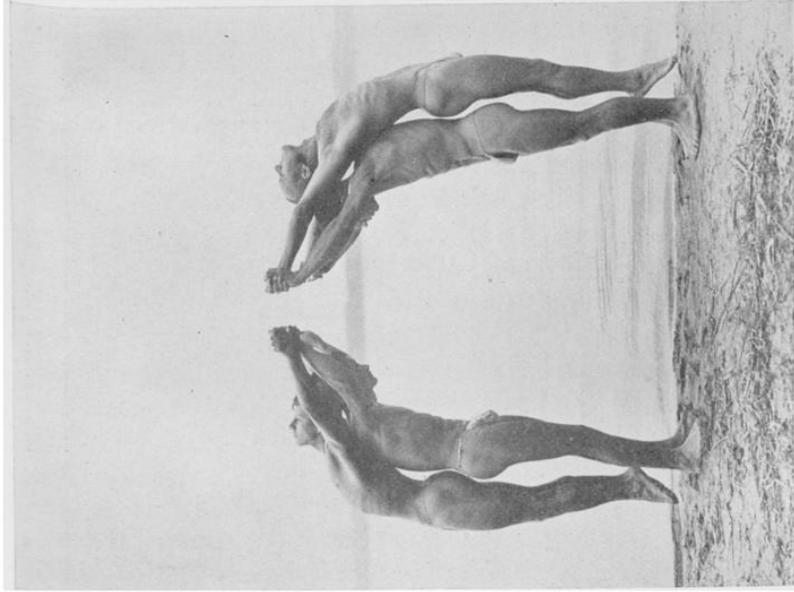
Was treibt den Menschen zur Sammelei? Letzten Endes doch wieder der Geltungsdrang, der Spaß an dem barocken Besitztum, das er, und kein anderer in dieser Form sein eigen nennt. Es gibt Sammlungen, bei denen wir deutlich die Manie beobachten, nur zu sammeln aus dem Ehrgeiz der Originalität heraus, und es gibt Sammlertypen, welche alles hergeben, um irgendein rares Stück zu ergattern, das ihrer Person dadurch eine gewisse Folie verleiht. Die Belehrungssammlungen und die Erinnerungssammlungen (etwa Andenken an Reisen oder einzelne Menschen) rechnen wir nicht hierher. Vielmehr das, was man oft fälschlich Sport nennt und wie in dem erwähnten Fall etwa auf das Briefmarkengeschäft überträgt. Und

hier finden wir manchmal auch eine Brücke zur sportlichen Einstellung.

Es gibt Leute, die die sportlichen Siege reihen, wie die Stücke einer Sammlung. Sie besitzen wiederum den Ehrgeiz der Kette, sie müssen auch unter Bedingungen in den Start gehen, die sie unter normalen Beziehungen vielleicht für unangemessen betrachten könnten. Aber sie haben die Sammelmanie der Siege in sich. Manchmal — so beim Reiten — kann naturgemäß auch der finanzielle Faktor die reine Sporteinstellung trüben und das Diktat des Stalls den Ausschlag geben, eine Amortisation des Pferdes in jeder Form zu bewirken. Aber wir spüren alle, daß diese Sammelsporteinstellung wieder abwegig wirkt, und wir merken, daß gerade deshalb die Abwegigkeit erscheint, weil ein gewisses Gleichmaß der Leistung vorliegt, und weil andere, als die erwünschten Motive den Ausschlag boten. Die sportliche Leistung strebt nicht nach Gleichmaß allein, sondern nach Fortschritt. Sie ist eben mehr als eine Reihe gleicher Perlen an der Schnur des Lebens. Und die sportliche Leistung rechnet auf Rekord. Sie ist kein Tresorprinzip, sie sucht vergleichende Werte zu anderen.

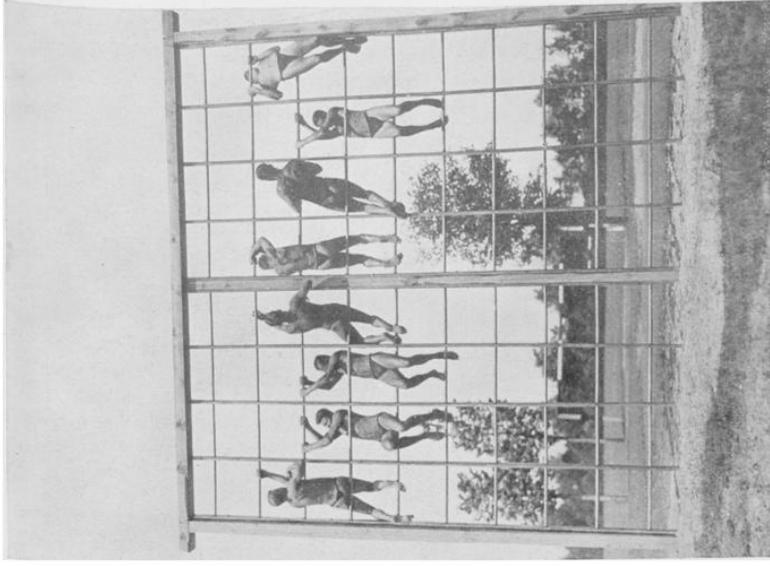
Vom Briefmarkensport kann keiner reden, er müßte denn Sport mit Manie oder Sucht übersetzen. Und das tun alle die, welche den Begriff auf abwegige Objekte beziehen und so die Begriffe Sport, Liebhaberei und Sammeln verwechseln. Psychologische Verwandtschaftsbeziehungen haben sie alle drei. Sie sind im Erleben des Individuums manchmal nicht unähnlich und es finden sich dauernd Zwischenstufen von hier nach dort vor. Uns kommt es aber vor allem auf die objektiven Zusammenhänge an, auf das, was sein soll und was die Idee fordert. Es muß ausdrücklich Sinn einer Philosophie des Geistes im Sport sein, daß sie Forderungen dieses Geistes erfüllt und nicht die psychologischen Grundlagen allein beachtet. Psychologie erklärt die Vorgänge und Philosophie setzt wertende Ziele. Erst wenn wir beides in den Sport einführen, behandeln wir ihn, wie wir andere Bestandteile des Kulturlebens auch wissenschaftlicher Betrachtung unterziehen. Und daß auf Grund der wissenschaftlichen Betrachtung dann auch praktische Wirkungen einsetzen, versteht sich in allen Fällen von selber.

In solchem Sinne sprechen wir von Pseudosport aber auch dort, wo wir merken, daß der Sport gleichsam heimlich oder tückisch ganz und gar anderen Zwecken dienen soll, daß er ausgenutzt wird für

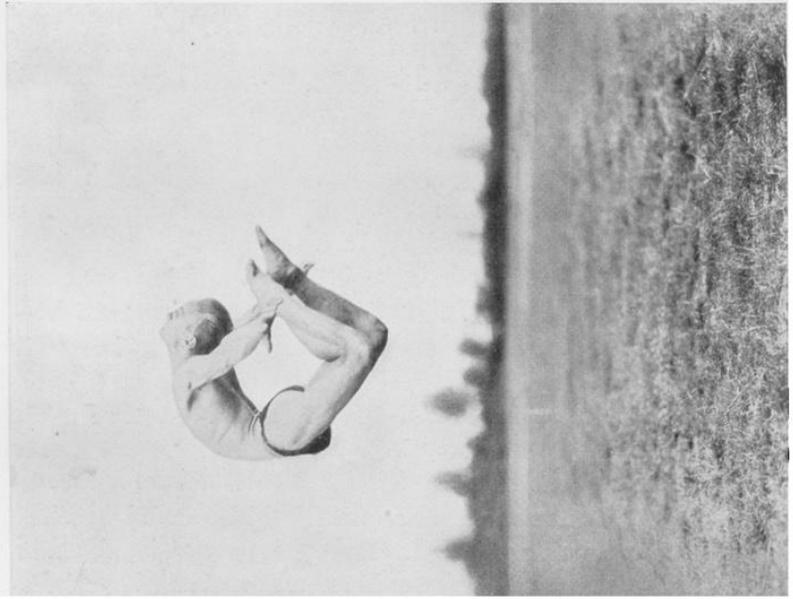


Riehecke

54. Paarübungen



55. Kletterübungen an der Gitterleiter



56 u. 57. Beispiele glänzender Verbindung hochwertiger Sportleistung mit gymnastischer Körperdurchbildung allgemeiner Art

den Dienst artfremder Gebiete. Er teilt dies Schicksal mit anderen Lebensformen.

Im Rahmen menschlicher Kultur kann man beobachten, daß bestimmte Elemente oft von anderen Zonen engagiert werden. So ist ein stets leidender Teil etwa die Kunst. Die Kunst wird ausgeschlachtet, um mit Photos gute Geschäfte zu machen. Künstlerische Darbietungen werden veranstaltet, um milde Stiftungen zusammenzubekommen. Von Kunst redet man, wenn man im Revuetheater Nuditäten zeigen und so zu hohen Eintrittspreisen und vollen Häusern gelangen will. Künstlerische Interessen werden vorgeschoben, um in Verwaltungen oder anderen Kreisen mißliebige Personen auszuschließen. Ähnlich operiert man „im Namen der“ mit der Religion oder schiebt man geschichtliche Begebenheiten vor, um anderes zu erwirken. Wenn man zusammenzählen wollte, was alles die Menschen auf Konto des Krieges oder der Revolution entschuldigen oder wie sie beide Ereignisse benutzen, um Vorteile zu erschleichen: so könnte man ein stattliches Buch über Kulturschiebungen zusammenbekommen. Im Namen der Archäologie oder im Namen der Phonetik kann man weniger beginnen, als im Namen der Heilkunde oder der Volkswirtschaft. Wir müssen also erkennen, daß es Schicksal ist, fast für die allermeisten Gebiete, ausgeschlachtet zu werden von Unbefugten und von Nutznießern der Gelegenheit. Hieraus erklären sich dann auch sehr leicht erhebliche Mißverständnisse, denn wir wollen zugeben, daß gelegentlich die Nutznießer ehrlich von der Harmlosigkeit ihrer Tätigkeit überzeugt sind. Allerdings nur in seltneren Fällen. Diese sehr merkwürdigen Kulturverschlingungen sind bisher noch wenig beachtet worden, aber in der Wertskala der Kulturelemente spielt dieses seltsame Durcheinander eine erhebliche Rolle. Und so wundern wir uns auch durchaus nicht, daß der Sport selbstverständlich zu den ausgeschlachteten Gebieten der Gegenwart zählt. Aber wir sind uns klar, daß diese Vorgänge meist mit Sport ganz und gar nichts zu schaffen haben. Wir sprechen von Pseudosport, also von Fehlleistung.

Wir erörtern die drei hauptsächlichen Nutznießer am Sport: die Politik, die Industrie und das Wirtschaftsleben.

Damit kommt man zu Dingen, die die Gegenwart außerordentlich bewegen und bei denen für die Sportbewegung eine Reihe von Fußangeln gegeben sind. Auf dies aber kommt es hier an. Und die Kritik muß offen sein, selbst auf die Gefahr hin, hier und dort heftigste

Empörung auszulösen. Empörung ist das beste Zeichen, daß man recht gesagt hat, und es gibt nur noch ein viel besseres Beweisstück für eine Behauptung: wenn die anderen sie totzuschweigen suchen.

Die politische Ausschlachtung des Sportes besteht darin, daß man ihn ausnutzen will für Zwecke, die überhaupt nicht im Sport, sondern in irgendwelchen politischen Zonen ruhen. Welche solcher Anwendungen kommen im allgemeinen vor?

Schon die Körperkultur kennt eine Anwendung, die durchaus nicht in ihrem Sinne liegt. Man hofft beispielsweise durch sie die Gebärtüchtigkeit der Frau zu steigern. Das ist alles andere als Wohlwollen! Auch der Sport wird in diesem Sinne — gerade bei der Frau — aufgefaßt als Möglichkeit einer einseitigen eugenischen Verbesserung der Nation. Was hat dies alles mit den Leitlinien der Sportkultur zu schaffen. Stempelt doch diese Einstellung ein ganzes Gebiet zum Geschöpf, um Untergeschöpfe abermals zu gewinnen. Ein Instrument wird der Sport — weiter nichts. Wir wollen nicht immer an der guten Absicht dieser Leute zweifeln — wir müssen sie aber darauf aufmerksam machen, daß sie ungefähr so handeln, wie einer, der Literatur für wertvoll hält, weil die Papierfabriken leben wollen oder der gegen die Prohibitionsbewegung der Vereinigten Staaten spricht, aus Besorgnis, Aktien an deutschen Brauereien zu verlieren, wenn diese neue Mode um sich greifen sollte. Diese Gefahr liegt deutlich vor und wir können nicht scharf genug diesen Pseudosport ablehnen. Um des Sportes willen. Es gibt eine zweite Möglichkeit der Fehlleistung.

Der Sport wird herangeholt, um parteipolitische Zwecke zu erfüllen. Gleichgültig welcher Richtung. Wenn aber irgendeine Partei oder Pauschalrichtung Sportplätze einrichtet, um im Anschluß daran die Parteimitglieder besser an der Hand zu haben oder um auf Vereinsfesten um so schlagkräftigere Stichworte und Parolen zu verteilen oder um überhaupt Gelegenheit zu finden, politisch zu wirken — man kann auf diesem Wege auch staatsfeindlichen Unterströmungen Lebensraum bieten — so ist abermals der Sport in Gefahr. Die Absichten mögen manchmal zum Schein noch so gut sein — die Gefahr für den Sport ist gegeben. Und diese Tendenzen sehen wir leider ebenfalls manchmal.

Einer dritten Möglichkeit muß man bei uns noch gedenken, die man an und für sich weniger schädlich, aber als politisch aufgezoogene Mache doch bedauern muß. Das ist die Bestrebung, den Sport forciert als Ersatz der früheren Militärdienstpflicht zu machen. Sicher-

lich fehlt unserer Jugend vielfach die disziplinarische Schulung von Anbeginn. Sicherlich konnte dort in vergangenen Zeiten der militärische Drill eine gute Schulung des Menschen sein. Vergessen wir aber nicht, daß immer nur ein gewisser Prozentsatz der Menschen diente, daß sehr viele, und vielleicht nicht die Unbedürftigen, gar nicht zu dieser Disziplinschulung kamen. Hatte doch beispielsweise der Vorbestrafte nicht die „Ehre“, des Königs Rock zu tragen: und er hätte es vielleicht besser gebraucht als andere. Blieb doch mancher wegen körperlicher Mangelhaftigkeit gerade aus den Kreisen des Fabrikertums, des Mengenproletariats, fern, da er eben körperlich unzulänglich war. Und endlich hat sich erwiesen, daß die Nationen, die überhaupt keinen militärischen Drill hatten, Sieger wurden. Diese Verbindung von Sport und Militärsersatz ist nicht von schlagender Einfachheit, sondern zeigt ein recht verschiedenes Gesicht, je nachdem man die Dinge betrachtet. Am seltsamsten dürfte aber dann die Beziehung aussehen, wenn man heute — zweifellos abermals geleitet von dem Wunsch nach Disziplin (was jeder Kenner nur gern unterstützen wird) — das Studium an den Hochschulen und Universitäten in irgendeinen Zusammenhang bringt mit sportlichen Leibesübungen, ihrem regelmäßigen Besuch und der Befähigung dazu. Die Wirkungen können grotesk werden, wenn man sich erinnern will, welche Stellungnahme die produktiven Köpfe aller Zeiten und Länder zum Sport hatten oder wieviel Prozent begabter Menschen dann niemals hätten studieren dürfen. Wo solche Tendenzen durchbrechen, sehen wir darin einen Fehlschluß und einen Abweg. Der Sport wird dabei aus völkischer oder sonstiger Grundsätzlichkeit politisiert, ohne daß er eigentlich dafür kann.

Hier ist auch nochmals der Punkt, den wir oben nannten; nämlich die Bekämpfung eines sogenannten Internationalismus im Sport. Man bekämpft den Sport vielfach und will dafür das deutsche Turnen oder sonst eine Einseitigkeit setzen; aus taktischen Gründen. Aber niemals kann man diese Vermischung staatlicher, politischer oder gar rassegemäßer Politik anerkennen, weil der Sport wie die Kunst unabänderlich eine Angelegenheit aller Völker ist und weil hier nur der internationale Vergleich und der internationale Wettbewerb wirklich Leistungen steigern hilft. Es hat nichts mit Gesinnungslosigkeit oder Vaterlandsuntreue zu tun, wenn der Sport diese Komponente trägt. Ebenso könnte man ein heimatliches Schiff vaterlandslos nennen, weil es im Seeverkehr fremde Häfen anfahren muß. Man wird ver-

stehen können, daß temperamentvolle Menschen politischen Interesses solche Ansichten ablehnen. Für den Sport kann es sich nur darum handeln, seine Bahn so einzurichten, wie sie der Sache des Sportes dienlich ist. Und man muß sagen, daß ein Sport schlecht beraten ist, wenn er auf Grundsätze verzichtet, die genau so der Bühne, dem Film, der Musik und dem Buche dienen. Ja, wohin wäre Wirtschaft und Technik gekommen, wenn sich niemals die Grenzen der Staaten gegenseitig geöffnet hätten? Bei ruhiger Überlegung muß das jedermann zugeben können.

Aber eine erhebliche Gefahr droht dem Sport auch aus der Industrie.

Wir wollen klar sehen und angeben, wie die Verhältnisse liegen. Um sehr präzise anzudeuten, was eigentlich den Kern des Anstandes bildet, muß man schon ein wenig die heutigen Lebensbedingungen betrachten.

Wir erleben in diesen Jahren die entscheidende Umbildung unserer Kultur aus dem Gesichtswinkel der industriellen Arbeit. Die Arbeit selbst und in allererster Linie die industrielle Arbeit beginnt die Lebensaufgabe eines überwiegenden Teils der Menschheit zu werden. Auch die Landwirtschaft industrialisiert sich und die chemische Industrie zeigt ein verwandtes Arbeitsgesicht, wie der Maschinenbau. Wir können damit rechnen, daß diese Arbeit entscheidend für die Charakterbildung der nächsten hundert Jahre sein muß. Das bedeutet aber vielerlei.

Erstens werden diese arbeitenden Menschen sich daran gewöhnen müssen, daß ihre Tätigkeit einen hohen Grad der Intensivierung annimmt. Jene Behaglichkeit der Arbeitsform, wie sie das ältere Handwerk aufwies und wie sie manche Behörden heute noch zeigen, ist vorbei. Viele Stunden am Tage müssen die Menschen sitzen, um in angespanntester Form ihr Werk zu vollziehen. Und dabei ist hinzuzufügen, daß dieses Werk nicht einmal ihrem eignen Tempo und ihrer Arbeitslust entspricht, sondern daß sie sich anzupassen haben werden dem vorgeschriebenen Lauf der Maschine. Das, was heute erst in einigen Branchen zu sehen ist, wird künftig selbstverständliche Bedingung. Kein Mensch arbeitet mehr ohne objektiv vorgeschriebenes Tempo. Wer es nicht kann, geht zugrunde und wer nicht mitkommt bei gutem Willen: erreicht nur den Mindestlohn, aber niemals Akkordsätze. Das ist das eine Prinzip, das hier zu erwähnen wäre.

Ein zweites besteht darin, daß die Menschen künftig unter diesen Bedingungen immer nur Teilarbeit zu verrichten haben werden. Das, was wir beim Sport bekämpften, die Spezialisierung, muß naturgemäß hier dauernd zur Maxime werden. Damit wird eingeführt die halb oder ganzautomatische Maschine und die Arbeitsform des Schaffenden, die nicht mehr darin besteht, dauernd individuelle und wechselnde Arbeit zu vollziehen. Die vielmehr ein spezialisiertes Teilstück von ihm tagtäglich, Woche für Woche, Jahr für Jahr verlangt. Immer dasselbe, manchmal in Bruchteilen einer Minute verlaufend. Das, zu Serien von Hunderttausenden, aneinandergekettet im Berufsleben. So wird der Mensch nur Löcher einer Weite stanzen oder nur Pakete plombieren oder nur Kisten an der Maschine nageln: unentwegt in dauernder Teilarbeit von früh bis spät.

Das bedeutet aber drittens, daß immer mehr der gelernte Mann und der Fachmensch zurücktritt, daß nur noch ein kleiner Kreis besonders ausgebildeter Spezialisten notwendig im Betriebe ist. Die Ungelernten und Angelernten werden immer stärker dominieren und wir können, wie heute in Amerika, im Mittel auf hundert Menschen nur noch fünf Fachleute rechnen. Das ist unumstößliche Entwicklung — eine Frage der sehr kurz bemessenen Zeit bleibt es, abzuwarten, wann in den Behörden, im Handel und überall das gleiche Prinzip der rationellen Arbeitsweise einsetzt.

Und was hat das mit dem Sport zu tun?

Die subjektive Folgerung ist nunmehr die, daß der Arbeiter und die Arbeiterin bei dieser Tätigkeit intensivster Form nach einem Gegengewicht verlangen. Daß sie ihre Kräfte reserven von anderswo herholen müssen. Und da ist der Sport das Amateurfeld, das ihnen hinreichende Ersatzmittel verheißt. Hier ist der Weg, auf dem sie unbedingt Erholung finden, die sie suchen, besser, als in der Kneipe und besser als immer nur im eignen Heim. Die Faktoren Licht, Luft und Sonne sind anscheinend bereits jetzt der innerste Grund, warum gerade in der proletarischen Jugend die Sonnennacktkultur um sich zu greifen beginnt. Man kann verstehen, daß Menschen, die vielleicht noch in dunklen und schmutzige Arbeit bietenden Räumen eine Woche lebten, am Sonntag endlich den Wunsch haben, all dies auch äußerlich von sich abzustreifen. Nicht das Raffinement der Bürgerlichen ist immer vorhanden, sondern der naive Wunsch des Proletariats, und wir können das nur dankbar begrüßen.

Wenn wir jetzt aber auf die Industrie als solche zurückblicken, so

entsteht die Möglichkeit zur Fehlleistung in klarer Form. Nennen wir solche Möglichkeiten!

Zweifellos ist es das beste, wenn Lehrlinge im Anschluß an die Werkschule und die Praxis im Werk selbst ihren Sportplatz finden. Was hilft der Sportplatz ihnen? Er bewirkt, daß die Buben, die verhältnismäßig einige Stunden still sitzen mußten, sich austoben können, wie es ihrem Jungentemperament entspricht. Zweifellos ist ferner richtig, daß der Sportsgeist in seiner Konkurrenzeinstellung der Wettbewerber eine gute Note für den Fabrikgeist abgibt. Denn auch dort liegt alles im Wettbewerb. Rekord hier — Akkord da. Es hängt innerlich durchaus zusammen. Zweifellos ist ferner, daß Schwimmbäder oder Spielplätze eines Konzerns ihre humane Bedeutung haben können. Daß es erfreulich ist, wenn eine Firma für ihre Arbeitnehmer in vielseitiger Weise besorgt ist und neben dem Konsumverein oder der Kantine und dem Kasino, ein Krankenhaus oder einen Sportplatz und Schwimmhallen schafft. Das alles ist durchaus sportgesund und richtig.

Falsch aber wird die Leistung dort, wo alles dies Maskerade ist für ganz andere Bestrebungen. Wenn der Sportwettbewerb Fabrikgeist werden soll, der die Leistungen im Akkord übersteigern läßt. Wenn der Sportplatz eingerichtet ist, um die Menschen von parteipolitischen Einflüssen fernzuhalten, sie noch fester an das Werk zu ketten; auch in ihrer Privatzeit. Wenn die Einrichtung für die Lernenden nicht der Lernenden wegen da ist, sondern um überhaupt durch äußere Mehrleistung gegenüber anderen Betrieben Menschen anzulocken, daß sie sich einstellen lassen. Kurz, wenn der Sport dazu dient, nicht dem Sport, sondern hinten herum dem Unternehmertum zweckentsprechende Vorteile zu schaffen. Verbindet sich der Sportbetrieb mit Vorträgen, Proklamationen und dem sonstigen Aufklärungsdienst des Werks in egozentrischer Richtung, dann ist der Sport als solcher wiederum nicht gefördert worden. Andere unterströmige Gründe gaben den Ausschlag, nicht die eigentliche Sportidee stand im Vordergrund. Das Ausmaß von Takt, das die industrielle Sportkultur fordert, ist also erheblich und keinesfalls überall ist man überzeugt von den Wesenheiten der Aufgabe. Für die Freunde des Sports ist Industriesport daher von zweierlei Wert. Je mehr wir der Industrialisierung entgegengehen, um so mehr ist Sport nötig, um so erheblicher rückt die Gefahr heran, aus den Sportlern Industriegeschöpfe werden zu lassen, wenn nicht sehr große Vorsicht geübt wird.

Das alles sind letzten Endes Wirtschaftsfragen — und so gelangen wir noch zu diesem dritten Punkt. Inwieweit kann das Wirtschaftsleben den Sport zum Pseudosport werden lassen?

Wenn wir eben von der Industrie redeten und oben von den Sportunternehmungen, die eigentlich nur Industrieklampe und Industrieabsatz bewirken, so wäre dies solch Beispiel einer Pseudosportkultur. Der Sport war nicht gemeint, sondern die Fertigung war das Ziel. Um aber nicht in den falschen Verdacht zu geraten, ein Feind der Industrie zu sein, wollen wir den Sportbetrieb selber auf diese wirtschaftliche Komponente prüfen.

Da zeigt sich entschieden, daß auch das, was um den Sport herum sich offenbart, vielfach den Sport erst sozusagen hinterher heranholt, um die wirtschaftlichen Zusammenhänge zu bemänteln. Es wird von verschiedenen Firmen der Plan für eine Rennbahn erstellt, weil das ein gutes Geschäft bedeutet. Hinterher gliedert man Sports an, damit die Rennbahn auch benutzt werde. Oder man fertigt Kostüme und Garderobe aller Art. Sofort wird der Sport zur Saisonkultur herangezogen und so erscheinen die neuesten Modelle auf den Rennen des Frühlings in Paris oder anderswo. Man nennt das bekanntlich ein „gesellschaftliches Ereignis“ und betont sehr richtig damit, daß es sich nicht um ernsten Sport handeln kann. Die Zeitungen berichten in solchen Fällen immer in erster Linie wegen der Modeneuheiten oder wegen der Leute von Welt, die zugegen gewesen: der Sport ist Appendix des gesellschaftlichen Ereignisses! Es ist gut, daß diese Vorgänge nur in bestimmten Zeitabläufen und unter bestimmtem Ritus wiederkehren, sonst wäre der Sport vielleicht übel daran. Und dann erinnern wir uns ferner all der tausende, die überhaupt ja nur zum Rennen gehen, um zu wetten, die, wie wir schon erwähnten, gar nicht das Sportliche, sondern das Geldliche bei der Angelegenheit im Auge haben. Alles das sind Ziele jenseits vom Sport. Und bedenken wir ferner, wie der Sportler eingespannt wird, zumal als Meister, in diese Gesichtspunkte des Geschäfts, so wird das Bild nur noch trüber. Viele Jockeys sind so Geschöpfe ihrer Brotgeber geworden, und ebenso viele Meister oft voll und ganz Diener des Mammons gewesen, indem sie nur darauf bedacht blieben, aus der Würde zinsenbringendes Kapital zu schlagen. Das alles ist Pseudosport. Und wenn gar vorkommt — was immerhin geraunt wird — daß hier und dort einmal im Ringkampf oder beim Radeln vorher vereinbart wird, wer heute und wer das nächste Mal siegen solle, damit ein gewisses Gleichmaß

der finanziellen Beteiligung der Kundigen sich garantiere, dann stehen wir auf einem Boden, auf dem niemand den Sport mehr ernst nehmen kann, auch den der Professionellen nicht. Ein Punkt, bei dem man die Hoffnung nur noch auf die Amateure setzen würde.

Das alles sind negative Werte, die aus dem unziemlichen Einfluß des Wirtschaftslebens auf den Sport stammen. Wir wollen gewiß zugeben, daß auch mancher Vorteil für das Wirtschaftsleben entstand, wenn der Sport an einem Orte, in einer Branche oder sonstwie einwirkte. Aber dieser Wert soll nicht auf Gegenseitigkeit beruhen. Man darf auch den Gegensatz Wirtschaft, Staat und Industrie auf der einen und Sport auf der anderen Seite nicht so auffassen, daß die drei in sich unethisch wären und der Sport als ethisches Unikum hier errichtet werden sollte. Es gehört indessen zu den fesselndsten Beobachtungen in der Kultur, daß die einzelnen Gebiete ihre abweichende Ethik besitzen, weil ihre Maximen verschiedenen Zielen zustreben. Die Industrie hat ihre hohe Aufgabe und ihre anderen Maximen — auch als der Staat zum Beispiel. Staat und Industrie geraten zur Zeit in starke Konflikte, aus Gründen verschiedener ethischer Ebenen. Und man kann nicht verkennen, daß der Gegensatz neuartigen Lebensbedingungen entspricht, dem erstarkten Werden einer kommenden Kulturmacht.

Unsere Fragestellung kann jedoch nicht soweit gehen, daß wir (über den einzelnen Gebieten stehend) nebenher hier entscheiden, was im Kulturganzen überhaupt wertvoller sei, dies oder jenes? Wir treten hier für den Sport ein, und wir sprechen so auch pro domo, wenn wir ihn in solchen Zusammenhang über alles setzen. Nur das eine sei ausdrücklich betont, um Mißverstehen zu verhüten, daß damit keinesfalls ausgedrückt werden soll, der Sport sei die Aufgabe unserer Gegenwart oder der Sinn der Zukunft. Es gibt noch gänzlich andere Welten der Kultur und ganz und gar andere Ziele, die in unseren Ausführungen gar nicht gestreift werden, weil sie nicht zur besonderen Angelegenheit des Themas zählen.

Mithin kann man schließen, indem man zurückschauend eine ganze Reihe Fehlleistungen der Sportkultur feststellen mußte. Nicht alles am Sport war erfreulich oder bedenkenlos! Nun aber wollen wir uns ins Positive begeben und nach der Kritik das nennen, was vermutlich zu den Aufbauwerten des Lebens in der Gegenwart gezählt werden darf.

VOM GEISTIGEN IM SPORT

SPORT ALS SPIEL

Wenn wir nunmehr zu der Frage der geistigen Werte im Sport übergehen, meinen wir alles, was an Inhalt dauernden Kulturwert darstellt.

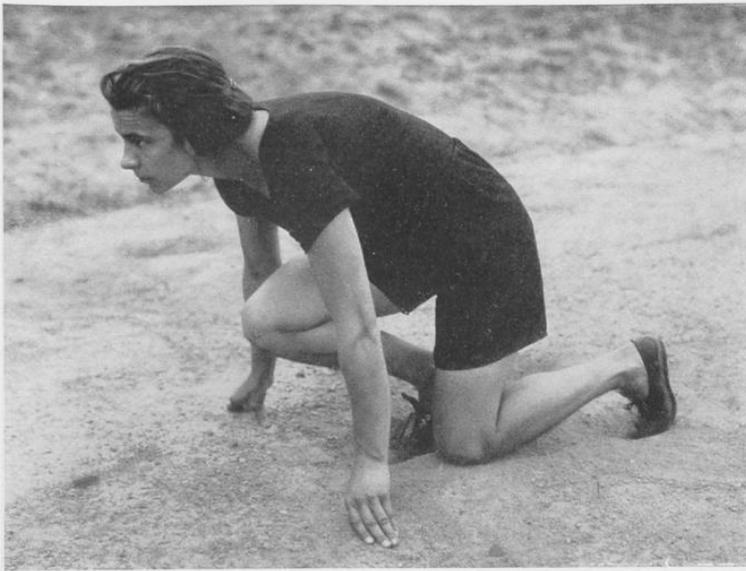
War die Betrachtung der Lebensformen eine allgemeine Beschreibung der Erscheinungsweise des ganzen Sportgebietes und mußten die Schilderungen der kulturellen Fehlrichtungen notwendigerweise das bringen, was sportliches Dasein nicht sein soll, so bauen wir hier auf, was den Sport zu einer Angelegenheit allgemeinen öffentlichen Interesses stempelt. Immer wieder muß eingehämmert werden, daß der Sport nicht die Sache irgendwelcher Vereine oder eine Frage spezieller kleiner Kreise sein darf. Vielmehr bedeutet das Geistige im Sport genau so viel, als wenn man das Geistige in der Kunst oder die Werte der Naturwissenschaft behandeln möchte. Wir wissen, wie die Allgemeinheit die Probleme der Kunst von je beschäftigt haben und wie manchmal im Praktischen sogar der offizielle Staat aus seiner Oberhoheit heraus eine Stellung zur Kunst nehmen mußte. Wir wissen, daß es Zeiten gab, in denen er ausgesprochen Falschurteile entwickelte. Das geschah, wenn die Kunst eine bestimmte Staats-tendenz zu vertreten hatte, wie beispielsweise in den Zensurprinzipien der Sowjetrepublik, die ausdrücklich Bourgeoisliteratur fernhielt, unter diese Gattung aber leider ziemlich alle Werke der Weltliteratur faßte und auch sonst aus blamabler Unbildung her eine ausgezeichnet unglückliche Hand in ihrer Staatszensur entwickelte. Aber wir wissen, daß auch beim Sport und bei uns ganz ähnliche Fehlwirkungen zustande kommen. Der Sport ist mithin heute eine Frage der Weltkultur geworden, und dies gerade aus sehr ähnlichen Gesichtspunkten, wie es eine internationale Wissenschaft oder Kunst immer gegeben hat und geben muß. Wäre er eine Angelegenheit bloßer Äußerlichkeit oder nur eine Frage des Leibes, so könnte man sich mit internen Besprechungen begnügen und brauchte daraus weniger Wesen zu machen. Niemand wird in der Militärtauglichkeit eines Landes eine Angelegenheit von allgemeiner, internationaler

Bedeutung erblicken, über das kleine Feld der politischen Anwendungen hinweg und über das Bereich der schmalen Schicht, die jeweils mit diesen Bevölkerungsfragen sich zu befassen hat. Beim Sport liegt die Beziehung zu den allerallgemeinsten Kulturfragen offen, und so müssen wir hier, wo es sich nicht nur um den sterblichen Leib, sondern um den unvergänglichen Geist der Welt handelt, eine Reihe einschlägiger Hinweise geben.

Diese Hinweise dienen dem Weiterbau. Nicht Reformvorschläge oder maßgebende Bestimmungen kann ein einzelner bieten. Es ist genug, wenn der Blick für die großen Zusammenhänge wieder einmal geschärft wird und wenn dann andere Menschen darauf weiterbauend die Sache sinnentsprechend fördern. Wann diese neuen Menschen erscheinen werden, wissen wir noch nicht. Wir müssen uns aber aus dem gedankenlosen Trott und der hingenommenen Tradition entfernen. Wir müssen ferner jede Phrase im Sport meiden, die zeitungsgemäß und stimmungsredenhaft erklingt, aber allzu leicht, ohne jeden Hintergrund und ohne den Zusammenhang mit dem übrigen Leben, vom Sportsgeist und dem Geistigen des Sportes handelt. Gedankenlos sind auch Phrasen, die an Stelle klarer Vernunft mit gefühlsverdunkelten Allgemeinplätzen arbeiten. Die eine Taktik benutzen, die heute auch in der politischen Welt der breiten Wählermasse genügen mag, die aber von keinem kühlen Beobachter ernst genommen werden wird.

Wir haben vielfach vergessen, den Ernst und die Ehrfurcht den Gegenständen entgegenzubringen, die andere Generationen der Kultur gegenüber besaßen. Wir berauschen uns am Geschwätz und verbrämen unsere egoistischen Handlungen mit allen möglichen Scheinbemühungen um das Allgemeinwohl oder einer ungeheuren Wichtigtuerei mit der eigenen Person.

Wir wollen den Sport vor dem Schicksal so vieler anderer Kulturgebiete bewahren und beginnen hier noch einmal mit dem Grundsätzlichen und Wesentlichen, ohne jede persönliche Absicht der Wirkung oder Besorgnis um Kritik. Möge sich eine Generation finden, die hier anknüpft und die dadurch angeregt den Sport zu dem bringt, was ihm gebührt. Es wird dabei ganz und gar gleichgültig sein, ob und inwieweit dann der ursprüngliche Wortlaut der Ausführungen sich erhielt. Anregung ist das beste Mittel eines Fortschritts, genaue und gehorsame Befolgung von Direktiven zumeist kein Zeichen selbständiger Entwicklung. Immer sollte der Schüler weiter kommen



58. Startkonzentration, erste Phase



59. Startkonzentration, zweite Phase



60. Mißlungener Start

Wipro



61. Normaler Start

Riebcke

als der Lehrer. Heute finden wir es bereits beachtlich, wenn der Schüler wenigstens in Dankbarkeit beharren bleibt.

Schon in einem ersten und sehr wichtigen Punkt erschließt sich dem Sporte eine geistige Welt. Geist im Sport bedeutet, daß der Sport zunächst den Charakter einer spielenden Betätigung haben soll.

Das ist ganz und gar nicht im Wesentlichen verbürgt. Denn denken wir uns in die Lage der professionellen Sportler, so gewinnt man den Eindruck, daß hinter der formal spielerischen Betätigung ein außerordentlicher Kampf ums Dasein schlummert.

Wir wissen aus der Kunst etwas Ähnliches. Der echte Künstler wird immer arbeiten und schaffen, ja der Volksmund hat die rührende Definition gegeben: Genie ist Fleiß. Das stimmt alles, insofern man damit ausdrücken möchte, daß selbstverständlich jede künstlerische Tätigkeit eine Systematik der Leistung und eine Erarbeitung der Ziele nahelegt. Aber was kann daraus werden! Wir sehen jene armen Menschen, die aus der künstlerischen Einstellung Fron machen. Sie sitzen in den Galerien und kopieren Bilder, sie schreiben am Kaffehaustisch tagtäglich ihre Zeitungsessays oder quälen sich allwöchentlich eine Nummer ihrer Wochenzeitschrift ab. Mühselig und beladen geben sie Klavierstunden oder begnügen sich mit der sorgsamten Ablieferung kunstgewerblicher Hausarbeit an Geschäftshäuser. Das alles hat mit jener Leichtigkeit der künstlerischen Eingebung nichts zu tun. Die ganz großen Künstlernaturen, wie Leonardo oder Goethe, kannten dieses spielerische Arbeiten durchaus. Von selbst kam die Idee, und man mußte auf sie warten können. Tausend Entwürfe blieben ungenutzt im Schreibtisch liegen, ohne sorgfältige Auswertung zu irgendwelchen Nutzzwecken. Sie waren nicht so stumpfsinnig wie die Arbeit im Sinne „guter“ Ingenieurtechnik und Bureauorganisation, die sozusagen eine Taylorträne jedem verschwendeten Blatt Papier nachweinen würde, das nicht alsogleich zur Amortisation der Idee und entsprechender Auswertung der daran verschwendeten psychophysischen Energie genutzt hätte. Wie arm sind unsere technisch gelenkten Gehirne geworden!

Ebenso arm wirkt der Berufssportler, der nicht mehr die reine spielerisch-intuitive Lust am Sport hat, sondern der karg und fast ängstlich die Zeiten für das Meistertraining ausnutzt, um nur ja auf der Höhe zu bleiben und dem bitteren Existenzkampf in der Sportwelt gewachsen zu sein. Es muß etwas Lächelndes und Schenkfreudiges im guten Berufssportler liegen, er muß aus dem Handgelenk

und mit Geste die Menschen zu Rekorden führen. Wie kummervoll und abgehetzt sind alle diese durchschnittlichen Meistertypen, die nicht die Genialität oder die sonstige Konstitutionsbegabung einer entsprechenden Lebensführung im Sport offenbaren. Wie keuchen sie hinter ihren Siegen und hinter den Rekorden her. Wir kennen solche Bilder von Menschen, die als Meister hinter dem Zielband zusammenbrachen. Völlig ausgepumpt und erschöpft. Der echte Meister ist nie ganz und gar erschöpft, er hat immer noch irgend ein kleines Reservoir im Innern, das ihn über der Lage des Zusammenhangs läßt. Und wenn er sich ganz dem Moment hingibt, so tut er es doch immer mit dieser Überlegenheit. So gewann Nurmi den ersten Sieg über die ohnmächtig werdenden Meister spielend in gehaltener, wie wir sagten, heroischer Pose. Und nachdem er seine 1500 m im Weltrekord erledigte, setzte er in derselben Ruhe und Gelassenheit 30 Minuten später einen Rekord für 5000 Meter fest. Ein Entsetzen für viele, die das nicht begreifen können. Aber diese Pose ist die echte Meisterhaltung. Der kleine Geist wittert immer schon die Grenze, das Ende, die Höchstleistung — wenn der Begabte gerade dabei ist, einen viel stärkeren Schlag vorzubereiten. Die spielerische Grundeinstellung darf also keinesfalls verlorengehen, auch dort nicht, wo man Beruf und Sport verbindet. Es gibt Anwendungen des Lebens, wo nichts vom freien Spiel der Kräfte mehr übrigbleiben mag. Mancher Verwaltungsbeamte, mancher Politiker und sonstige Duodezgeist faßt seine Wirkung so auf. Aufgehen bis zur letzten Faser des Ichs, nichts daneben, nichts darüber, nichts dahinter besitzend. Das ist Kärrnertum. Die Könige bauen ihre Ergebnisse anders, denn Könige können verschenken. Sie haben immer noch freien Besitz und sie werden bei den allerhöchsten ihrer Leistungen immer noch die Gebärde des Selbstzuschauens und der verhältnismäßigen Gelassenheit bewahren. So wußte Goethe lange nicht, ob er eigentlich Maler oder Dichter sein sollte, so betonte er, daß das, was die Allgemeinheit an ihm in erster Linie fand, das Literarische, eigentlich eine Belanglosigkeit der Anwendung seines Wesens sei. Er war der große Mensch, der wie zufällig sich vornehmlich auf literarischem Felde äußerte. Und so sollte es auch mit dem Sport sein! Daß der Amateur die spielerische, freie und freiwillige Einstellung wahrt, ist begreiflich. Denn er hat ja, wie man sagt, seinen anderen, seinen Hauptberuf nebenher. Das Problem scheint mir der Berufler zu sein, der heute in seinem Wesen immer wieder eine starre Verkramp-

fung an die lächerliche Einseitigkeit seiner Spezialität offenbart, der eben nicht mehr König, sondern Kärner des Sportes wurde. Und dieser Typus steht leider im Vordergrund der Gegenwart.

Man kann sagen, daß er dann leicht jenem Artisten ähnelt, der seine Kunst in ungeheurer Zähigkeit und mit vollster Ansetzung der Person formal drillt. Aber eben aus Kuriosität und aus grotesker Einstellung zur Kultur. Denn man erkennt sofort den Unterschied der Fragestellung, wenn man etwa die These „Artistik ist nötig um der Kultur willen“ aufstellen wollte. Man muß lachen, wenn man annimmt, daß die Menschen, die lebende Frösche verschlucken, Drahttrapeze voller Kollegen mit den Zähnen halten oder sich Nadeln durch die Backe stechen lassen, eine Kulturnotwendigkeit wären. Wir brauchen zur Kultur der Zeit keine dressierten Seelöwen noch Balljongleure noch Leute, die Bauchreden können. Das sind an sich sehr beachtliche und fesselnde „Künste“; das ist artige Unterhaltung, aber niemals etwas Kulturelles. Es ist Spiel zwischen dem Ernst des Lebens und der Heiterkeit der echten Zerstreuung. Es kann unbedingt Begabung in den Leistungen stecken, technische Genialität, größter Fleiß und höchste Ausdauer. Aber das alles wendet sich Bagatellen zu. Der Sport bietet einen anderen Aspekt, und wir fordern daher auch vom Sportmeister aus Beruf, daß er diese echte Kunst des spielenden Beherrschens seiner Aufgabe besitze.

Über allen diesen Gebieten, wie der Musik, Literatur, über Forschung der Wissenschaft oder den Arbeiten der bildenden Künstler liegt etwas wie Feiertagsstimmung.

Diese Menschen machen in ihrem Wesen eine Ausnahme, und wir vergleichen sie nicht mit der Art nützlicher Alltagsmenschen. Es gehört sicher zu den schwereren Aufgaben, auch als Sportberufsmensch sich eine solche Sondereinstellung zu wahren, denn wir wissen sehr wohl, daß die Wiederholung des Gleichen und die Eintönigkeit des Trainings mancherlei Gefahren bieten. Und doch muß immer wieder auf diese Ausgangsstellung zurückzufinden sein. Und der wirkliche Sportler von menschlichem Format kann es auch. Die anderen Leute aber, die als Amateure sich dem Sport zuwenden, in ihren Mußbestunden und der Freizeit, sie wollen geradezu dieses spielerisch Geistige des Stimmungstons vorfinden. Sie möchten keinen Stumpfsinn des Lehrgangs, wie ihn wohl ein alter Bademeister in der städtischen Schwimmanstalt verbreiten mag. Sie wollen pulsierendes und schöpferfrohes Leben; der Franzose würde von Elan

sprechen, wir von Rhythmus und Daseinsfreude. Das Geistige im Sport ist niemals mit diesem Gefühlston des Spielens erschöpft. Aber diese Atmosphäre sucht der echte Sport sich aus, um zu gedeihen. Auch im Ernst und der Dunkelheit des Daseins sprossen werthafte Inhalte empor. Keinesfalls sind für rein produktive Menschen die Stunden des Frohsinns und der sonnendurchleuchteten Glückhaftigkeit die besten.

Hier beim Sport handelt es sich jedoch um den besonderen Fall, eine Welt für die Zeit der Muße zu schaffen, und hinsichtlich der Berufssportler um die Schaffung einer Produktion, die von Naturgegebenem, dem Körper, ausgeht. Und wir sehen immer wieder, daß in dieser Beziehung die Natur etwas ausgesprochen Unpessimistisches an sich hat, solange es sich um gesunde Wesenheit des Organismus handelt. In einem gesunden Körper steckt Optimismus. Das offenbart der Anblick in jedem Fall. Es ist, als ob man den Urboden des Bios wiederbeträte, wenn man einen vollendet gesunden Körper sieht.

Damit nähern wir uns ganz allgemein — also wohlgermerkt sowohl für den Berufssportler wie den Amateur — der Frage des Sportes als Spiel in einem sehr präzisen Sinne.

Sport ist Kräftespiel mittels Körper am Körper.

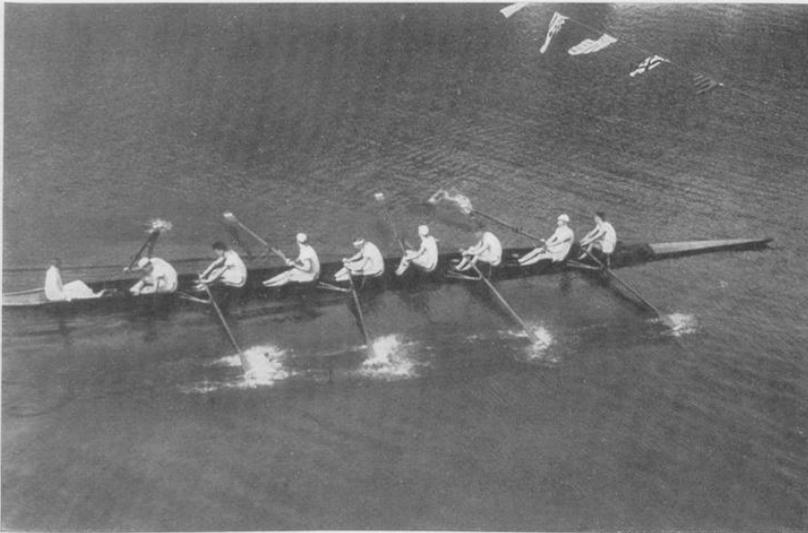
Wir können zunächst niemals das Körperliche im Sportspiel ausschalten. Dadurch erhielten wir auch die Abgrenzung zum Pseudosport, wie er im Sammeln und im Sinne der Liebhaberei denkbar war. Sobald der Körper ausgeschaltet ist, reden wir nicht mehr vom Sport. Auch der Autorennfahrer treibt bei dem Ganzen ein Spiel mit dem Körper: auf Ermüdung, auf Ausdauer und auf manches andere. Bei ihm kommen selbstverständlich die übrigen Seiten des Sportgeistes mit in Betracht. Vorerst ist der Sport aber stets leiblich gegeben. Daher fanden wir auch die Gegensätze zum reinen Kopfarbeiter und leiten wir die Verachtung des Sports in bestimmten Kreisen ab.

Das Spiel am Körper durch den Körper: der Körper erinnert hier an ein Instrument, das gemeistert werden soll. Der Sportler beobachtet die Kunst seines Spielens an den Vorgängen am Körper. Er nutzt alle Eigenschaften des Körpers aus, um resonanzbietende Angriffsflächen für sein Spielen zu bekommen. Mittels Körper: damit ist nicht gesagt, daß der eigene Leib der „Körper“ sei. Gerade im Kollektivspiel hängt sehr viel vom Körper der anderen ab. Aber



Riebicke

62. Ermüdungsprinzip im Sport: Sechstagerrennbild



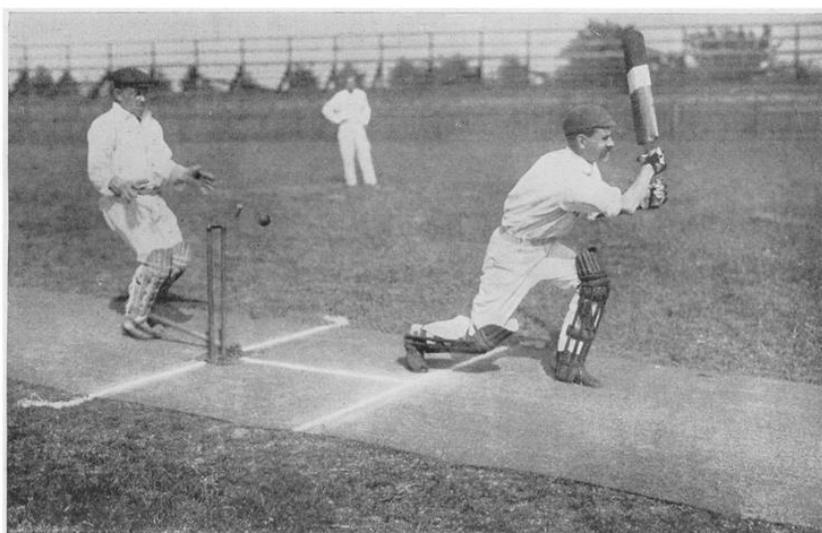
Schirner

63. Ermüdungsprinzip im Sport: Rudermannschaft in Erschöpfung



64. Sportkonzentration im Spiel

Græber



65. Konzentrationsmoment aus dem Cricket

Riebicke

immer und immer wieder sind es die körperlichen Instrumente, welche das Ergebnis des Spielens bedingen. Arme, Augen, Rumpf und Beine sind beteiligt, um das Spiel in seinem Ablauf durchzuführen.

Wenn wir so in erster Form vom Spielen am Körper und durch den Körper reden, kommen wir auf Dinge zurück, die schon das kleinste Kind uns offenbart. Das Kind, das noch nicht zur Bewegung im Raume kam, das noch still in seiner Wiege liegt, spielt bekanntlich am eigenen Körper. Es lernt das Zugreifen anfangs immer nur am Körper der eigenen Person. So erfaßt es die Hände und die Zehen und fühlt die Leiblichkeit spielend ab. Seine ersten Wahrnehmungen der Außenwelt kommen aus eben derselben Quelle. Es lernt lächeln an den Erfolgen seiner Beobachtungen, es spricht durch Strampeln in einer Ursprache, es orientiert sich im Raum anfangs nur in der Zone des Mundes — es ist durch und durch Körperwesen. Diese ursprünglichste Art des Spiels muß vielleicht in der Allgemeinheit unvergessen sein, und so kann man beobachten, wie die natürliche Einstellung auf den Körper in spielerischer Form niemals verlorengeht.

Man beachte auch den Nichtsportler an der See, und man wird finden, wie er mit einer gewissen Hingabe sich am Körperlichen erbaut. Er lernt dort — in der Freizeit — eine gewisse Selbstbeobachtung des Körpers, und man sieht, wie er hier oder da mit einer bestimmten Freude seine eigene Leiblichkeit prüft. Ebenso ist der spielerische Ton der Betrachtung anderer Körper in derartigen Fällen immer wieder zu bemerken. Aber nicht nur an der See und am Wasser. Man findet dasselbe im Schneesport jeder Art und eben allen Möglichkeiten, bei denen die Person durch den Körper außerordentlich belangvoll repräsentiert wird. Wenn man die einfachen Soldaten beobachtete, konnte man immer wieder eine naturgemäße Interessenahme am Körperlichen feststellen: so beim Waschen, auch beim Auskleiden und so fort. Der Sport greift etwas außerordentlich Elementares im Empfinden auf, wenn er den Körper in den Mittelpunkt rückt; als Instrument seiner Absichten. Und die, welche heute Sonnenkultur pflegen, gehen zielbewußt auf den Ur-anfang aller natürlichen Spielfreude mit und an dem Leib zurück. Nur mit dem Unterschied, daß sie leider allzu schnell dort haltmachen, wo eigentlich erst der sportliche Anfang ist. Sport ist zunächst Leibenspiel — nicht sofort und allein Leibübung! Man muß gerade gegenüber dem im Training vergessenen Optimismus diese

geruhige Spielbetrachtung aufrechterhalten. Sport unterscheidet sich zugleich in sehr vielem von gewissen Zonen der Körperkultur, die manchmal voll und ganz den Körper hintenansetzen und durch ihn etwa nur die Motorik suchen will. So in bestimmten künstlerischen Einzel- oder Gruppentänzen, die den Leib sogar absichtlich vergessen und kaschieren.

Der Körper im Sport kann selbstverständlich auch mittels allerlei Hilfsmittelkörpern das Spiel ausüben. Der Sprungrifen des Kindes ist bereits eine einfaches Beispiel solcher Zutat, die doch nur dazu dient, dem Körper Gelegenheit zu einer spielerischen Betätigung seiner natürlichen Anlagen zu bieten und diese Anlagen auf den besonderen Fall umzustellen. Durch Variation der Spielzutat entstehen dann die allerverschiedensten Spielsportformen, und wir erfahren, wie hier die Grenze zum fehlerhaften Sport offenstand, sobald das Technische entschied und zu Sportformen lockt, die nicht im eigentlichen naturgegebenen Arbeitsbereich liegen.

Das Spielerische in dieser Zutat unterscheidet auch den Sport von Gymnastik und Turnen, die beide ausgesprochen biologische Zwecke verfolgen, nämlich die funktionelle Ertüchtigung des Menschen für die im Körper von Natur liegenden normalen Aktionen. Niemals wird die Gymnastik oder das Turnen die Faustschläge kultivieren wollen, sondern immer nur die Armbewegungen aller Art, die Rumpfdrehung mit und ohne Widerstand, die partielle Funktion des Leibes, wie er als Maschinerie von Natur besteht. Der Faustschlag oder der Zielwurf: das sind spielerische Anwendungen aufs Leben oder auch die künstlerische Anordnung im Sport. So mußte Gymnastik wohl Unterbau bleiben, damit der normal ausgebildete Körper seine sportlichen Anwendungen ausüben konnte. Niemals aber lag im Sport Ausbildung dessen, was natürlicherweise gegeben sein soll. Sport erzieht mit anderen Worten nicht zur Natur, sondern zur Kunstanwendung des Körpers (was nicht verwechselt werden darf mit sogenannten künstlichen und unnatürlichen Sportarten). Der Sport geht mithin auf eine Beschaffenheit des Menschen ein, die biologisch vollwertig ist. Die also keine ausgesprochenen Mängel des Körpers aufweist. Ein Arzt kann dem Zurückgebliebenen oder dem körperlich Schwachen wohl zur Gymnastik raten — aber nicht zum Sport. Der frei spielende Mensch repräsentiert eigentlich einen gewissen Luxus. Der gymnastische Mensch mehr Notstand. Es ist fraglich, ob man beides immer klar im Auge behalten hat.

Sprechen wir noch kurz davon, wie in innerem Wesen sich jetzt die üblichen Spielformen des Sportes darstellen?

Es steckte ja in diesem Sport-Spiel etwas ausgesprochen Idealistisches. Der Gymnastiktreibende mußte (um etwa nicht zu verkümmern); der Sportler dagegen will, ohne unbedingt zu brauchen. Diese Idealismuseinstellung ist wichtig. Es liegt unter normalen Verhältnissen niemals eine Zwangslage für die Wahl der Sportform vor.

Es gibt selbstverständlich gewisse Gesichtspunkte, die die Wahl bestimmen. Die Gegend, das Klima, die Saison sind übergeordnete Faktoren, die die Spielform bedingen. Der Norddeutsche muß dem Hochgebirgssport ferner stehen, der Süddeutsche dem ausgeprägten Wassersport. Es kamen wirtschaftliche Erwägungen hinzu. Aber im großen und ganzen bedeutet der Sportidealismus zugleich Willensfreiheit im Entscheiden des Weges. Und hier kommen wir auf die psychologischen Bedingungen der Lebensformen des Sportes zurück. Es wird durchaus zum inneren Wesen des Menschen gehören, in welcher Richtung er sich entscheidet. Er wird seiner idealistischen Einstellung entsprechend hierhin oder dorthin neigen. Wir erinnern uns gewiß der Einflüsse des kollektiven Geistes, der Mode, der Nachahmung und aller Dinge, die den Individualisten zum Sammelmenschen ummodellieren können. Im Grunde aber haben wir hier eine ähnliche Sachlage wie bei allen Fragen der freien künstlerischen oder wissenschaftlichen Betätigung. Eine idealistische Wahl, die sich aus persönlichen Neigungen, aus Talent und sonstigen sachlichen Sympathien zum Gegenstand ergeben muß. Dieser Idealismus ist übrigens, wie aus all dem früher Gesagten hervorgeht, ein nicht allgemeiner, sondern ein speziell gerichteter. Denn wir erinnern uns, daß sogar volkstümliche idealistische Lebensziele breiten Ausmaßes zustande kommen konnten in Epochen ohne jeglichen Sport! So war die Zeit der Befreiungskriege oder des deutschen Klassizismus, ja auch die Generation von 1870 sportarm. Aus ganz und gar anderen Einstellungen, und zwar vorzüglich den negativen Wirkungen des industriellen Wirtschaftslebens, scheint dieser Sportidealismus erst erwachsen zu sein. Es ist ein Idealismus, der sich einen zeitangemessenen Gegenstand aussuchte.

Aus diesen idealistischen Gesichtspunkten kann eine doppelte Sportmöglichkeit sich entwickeln: der Alleinsport und der Gruppensport.

Wenn H. Steinitzer den Sport definiert als „jede Tätigkeit, soweit sie ausschließlich zu dem Zwecke ausgeführt wird, Kräfte mit anderen unter bestimmten Ausführungsbedingungen zu messen“, so ist diese Begrenzung zweifellos nur bedingt richtig. Denn im Alleinsport ist der andere kein Mensch, sondern ein naturgebener Gegner.

Erinnern wir uns an alleinsportliche Tätigkeiten. Der Alpinismus ist eine solche Solosportart, wenn wir den wirklichen Alpinisten, nicht den Sommerfrischler meinen, der aus Spaß einmal die Zugspitze beklettern will. Der Führer, der ihm beigegeben sein kann, ist in diesem Sinne nicht paritätischer Mitsportler. Der echte Alpinist vor allem sucht gerade das Alleinsein zu erwirken. Oder der Skisport in den Bergen. Oder das Angeln in der Tiefebene. Diese Sportarten sind immer auf alleinige und isolierte Betätigung gerichtet. Was heißt hier Kräfte mit anderen messen? Das andere oder die anderen sind die Naturkräfte, die der Sportler zu besiegen trachtet. Das Wasser, den Schnee, den Wind und den Berg: welche Fülle von gegnerischen Möglichkeiten. Dieser Naturgegner hat seine besondere Eigentümlichkeit in gewissen Unberechenbarkeiten des Wesens. Der einfache Gruppensport kennt Kanon und Spielregeln. Hier ist der Kanon ausgedrückt durch Erfahrungswerte und ein Abfühlen der Absicht des Naturgegners mehr aus dem Instinkt heraus. Die Lawine, der Nebel, der Sturm, das Unwetter: diese Einsätze des Gegners werden nach gewissen erfahrungsgemäßen Regeln beobachtet. Man kennt die Gegenspiele ungefähr, aber sie setzen unvermittelt ein und in einem dynamischen Ausmaße, das die Kräfte der Parteien sehr ungleich gestalten kann. Trotzdem neigen viele Menschen zu diesem Kräfteverhältnis. Ihnen genügen die menschlichen Gegner nicht, oder sie fliehen die Menschen an sich gerne. Sie wollen zu der reinen Atmosphäre der Natur zurück und sich dem kosmischen Gegner anvertrauen. Es erscheint dann noch deutlicher jener Ursprung des Körperspiels in dem Verhalten des Sportlers; schließlich ist sein eigenes Ich der Mittelpunkt und Grund der Wahl. Es ist Selbstbespiegelung.

Was aber an idealistischem Spiel bietet der Alleinsport dem Ausübenden in besonderem Maße? Es ist klar, daß Alleinsport und Gruppensport vieles Gemeinsame besitzen, da sie beide dem Sport zugehören. Das Besondere der Solotätigkeit ist wohl der Umstand, daß der Alleinsportler zunächst in gesteigertem Ausmaße erfährt, was man Kontemplation oder Selbstversenkung nennt.

Der Angler schaut gelassen viele Stunden auf die Fläche und wartet auf das Zeichen. Er beobachtet und erwägt still die Manipulation des Gegners: des Windes, der Strömung, der Fische usw. Aber dies ist noch nicht alles beim Angeln. Sondern in dem unruhigen und oft durch große Spannen unterbundenen Gegenspiele des Hin und Her findet er Muße, eine Besinnpause dem Ich zu schenken. Und so schaut er träumend zu, so denkt er verschwommen an Dinge, die mit dem Angeln an sich nichts mehr zu tun haben müssen. Das Angeln wird Situation, die zwanglos Gelegenheit der Selbstbesinnung schafft; was der Beruf und das Alltagsgetriebe eben niemals gestatten kann. Auch das Theater erfäßt den Zuschauer in seinem Strudel der Geschehnisse. Hier ist näherungsweise etwas erreicht, was an die Selbstbesinnung erinnern mag, die der Besucher einer kleinen, menschenleeren Kapelle geschenkt bekommt. Oder nochmals der Alpinist. Im Kampfe gegen die Natur gibt es immer wieder Pausen, in denen man sich selbst findet. In den Fällen der Gefahr, die hier hinzutreten, verstärkt sich die Innenschau. Wieviel Verschüttete und Ermattete haben ganze Ketten von Innenerlebnissen durchgemacht. Wie oft war der Mensch erst glücklich, wenn er mutterseelenallein auf dem Gipfel, die Welt zu Füßen, in lautloser Stille den Sonnenaufgang erblicken konnte, vermählt mit dem Schweigen der kosmischen Sphären? Das sind Formen der Innenschau, die man kaum irgendwo ähnlich gewinnt. Und gerade im Spiel mit der Gefahr, mit dem Tod, erwachsen die hervorragendsten Tiefenblicke für die Seele. Man kann daher den Alpinismus, wie einige andere Sportformen, weniger leichtsinnig nennen, da das scheinbar kokette Behandeln der Todesgefahr bisweilen nur den Mantel für viel tiefere Motive darstellt.

Fernerhin scheint die Beziehung zur Natur an sich eine erhebliche Bedeutung für den Menschen zu haben.

Wir haben die rebellische Bewegung des Urwandervogels erlebt, der seinerzeit aus der Flucht vor der Großstadt und der Schule seinen Ausgang nahm. Der Mensch, der im Sport zurück zur Natur findet, steht ihr gegenüber wie ein Freund. Es ist die echtste Sympathie, die es gibt, daß derselbe Freund benutzt wird, nachher im sportlichen Spiel den Gegner darzustellen. Und wir wissen, daß gerade die Natursportformen des Solospiels, die wirklich gefährlich sind — etwa Fliegen oder Alpinismus —, die also dem Gegner das eigene Leben ausliefern, doch mit einer unendlichen Anziehungs-

kraft für den Sportler ausgestattet sind. Immer wieder und auch nach dem erheblichsten Unglück, zieht es den Menschen zurück in die Berge, hinaus auf die Meere, hinauf in die Luft. Immer wieder — bis er einmal doch in den Armen dieses Freundgegners umkommt. So ist denn die Hinneigung zur Natur ein Sportwert, der starken Regenerationsmöglichkeiten entspricht. Der verzerrte und unter der Zivilisation leidende Mensch sucht sich zu stabilisieren am Ausgang all unserer Entwicklung: der Natur. Auch der Gruppensport — etwa als Wassersport — kann Ähnliches bieten, aber die innigste Beziehung zur Natur bekommt man immer nur im Alleinsein. In solcher Naturnähe wächst in uns die schöpferische Ideenfülle, ruhen wir aus wie im Schoße einer Mutter und finden wir den Weg zur Gesundung zurück wie verirrte Kinder. Aber wie all diese menschlichen Wege immer nur als Einzelwege des Erlebens vorkommen, nie als Massenvorgang, so ist auch hier der Alleinsport die natürlichste Brücke zu der Wiedergesundung der kranken Geistigkeit. Und gerade in der Geistigkeit liegt der Vorgang der Gesundung beschlossen. Denn dort, wo die Natur allein der körperlichen Regeneration dient, muß gar kein Sport vorliegen. Die Luftbäder, die Liegehallen und die natürlichen Höhensonnensanatorien im Gebirge: das sind leibliche Regenerationsstätten fern vom Felde der Sportkultur. Wenn aber das Seelische miterfaßt werden soll, stehen wir im Sportsleben selber.

Nun die besonderen Spielwerte des kollektiven Sportes.

Stärker als noch im Solosport tritt uns entgegen das eine Prinzip, das wir als die „Überwindung von selbstgewählten Schwierigkeiten“ bezeichnen können. In dieser Selbstwahl ruht der Kern des Spiels.

Niemand wird die Schwierigkeiten des Berufs damit vergleichen, niemand die Schwierigkeiten, die ihm der aufgetragene Geschäftsvorgang bietet. Selbsterwählt hat der Sportler die Schwierigkeit und diese Wahl ist eben Spielwahl seiner Persönlichkeit, ist nicht, wie wir drüben sagen würden, Schicksal! Nun aber kommen diese Schwierigkeiten in der Gruppe ganz besonders zur Pflege. Der Alleinsport kann von Schwierigkeiten strotzen, sein höherer Wert liegt aber in der persönlichen Isolierung des Menschen. Jetzt dagegen rückt der Schwerpunkt der Wertung auf das Kollektive des Ganzen, und wir sehen gerade, wie die Sportspielergruppe untereinander die Schwierigkeit durch neue Faktoren kultiviert. Wir bekommen ausgeprägt die Wertung im Sinne des Wettbewerbs,

der offensichtlichen Konkurrenz. Auch der Bergsteiger liegt im Wettbewerb, wenn er einen neuen Zugang oder eine Rekordaufstiegszeit herausholt. Hier ist jedoch der Wert der Konkurrenz durch die Gegenwart der anderen Bewerber dauernd verdeutlicht. Diese anderen stellen Gegner und Helfer dar und das ganze Spiel dreht sich um die Frage, wer im Wettbewerb gleichwertiger Kräfte geschickter manövrierender Faktor sei?

Wenn so die Einstellung auf den Gegner die eine Seite ist, bietet auch die Einstellung auf die Helfer der eigenen Partei (dort, wo sie aus mehreren Personen gebildet wird) eine besondere Wirkung des Sportspiels. Dann handelt es sich im Sinne der gemeinsamen Leistung um eine Anpassung aneinander, um ein Sicheinstellen aufeinander und zwar noch in einer ganz anderen Art, als es die Körperkultur zu tun pflegt. Bei ihr ist Einfühlung das Wesen der persönlichen Angleichung der Gruppe und bei voller Individualität der Masse bleibt diese Einfühlung eben gefühlsmäßig gebunden. Im Sport tritt stärker die verstandesgemäße Einfühlung, das „Einspringen“ in Fällen der Not, das gemeinsame Zähnezusammenbeißen in Fällen der kollektiven Gefahr, auf. Das ist etwas sehr anderes und erinnert an echtste Kollegialität, die auf anderem Gebiete etwa die Artistik bietet. Dort ist Kollegialität der Leistung Grundlage jeder Arbeitsweise. Dieses Kollegialgefühl und die Solidaritätseinstellung wird in der Körperkultur meist viel freier oder gar nicht angestrebt, vielfach sogar durch individuelle Formalität der einzelnen Agierenden unterbunden. Jeder strebt vielleicht danach, sich als Sonderpersönlichkeit darzustellen, und die Gruppe nur zu nutzen, um im Gesamtrahmen aufzufallen. Der Sportler stellt sich ein auf die Sache — und so kommt es zuerst nicht auf diese Individualisierung an, sondern auf die Solidarität im Kollektivspiel.

Freilich, auch das Auffallen ist möglich und dazu bietet gerade der Gruppensport mehr Anlaß als das Solospiel. Im Fußball, im Tennis oder sonstwo ist oft die Gruppe als solche von besonderer Wirkung. Wir erwähnten oben, daß die ästhetischen Einstellungen zum Sport vielfach nur aus der Kollektivität seiner Formen folgen. In der jetzigen Wertbetrachtung des Sportes als Gegenstand sagen wir, daß diese Möglichkeit der kollektiven Wirkung gerade ein Erziehungsstück von wesentlicher Bedeutung ist. Die spielende Gruppe soll eben jeden Augenblick Kollektion andeuten. Der Zuschauer wiederum muß den Sinn des Sportes gerade aus der Gruppen-

schau empfangen. Und insofern konnte gesagt werden, daß der „Kanonenkult“ nicht immer dies Ziel erreicht, weil er die Erziehung des Volksganzen und der breiten Schichten im Sport nicht angemessen vertritt. Wir möchten daher werttheoretisch auf diese kollektive Repräsentation im Spiel besonderen Nachdruck legen. Auch das Turnen kann repräsentieren, aber es repräsentiert ebenso anders, wie etwa das Puppentheater gegenüber dem wirklichen Bühnenbild. Dort zappeln die Figuren nach Willen des Drahtziehers und in vorgeschriebenen Kleinbahnen der Bewegung — hier agieren lebende Menschen, geleitet nach dem allgemeinen Lebensraum, den Bühne und Werk gestatten. Das, was Autor und Werk auf der Bühne bedingen, ist im Sportspiel durch die Spielregeln und den allgemeinen Kanon gegeben.

Und so ist die Freiheit im Sportspiel, auch bei den Gruppenspielen, gerade einer der wesentlichen Mitwerte, die der Sport dem Menschen bietet. Diese Freiheit bietet Unterlage für die Überraschungen des Spiels, die der Spieler selber bewirken — und erleben kann. Hieraus folgt die Spannung des Zuschauers, der auf diesem Wege mit den Sportlern zu einer Gemeinschaft verschmilzt. Beim Turnen gibt es niemals Überraschungen und bei der Gymnastik auch nicht. Wir bewundern nur die Möglichkeiten der Varianten, aber wir erwarten nichts von den natürlichen, anatomischen und physiologischen Grundlagen Abweichendes. Sport und Turnen trennen sich auch hier wieder einmal deutlich in ihren Zielen und Wegen. Die Willensfreiheit ist der innere Sinn des Gruppensportes, der Kadavergehorsam das Idol des mannhaften Turnkommandeurs. Und die repräsentative Gruppenwirkung zielt mithin hier auf das Funktionieren der Maschine, dort auf die Freiheit in der Begrenzung durch die Spielregeln ab. Im Sport liegt mehr Wohlwollen und mehr Achtung für die Individualität, trotz, ja gerade wegen der scharfen Trainings. Denn der Begriff Rekord — dem das Training zustrebt — ist eben individuelle Note der Möglichkeiten. Im Turnführer dagegen lebt das Idol des Parierens und das Idol der uniform arbeitenden Massenversammlung. Es steckt etwas Sadismus in dieser Auffassung, und wir verkennen nicht, daß formal mehr Herrenmenschentum, aber immer weniger Originalität auf seiten des Turnens herauskommt. Schablone und Gehorsam im Bereich der Möglichkeiten: das ist die Richtschnur, die zur Gesundheit führt. Individualismus und Anpassung im Reiche der freiwillig erwählten



Röhr



Röhr

66 und 67. Mut und Technik im Schwimmersprung



68. Ästhetik im Schwimmersprung



69. Das „Gedränge“: Segeln

Riebcke



70. Das Gedränge im Gruppensport: Rugby

Ruge

Spielform: das ist der andere Weg, den der Sportler sucht. Es wird daher nicht nur von der Mentalität der Führer, sondern auch ihrer Schüler abhängen, ob und welche Wege die gesuchteren werden.

In diesen Zusammenhang gehört aber noch ein Vermerk, inwieweit Spielformen auch zu Sports führen können, die werttheoretisch weder als Solo, noch als Gruppensport unser Interesse erregen. Nämlich der Sport mit Tieren. Das Reiten ist ein Sport, der das Tier als Gerät benutzt. Gewiß rennen die Pferde, aber wir wissen wohl, daß auch in der Trabrennbahn, wie im Polo oder Hürdenrennen immer und immer wieder der Mensch der ausschlaggebende Faktor wird.

Es gibt demgegenüber an den Kuriositätssport erinnernde Möglichkeiten, das Tier als Tier Sport ausüben zu lassen.

Wenn man auf den Rennbahnen beobachtet, wie Pferde, deren Reiter stürzten, ruhig weiterlaufen und oft bis zum Schluß — dummgewohnt und ehrgeizig — durchhalten (eine Beobachtung, die immer wieder seltsam wirkt und die Zwangsläufigkeit der Leistung andeutet), so sieht man, daß der sportliche Ehrgeiz naturgemäß auch bei Tieren möglich wird. Das sind die Gedanken, die den Tiersport seit alters her pflegen ließen. Schon die Isländer trieben Pferdezweikämpfe. In der Wikingerzeit war neben Ballspiel die sogenannte Pferdehatz ein beliebter Gegenstand. Die Besitzer stachelten ihre Pferde an, sich gegenseitig durch Bisse und Schläge kampfunfähig zu machen. Dies Aufeinanderhetzen der Kreaturen belustigte die Leute bei ihren Versammlungen, Festen und Things. Ähnlich abwegig empfinden wir Hahnenkämpfe. Und zu unseren Zeiten sehen wir, wie etwa Hundekämpfe und Hundewettrennen durchaus sportlich organisiert sich verbreiten. Der Hund, schon aus Kriegszeiten her als einer der intelligentesten Mitbewohner der menschlichen Kulturen erkannt und von hoher Anpassungsfähigkeit, schult sich willig ein auf diesen Sport und begreift ihn durchaus. Er hat Ehrgeiz und Ausdauer, um ebenfalls eine mehr oder minder gute Haltung beim sportlichen Spiel einzunehmen. Das ist ein Spiel, das wir als Bewährungsprobe für Züchter gern billigen, auch theaterhaft hinnehmen und bei seiner Naturnähe durchaus nett finden können, das aber werttheoretisch nicht den geringsten Sportcharakter hat. Niemand wird behaupten wollen, daß das non plus ultra der Kultur dort zu erblicken sei, wo nicht nur der Mensch, sondern auch das Tier echten Sportsgeist zu besitzen scheint . . .

Und damit kommen wir auf die innersten Begründungen der Spielwertigkeit des Sports. Wir müssen fragen, inwieweit der Sport in seinem Spielcharakter auch Wertcharakter besitzt?

Hierzu können wir uns einen Augenblick der verschiedenen Theorien des Spieles besinnen, um nun im Rahmen der Kultur die Theorien auf ihre Sportbrauchbarkeit zu prüfen.

Nicht nur die Menschen spielen, auch die Tiere spielen und wenn dem nicht so wäre, würden auch die eben erwähnten Tiersportarten undenkbar sein, ja käme auch das Tier als menschlich bedientes Sportgerät nicht in Betracht. Von jeher hat man daher gefragt, was eigentlich für Sinn und für Absicht in der biologisch allgemein vorhandenen Spielfreudigkeit der Organismen enthalten sei? Gleichviel, ob wir spielende junge Katzen, ob wir den Alleinhund, ob wir das spielende Menschenkind oder die spielenden Großen meinen? Bekanntlich hat man durch verschiedene wissenschaftlich bedingte Theorien Erklärungen versucht.

Die Schiller-Spencersche Theorie geht aus von der Annahme, daß Spiel aus Kräfteüberschuß folge. Der Organismus produziert eine gewisse Menge von Energie. Wir wissen aus der eignen Beobachtung, daß aber diese Haushaltführung der Natur in ihrer Kapazität schwankt. Es gibt Tage, in denen wir uns kräftiger fühlen, als ein andermal. Es gibt Lebenszeiten, bei denen der Kräftemangel, andere, bei denen der Überschuß sehr deutliche Formen annimmt. Der Mangel war im Sport die Zuflucht der Alternden. Den Kräfteüberschuß finden wir am deutlichsten in der Jugend und zwar zumal zwischen Pubertät und Adoleszenz, also etwa den Jahren 14—22. Es würde nun Sinn des Sportspiels werden, daß der Sport es gestattet, den Kräfteüberschuß unterzubringen, anzuwenden, in eine gesellschaftlich annehmbare Form umzuwandeln. Der Überschuß könnte durch Alkoholgenuß, durch Besuch von Vergnügungsstätten oder durch andere Möglichkeiten ausgenutzt werden. Es würde dann aber etwas zustande kommen, dem wir kulturell keinerlei Wert beilegen. Das Sportspiel könnte mit anderen Worten begrüßt werden als eine Form der aus Kraftüberschuß geborenen Tätigkeit, die niemandem schädlich ist und gerade der Allgemeinheit wie den Sportlern nützt.

Eine zweite Erklärung des Spiels greift auf die Möglichkeit der Einübung zurück. Das Spiel würde Selbstausbildung des Organismus bedeuten. Dies sehen wir so überaus klar beim kleinen Kind und beim kleinen Tier. Spielerisch wird alles geübt, was der Organismus be-

nötigt. Das Kind lernt spielend greifen, spielend das Sehen, das Gehen, das Sprechen und das gesamte Sicheinfügen in die Welt der Erwachsenen. Der junge Hund lernt spielend das Haschen, das Fangen, das Zubeißen und das Auflauern der Beute. Sport würde also als Spiel betrachtet die Ausbildung noch schlummernder und einzuübender Fähigkeiten ausdrücken. Wir ersehen, daß diese Erklärung aber nur sehr bedingt auf das Sportspiel zutreffen würde, denn gerade die bloße Ausbildung der schlummernden Kräfte kommt der Körperkultur, dem Turnen usw. zu. Der Sport will eigentlich mehr. Dieser Fall mag dort eintreten, wo jemand nicht erst zur Gymnastik oder dem Turnen kam, sondern gleich — wie leider heute so oft — zum Sport eingestellt war, so daß er durch ihn und sozusagen abwegig auf die Selbstentwicklung der in ihm ruhenden Eigenschaften geführt wurde. Man könnte diese Erklärung auch im übertragenen Sinne anwenden und annehmen, daß die Selbstausbildung auf seelische Eigenschaften sich beziehen würde, die ebenfalls vorhanden waren, aber erst im Sportspiel sich formten. So die erwähnte Selbstbesinnung oder der Ehrgeiz oder die Konzentration.

Eine dritte Erklärung des Spieltriebs meint, daß wir hier Abschwächungsvorgänge vor uns haben. War die Einübungstheorie von Groos gegeben, so ist bei dieser Ansicht gerade an Hall zu denken. Abschwächung würde also bedeuten, daß der Spieltrieb einmal ontogenetisch wiederholt und phylogenetisch entwickelt, was uns, als den Organismen einer gewordenen Stufe der biologischen Entwicklung, an sich noch eigen ist an Urtrieben und Vererbungselementen der Vorreihen. Man kann in diesem Sinne auch vom kathartischen Spiel reden. Ein Spiel, das entladen soll, was abgeschwächt an Instinkten aus der Erbmasse der Vorfahren noch in uns schlummert, aber eben nicht in die Gesellschaft der Gegenwart mehr paßt. Im Spiele dagegen würden diese Erbtriebe durchbrechen und eine Form gewinnen, die allgemein unschädlich und erlaubt, ja konventionell erwünscht ist. Wir sehen in diesem kathartischen Spiel die Verwandtschaft auch mit dem Spielen aus Kraftüberschuß, nur mit dem großen Unterschied, daß das kathartisch erklärte Spiel immer zumal unterwertige, ja sozial schädliche Beziehungen aufsucht. Mithin das, was ich oben beim Sport im Sinne der Urtriebskultur oft als Fehlleistung zu bezeichnen hatte. Die Freude am Blut, am Abschlachten des Gegners, die Beziehung zum Kampf Mensch gegen Mensch, die Beziehung zu menschlicher Grausamkeit

und zu einer verbrämten eventuellen Erotik. Es genügt, hier nur zu erinnern und damit auch die Stellung der Theorie zum Sportspiel anzudeuten. Gewiß werden sehr viele Seiten des Sportspiels unter diese Theorie zu bringen sein. Freilich durchaus nicht so, daß jedermann es wüßte, daß er aus diesem oder jenem Urtrieb her an den Sport herankam. Wohl aber so, daß wir gerade die Fehlleistungen beim Sport entschuldigen werden, da wir die großen Zusammenhänge sehen. Wir können aber die Theorie auch wieder wertend betrachten. Dann müssen wir sagen, daß ein solches Sportspiel nur nützlich ist. Wenn wir die Möglichkeit besitzen, atavistische Triebe der Menschen hierdurch unschädlich zu machen, ist der Sport auf jeden Fall willkommen. Sehr viele Dinge im Kulturleben sind unerfreulich, wenn wir sie absolut betrachten. So auch manchmal die Gewißheit der Schundliteratur, des künstlerischen Kitsches oder der Filmüberproduktion minderer Qualität. Und doch, wenn wir sehen, daß das Lesen von harmlosen Romanen voll stereotyper Sentimentalität, oder das Aufstellen von Aschenbechern mit Bismarckkopf oder der Konsum von kitschigen Filmen mit dem happy end das Tagträumen der Menschen in unschädliche Bahnen leitet; wenn wir sehen, daß dadurch die Leute friedlicher werden, als wenn sie nur am Biertisch oder durch Zigarrengenuß sich stimulieren: dann kann man diese Katharsis durch Kitsch und Schundliteratur vielleicht sogar billigen. Und ebenso ist alles, was beim Sport in diese Richtung fällt, immer noch besser, als etwa eine Verwirklichung der Urtriebe in kriminellen Handlungen. So wenig diese Triebrichtung also dem höheren Ziele des Sportes entspricht, so sehr wollen wir mit der menschlichen Natur rechnen und uns auf keinen Fall nur über Dinge empören, die natürlich besser nicht vor sich gingen. Und obschon Frauen, die nach dem Schweißgeruch der Kampfarena und dem Blutstrom des Geschlagenen lechzen, und Männer, die Freude am ausgespuckten Gebiß und dem anschwellenden Auge haben, gewiß nicht zu den wirklich Edlen der Nation gerechnet werden dürfen: mögen sie immerhin hier ihre Katharsis finden und nicht am lebendigen Objekt aus ihrer näheren Umgebung. Daß natürlich dieses Katharsisspiel auch beim Sportler selbst hohe Bedeutung besitzt, wurde oben bereits entsprechend angedeutet und daß gefährliche Übergänge zur Roheitskultur sich offenbaren, muß immer wieder eingepreßt werden. Wir dürfen aber betonen, daß auch diese Theorie auf den Sport wertvolle Anwendung findet, da sie

erklärt und so zu weiteren Maßnahmen erziehlicher Art Anlaß bieten kann.

Endlich haben schon ältere Forscher wie Lazarus, Schaller u. a. im Spiele die Icherrgänzung, die Erholung und Lebensausbauform gefunden. Wir würden das Spiel dann auffassen als die Möglichkeit, verschiedene Lebensformen mit durchzukosten, das private Leben zu ergänzen und insbesondere die Anforderungen des Berufs vollwertig auszugleichen. Angewendet auf unsere Fragestellung werden wir sofort diese Erklärung des Sportspieles als für durchaus möglich erachten. Gerade unsere Bemerkungen zum Amateursport gaben dieser Auffassung nur recht. Wir werden daher in ungefährer Parallele auch zur Körperkultur diese Icherlebnisse in bestimmten Staffeln für außerordentlich wichtig erachten. Zweifellos ist auch diese vierte Formel anwendbar auf das Sportspiel.

Eine der Formeln genügt mithin zur Erklärung unseres Gebietes überhaupt nicht. Wir konnten bemerken, daß die eine Theorie den Sport im engeren Sinne nicht mehr ganz trifft und daß die andere gerade seine Schattenseiten zu berühren scheint. Aber zusammengefaßt erkennen wir, daß eben alle vier Möglichkeiten praktisch von Belang sind, um den Spielwert des Sportes in den verschiedenen Möglichkeiten, die der Sport draußen hat, hinreichend zu erläutern. — Damit kommen wir aber auf die letzte Frage: die Beziehung zwischen Alltag und Spieltrieb.

Denn wir dürfen hier nicht die aristokratischen Möglichkeiten einer besonderen Sportlichkeit in Betracht ziehen, vielmehr nur die üblichen alltäglichen Lebensbedingungen des Sports in Rechnung setzen. Der Alltag um uns und in unserer Kultur — das ist das Ausschlaggebende für Spielsinn und Spielwert des Sportes. Die Frage nach dem Alltag liegt deshalb nicht ganz einfach, da wir sehr verschiedene relative Möglichkeiten vorfinden, die zum Schluß des Buches auch kurz erwähnt werden sollen. Wir können hier nur ganz allgemein den Alltag so andeuten:

Kein Leben in der Naturnähe ist der Allgemeinheit garantiert. Im Gegenteil, der Typus der Stadtsiedelung im besonderen beginnt zu triumphieren. Was heißt das aber? Das bedeutet die Herabsetzung des einzelnen zur Nummernhaftigkeit, das bedeutet Anschwellen der Massentypik, also der Unterschiedslosigkeit der einzelnen Personen, das bedeutet gesteigertes Tempo des Lebens und eine unendliche Fülle lockender Wege zu einem behaglichen Lebens-

dasein im dolce far niente. Aber dann die große Abbremsung bei den allermeisten der Menschen! Der Beruf, der heute den Mann und die Frau zu verschlingen droht, der sie acht und mehr Stunden in den Mahlrädern seiner Maschinerie gefangen hält. Der sie vereinseitigt, als hochwertige Spezialisten, oder sie ungebildet und ungeprägt läßt als Typ der ungelerten Gelegenheitsarbeiter. Das Land, im Gegensatz dazu, von gewisser Langeweile und Eintönigkeit, saugt städtische Elemente auf, holt sich Kino und Radio, strebt nach formaler Gleichberechtigung: bei allem individuellen Artstolz der Bevölkerung. Das Land schießt immer herüber zur Stadt und die Landflucht der Menschen wird sprichwörtlich, ja so bedeutend, daß fremde Hilfsarbeiter herüberkommen müssen, um notwendigste Arbeiten zu vollziehen. Aber der Alltag bietet noch mehr. Eine Durcheinandermischung der früheren Stände, der Bildungsschichten, eine Proletarisierung der vormals Führer der Nation genannten Akademiker, eine Vermengung der Generationen nach ihrer innerlichen Kulturzuordnung und endlich eine militärisch bedingte Entmannung der Nation.

Soll dieser Mensch dieses Alltags dieses Spiel des Sports betreiben? Bedarf er vielleicht aus der Lage des Alltags her eines solchen Sport-spieles?

Ja!

Denn der Mensch lebt in einer Welt, die seltsam unausgeglichen besteht, in sich noch unfertig und als Übergangskultur zu kennzeichnen; in einer Welt der zerrissenen Menschen. Er braucht als einzelner Ablenkung von dieser in ihren Problemen, ihrer Wirklichkeit sehr drückenden Welt. Er braucht aber vielleicht auch eine Vorschule auf diese Welt, die so außerordentliche offizielle Ansprüche an seine Individualität stellt. Wie kann er sich besser für den Beruf schulen als so? Wie kann er wiederum die Berufsarbeit besser kompensieren und schöpferische Pausen in den ewigen Pflichttag-ablauf einfügen, als durch Sport? Gerade unsere Zeit ist so prädestiniert für diese Arbeit am Ich in spielerischer Form, daß wir sagen müssen, der Sport erweist als Spielmotiv seine unbedingte Werthhaftigkeit. Denn was könnte man — etwa aus den Zeiten früherer Kulturen — dem an Spiel entgegenhalten? Wir würden nur Werte bekommen, die in die Soziologie schlecht hineinpassen.

Jenes alte deutsche Laster des Spielens an sich, das Jeu um Geld, Gut und Weib ist auch ein Stimulans.

Wir sehen, wie dieses Laster manche Generation vor uns verschüttete und wie dieses Spielen mit Spiel im engsten Sinne auch zu Zeiten unseres Gegenwartstiefstandes (etwa in der Epoche des Krieges bis zur Inflation) gang und gäbe war. Niemand wird behaupten können, daß der Sport mit dieser Art der Ausgleichsarbeit der Seele verglichen werden dürfe. Wir bekämpfen das Spiel in diesem Sinne, da ihm sicherlich in der Allgemeinheit der Anwendungsmöglichkeiten bildende, auch spielerisch hebende, Kräfte für die Persönlichkeit fehlen. Würden alle Leute nur Spiele üben, die nicht unbedingt auf Geldgewinn auslaufen und keine Glücksspiele wären — hätte man nichts zu entgegnen. Aber niemals wird die Geistigkeit der Welt so beträchtlich und die Gesinnung der Menschen so edel werden, daß etwa das Schachspiel allgemein und monopolhaft um sich greift.

Ebenso unedel sind die Äquivalente des Menschen in breiter Schicht, die aus Vergangenheit und Gegenwart immer wieder auftauchend, ähnliches erzielen wollen, aber wegen ganz und gar schädlicher Nebenwirkungen von dem gleichen Ziele abweichen. Ich meine etwa die Genußmittelkultur.

Ob wir an Tabak oder Alkohol oder die verderblicheren Toxine denken, ob wir uns die (mit Spannungszeiten in der Geschichte und mit Apathieerscheinungen der Generationen zusammengehenden) Narkotika vorstellen — immer wieder sehen wir, daß der Sport unendlich überlegenes und reineres Mittel des spielenden Menschen bleiben muß. Ganze Völker haben sich einem gewissen Selbstmord milder Form verschrieben, China und Opium sind verbundene Begriffe: das an einem uralten Kulturvolk, welches aber keinerlei andere Wege kannte, weil bestimmte religiöse Vorstellungen und dazu der Mangel an Sport in unserem Sinne den Verbrauch des Rauschgifts unterstützte. Wir gedenken unserer eigenen Gegenwart und wissen immer wieder, wie Genußmittelkonsum im breiten, allgemeinen Sinne und insbesondere Verbrauch an Betätigungsmitteln raffinierter Art mit generellem sittlichen Verfall verbunden sind. Nicht umsonst sind die Kreise der Degeneration, der Jugendfürsorge und Prostitution, der bürgerlichen Übersättigung, die Hauptträger solcher Lebensgewohnheiten, deren Nichtwert im objektiven Sinne außer Zweifel steht, möchte auch der subjektive Wert von den Konsumenten immer nur wieder bejaht werden.

Endlich könnte man noch an andere Spielformen denken. Die Spielform der Kunst und die des Eros.

Die Spielform der künstlerischen Richtung ist zweifellos eine durchaus andere Möglichkeit.

Ja man kann versichern, daß diese Art der spielerischen Lebensäußerung bisweilen wesentlich tiefergehende Werte einbringt, als der Sport. Sie ist innerlich auch die ältere und angesehenere, denn ihre Vorläufer erscheinen bei allen europäischen Völkern in den Zeiten geistiger Hochblüte. Daß Amerika im Sport so unendlich viel fand, folgt aus seiner Armut an Geist und an geschichtlich tiefen Werten. Schwer ist die Bürde, die dem Abendländer und dem Morgenländer an uralter Kultur mitgegeben ist. Amerika ist kindlich-unbeschrieben. Aber es ist wie ein Findel- oder Waisenkind. Niemand hat es die Erlebnisse der geistigen Heimat so empfunden, wie jene anderen Völker. Und so ist auch dieser Weg, spielerische Einstellung zur Kunst zu haben, ein mehr dem Abendländer möglicher Weg. Zweierlei freilich müssen wir entgegenhalten.

Erstlich ist der Weg nur einem engeren Prozentsatz der Menschen gangbar, denn er bedingt eine besondere Form geistiger Anlage. Wer wie im Sport mit der körperlichen Grundlage der Erziehung beginnt, hat es leichter mit seinem Material. Denn dieser Boden ist universaler als der des geistigen Talentes. Zweitens aber ist unsere Kultur sicherlich anders orientiert, denn die Kunst hat ihre hervorragende Stellung im Kulturganzen an andere Werte abgegeben. Italien zur Renaissance, wir zur Gotik oder zwischen dem 18. und 19. Jahrhundert, England zu Zeiten der Elisabeth, Rußland im vergangenen Jahrhundert: das waren Lebensformen mit hohem künstlerischen Einschlag. Wir leben heute der Wirtschaft und der Technik. Eine Generation, die damals zu erziehen war, könnte nur Lebensnähe gewinnen auch für die erwachsene Tätigkeit ihrer Hauptzone, wenn sie in diesem Geiste blieb. Humanismus und Neuhumanismus waren eben Welten geschlossener Form. Wir haben die geschlossene Welt der Industrie, der Technik und des Wirtschaftslebens vor Augen, die noch eben unter uns entsteht, von der wir oben sagen mußten, daß sie unsere Zukunft sein wird. Es wäre ein fragliches Spielen, wenn wir unsere Jugend nur auf jenes Feld lockten. Wenn wir also entschieden: nicht Sportspiel, sondern Lektüre und Malen und Musik, das sei die echtste Form des Werdens. Wir können nicht mehr so einseitig urteilen, auch nicht mehr so luxuriös vorgehen. Die Umstellung unserer allgemeinen Kulturinhalte auf neue Werte bedingt, daß wir auch in den Zonen der freiwilligen Spieltätigkeit

auf Dinge Rücksicht nehmen, die nicht zu Konflikten mit der offiziellen Kultur führen, ja die Menschen sogar lebensunbrauchbar und unglücklich machen würden, wenn wir sie einseitig von der Wirklichkeit fernhielten. Auch im Spiel! Der Sport in seinem Geiste ist ganz und gar anders, er paßt in unsere Zeit hinein mit seiner Fragestellung, seiner Ausdrucksform und seinen eigenen Zielen. Soweit wir ihn zunächst nur als Spielen ansehen, müssen wir bereits sagen, daß er ein gutes Medium für unsere Generation wird, besser als die nur künstlerische Kultur, die bestimmten Personen und bestimmten Sonderanwendungen vorbehalten bleibt. In gleicher Allgemeinnutzung kann die Kunst mit dem Sport nicht verglichen werden. Der Sport faß unendlich viel mehr Menschen, als die künstlerischen Spielformen es vermöchten.

Auch Eros ist spielerisch betrieben und so Ausgleichs- wie Erholungsgebiet der Menschen geworden.

Wir besinnen uns der Rokokokultur, die an sich ein Hymnus auf Geist und Erotik war. Wir erinnern uns der Durchtränkung der klassischen und vor allem der romantischen Epochen mit Eros, denken an das deutsche Mittelalter mit seinem Minnedienst — gemahnen aber auch an das sportbeflissene Amerika, das zugleich das Land des Flirts ist. Auf die sehr klaren Unterscheidungen, die Erosformen, können wir nicht verweisen. Es würde das eine sehr umfangliche Darstellung benötigen. Wir haben hier nur zu fragen, ob man im Erosspiel nicht ein ebenso gangbares und mögliches Feld für erziehliche Werte des Menschen sehen könnte? Diese Frage ist im Hinblick auf einzelne unbedingt zu bejahen, gegenüber der Allgemeinheit aber leider zu verneinen. Der einzelne kann das Glück haben und die rechte Einstellung besitzen, um im Eros alles und mehr zu finden, als je im Sport. Die Gesamtheit jedoch und insbesondere die unserer Zeit, ist ausgesprochen unbegabt für Eros. Sie verwechselt nicht nur dauernd Sexus mit Eros; würde also aus dem Spiel des Eros eine nahezu zum Untergang führende Lebensform machen können. Sie ist auch dadurch unglücklich daran, daß weder Zeit, noch Stätten, noch vor allem entsprechend begabte Frauen existieren, die wie vormals eine wirkliche Persönlichkeitskultur mit dem Erosgedanken verbinden würden. Allgemein angewendet bedeutet die Flirtidee Amerikas nicht nur Armutszeugnis für den Geist der Frau, sondern auch Niederschlag anderer Hintergründe des amerikanischen Menschen. So der Abhängigkeit des Mannes von der dominierenden,

geistig vielfach gebildeteren Weiblichkeit. So der Vorgeschichte dieses Landes, in dem ursprünglich die Frau ein rarer Bedarfsartikel und ein heiß umkämpftes Objekt war. Wir stehen in Europa auf anderem Boden und kommen außerdem durch die beginnende Gleichberechtigung der Frau günstigstenfalls zu einer Kameradie, bei der bekanntlich der Eros eine ganz andere Färbung annimmt. Er bietet dort niemals die Möglichkeiten, wie im streng polar gerichteten Geschlechterkampf des Mittelalters oder der raffinierten Kultur des Rokoko. Schwerlich kann heute die Kultur der Erotik ein Allgemeingut werden, zumal der vierte Stand diese feine sublimierte Beziehung verständnisloser behandeln würde: Er, der in der Fabrik mit Frauen schafft, früh und in großen Massen den Ernst des Lebens kennenlernt, früh aus der Zone des Liebesspiels die Wirklichkeit der Familie erwachsen läßt, der an und für sich einen Menschentyp von so gesundem Realismus darstellt, daß wir Rokokovorbilder und Mittelalter mit ihm niemals vergleichen dürfen. Erosspiel ist also ein untauglicheres Spiel für unsere Zeit. Außerdem ist es ein zu stark subjektiv gerichtetes Ziel. Wenn wir auch annehmen wollen, daß trotz aller Ichbeziehung für die Allgemeinheit aus dem Fluidum der Eroswirkung der Geschlechter viele gute Eigenschaften keimen würden: an die objektivere, harmlosere und vor allem extensivere Sportkultur reicht auch dieser Weg nicht heran.

So sehen wir, daß der Spielwert des Sports von hohem Belang für die allgemeine Kultur ist. Wir müssen dem Spielwert aber noch andere Geisteswerte anschließen. Erst so wird das Bild abgerundet. Das Spiel ist nicht alles am Sport.

SPORTGEIST

Zum Geistigen im Sport rechnet auch der Sportgeist. Damit ist ein Gegenstück zum Sportspiel gemeint. Spiel war das leichte, musische Behandeln des Stoffs. Geist soll hier ausdrücken das mehr Intellektuelle der Form. „Sportgeist“ ist der kennzeichnende Volksausdruck für das, was der Charakter aus der sportlichen Tätigkeit gewinnt. Sportspiel war die Einstellung auf Erleben hin. Sportgeist führt zum Bodensatz der Lebensform, zu den Erträgen des Handelns. Betrachten wir nunmehr diese andere Seite des Sports.

Ein erster Begriff, den wir behandeln müssen, ist der Sportgeist als Disziplin.

Wir wissen, wie ungeheuer wichtig der Begriff der Disziplin für das Leben der Individualität ist. Aus Kriegs- und Nachkriegszeiten erfuhren wir sehr deutlich, wie Mangel an Disziplin Mangel an Charakter bedeutet und wie alle Lebensleistungen davon abhängen, ob es gelingt, der Volksmasse einen bestimmten Disziplinbegriff beizubringen. Letztes Ziel der Pädagogik muß gerade die Disziplin sein. Nicht eine Disziplin, die in Maschinengehorsam sich ausdrückt. Keine Disziplin, die Vorschriften befolgt, aber nicht denkt. Wir meinen hier nicht jenen Gehorsam, der Staatsgehorsam ist, und der sich im Leben darin ausdrückt, daß man allerorten nur Tafeln findet mit dem Vermerk „Verboten ist . . .“. Disziplin besteht nicht darin, daß jemand an allen gefahrbringenden Stellen des Lebens ein Schild findet, dem er gehorsam sich zuwendet, um zu lesen, was er nicht tun darf. Gedenken wir vielmehr jenes Falles der alpinen Sportfreude, die gerade darin zum Ausdruck kam, daß man sich abseits von den Gemarkungen des wohlbehüteten Staatsbürger-tums befand. Diese Disziplin muß tief im Charakter wurzeln.

Sie soll sein das feine Gefühl der Verantwortung für jeden Augenblick des Lebens, der schicksalhaften Beziehung einer Gegenwart zur Zukunft. Es gibt Zeiten, in denen das historische Geschehen die Menschen verführt, die Lebenserscheinungen unbeachtlich zu sehen. Überall, wo große Katastrophen oder umwälzende soziale Vorgänge stattfanden, kommt Gleichgültigkeit über die Seelen. Man kann das verstehen und in diesen Übergangszeiten auch dulden. Aber sobald irgend etwas wie eine Wiederherstellung kulturellen Fortschritts geplant werden soll, und sei es auch nur der Fortschritt formaler Art: dann benötigen wir wieder die Disziplin.

Wer im Trommelfeuer lag und die Belanglosigkeit irdischer Hoffnung gegenüber Menschenwahnsinn erlebte. Wer seine Ersparnisse, die er mühselig in Jahrzehnten sich gesammelt, wie ein Nichts in der Flut der Geldentwertung und dem Aufstieg gewissenloser Gesellen verschwinden sah: der wird an jeder Disziplin verzweifeln. Und doch gibt es eine große Weltgerechtigkeit, die immer wieder das sinnvolle Schicksal andeutet und beweist, daß letzten Endes die uralten Wahrheiten recht hatten. Verschwunden sind die Machtfaktoren aller Übergangszeiten. So war es von je, daß alles durch den Augenblick zu Macht und Ansehen gekommene wieder in den

Orkus mußte. Die Kriegsgewinnler bis zum Milliardärstil sind zusammengebrochen. Die kleinen Persönlichkeiten, die im Kriege die Rolle des Wichtigtuers aus militärischen und anderen Gründen spielen durften, sind verschwunden. Und so können wir in ruhiger Gewißheit abwarten, daß die Gerechtigkeit der Welt auch unser Schicksal in dem Rahmen bessern wird, wie es unsere eigene Disziplin verdient und wie wirklich Unrecht geschah. Diese historische Wahrheit hat bislang immer noch den Sieg über die Brutalität der Emporkömmlinge davongetragen. Auf diesen Tag hin müssen wir die Menschen schulen. Wir müssen Disziplin in jeder Form suchen, mithin Werte, an denen auch die äußerlich ohnmächtig gefesselte Nation, der geistig unmündigere Mensch gepackt werden kann, damit das Wesen der Disziplin ein Volksgut werde.

Was kann der Sport dazu tun, daß er diesen Geist atme?

Sprechen wir erst von der Selbstdisziplin. Es ist verständlich, daß der Trainierende an allererster Stelle Selbstdisziplin spürt.

Die Selbsterziehung schult sich in der tagtäglichen Kontrolle, die ihm in so eindeutiger Weise gerade in der Zahlenwelt des Sports ermöglicht ist. Wer in der Körperkultur arbeitet, kann nur allgemeiner feststellen, inwieweit seine Übungen Erfolg haben. Und hinzu kommt, daß diese Art der Übungen immer ihre Grenze finden, die mit der biologischen Angemessenheit der Themen endet. Der Sport, der außerhalb des Körpers seine Ziele sucht, übersteigert diese Ziele und verlängert so auch den Weg der Kontrolle; theoretisch bis ins Unendliche. Neben dieser Selbstdisziplin kommt aber auch die Fremddisziplin.

Selbstdisziplin bedeutet, zumal beim Training, daß der Schulende unermüdlich bei seinem Faden verharrt, daß er durch nichts sich aus dem Gleise herauswerfen läßt. Fremddisziplin verlangt die Unterstellung des eigenen Willens unter einen anderen. Der Sport kennt dies in allen Fällen, wo die Trainingskurse von energischer Leitung durchgeführt werden und der Meister immer wieder den strikten Gehorsam des Schülers in allen Einzelheiten (bis zur Trainingsabstinentz) beobachtet. Der Sport kennt ferner Fremddisziplin im Spiel. Allein wer in der Gruppe Gruppengehorsam hat, kann ein guter Sportler sein. Er darf im eigentlichen Sinne nur insoweit ausbrechen, als es die Erreichung der Höchstleistung fordert. Er darf aber niemals andere individuelle Wege im Spiel suchen, die dem Willen der Gesamtheit zuwiderlaufen. Er ist unendlich gebun-



71. Temposport: auf Motorrad im Rennen

Ruge



72. Temposport: ein Hinterrad fliegt ab

Scherl



73. Reitersturz im Rennen

Scherl



74. Vorbildliche Reiterhaltung, jenseits vom Rekordziel

dener, als etwa die meisten Menschen in den Gruppenformen der Körperkultur. Allerdings muß man zugeben, daß Fremddisziplin, im Sinne des strammen und unbedingten Gehorchens, vom Turnen noch gesteigert verlangt wird. Gehorsam bis zum Verlieren des eignen Willens, bis zum Sklaventum gegenüber dem Befehl. Das fordert der Sport nicht und wir sagten, daß er insofern auch etwas Höheres darstellt. Denn nicht der Sklavengehorsam ist menschliches Ziel, sondern der freie Entschluß zur Unterstellung gegenüber den jeweils anerkannten Notwendigkeiten des Lebens. Es muß noch so viel an freiem Willen im Menschen sein, daß es wirklich sittliche Werte sind, die ihn zur Tat und zu einer Tat mit Rücksicht auf andere führen. Unbedingter Gehorsam ist eine Form der Dressur, die im Leben angewandt niemals dem letzten Ziele der Disziplin näher kommt. Die Dressur ist jener Ethik verwandt, die aus Furcht vor Strafe legal handelt — aber nicht aus Hinneigung zum Guten. So sehen wir im Sport etwas Wertvolleres als im Turnen, wenn wir diesen Begriff der Disziplin im Auge haben.

Mit der Disziplin hängt vor allem zusammen die Beherrschung der Konzentration im Spiel.

Der ungeschulte Mensch diszipliniert vielfach seine allgemeinen geistigen Anlagen zu wenig. Er irrt ab, er könnte wohl intellektuell Normales leisten, aber er bleibt nicht beim Thema. Er ist zügellos im Willen zur beherrschten Aufmerksamkeit. Gerade die Menschen mit Überbetonung des Gefühlslebens können so an Stelle des geregelten und zielbewußten Konzentrierens oft verschwommenes Tagträumen aufweisen. Hier setzt der Sport ein und zwar wieder nicht mit Drill, sondern in der selbstverständlichen Notwendigkeit des Spiels.

Man beobachte einen Menschen am Start. Wie jede Faser seines Wesens auf das Zeichen gerichtet ist. Im Bewußtsein, daß schon Bruchteile einer Minute oder Sekunde genügen können, ihm den Sieg zu entreißen. So paßt der Startende auf, um den einen, richtigen Augenblick des Los! abzufangen. Auch der in der Körperkultur Tätige muß die Konzentration anwenden. Aber niemals kommt es hier auf die unmittelbarste Reaktion an, wie gerade im Sport. Alles, was im Leben unmittelbare Reaktion, schnelles Handeln im richtigen Moment bedeutet, was immer abhängig bleiben muß von zielgerichteter Aufmerksamkeit: das wird im allgemeinen im Sport noch schärfer ergriffen als in der Körperkultur. Und wie wichtig

diese Konzentration wird, ersehen wir auch in der Gruppenarbeit. Hier ist die gespannte Aufmerksamkeit alles, ja die Gruppe kann sportlich zersprengt werden, wenn nicht der eine gemeinsame und gegenseitig fühlbare Wille zur Konzentration vorliegt. So finden wir z. B. mißlungene Starts in Fällern, in denen irgendeiner nicht voll und ganz bei der Sache war. Die Quittung über die Verfehlung bekommt der Säumige dann in drastischer Weise zu spüren und das Ungeschick wird ihm von den Gruppenmitgliedern sicherlich persönlich vorgehalten werden.

Es folgt hieraus eine wechselseitige Disziplin der Gruppensportler untereinander. Der Selbstkontrolle und der Meisterkontrolle wird die Kollegenkontrolle angefügt.

Alles und jedes strebt hier, die Vorschrift und die Ziele der Sportarbeit strikt innezuhalten und zu unterdrücken, was an Lässigkeit und Ablenkungswerten in jedermann schlummert. Und nur unter diesem strengen Disziplinargedanken, der die Konzentration und die willensbetonte Arbeit umfaßt, ist es möglich, die Trainingsziele gestaffelt zu erreichen. In dieser staffelförmigen Zielverfolgung ruht wiederum ein wichtiger Wert für die Zucht des Menschen. Man könnte sich damit begnügen, zu sagen, daß die Konzentration und das Beibehalten des Wegs schon ausreichende Disziplinmöglichkeiten bietet. Durch das Training wird aber noch eine andere Form der Selbstdisziplin möglich, die in der Selbstbeherrschung beim Streben nach einem Punkt beruht.

Nicht wer gierig und hastig vorwärtsstürmt, bekommt das Ziel. Nicht wer unregelmäßig seinen Weg verfolgen will, ist sicher im Erfolg. Sondern nur der vorsichtig, ruhig und abschnittsweise Vorschreitende hat Aussicht auf Rekord. Nur wer immer und immer wieder, in monatelanger Übung, das ihm Fehlende aufzubauen sucht, wer nicht gefühlsbetont abspringt, wenn der Erfolg ausbleibt, der kann im Sport voran. Mangel an Selbstzucht liegt überall dort vor, wo die Ausdauer im steten Verfolgen mangelt. Es gibt schöpferische Menschen, die diese Ausdauer nicht zu haben brauchen, die nur Konzentration im wechselnden Augenblick ihrer Eingebungen benötigen. Aber das sind Ausnahmefälle. Im allgemeinen benötigen wir gerade Stetigkeit im Leben und diese Stetigkeit ruht im innersten Sinne der Trainingskultur beschlossen. Hiermit hängt jede weitere Form der Konkurrenzbesiegung zusammen. Wer den Gegner schlagen will, muß vielleicht monatelang Vorbereitungen dazu treffen. Aber

das heiße Bemühen wird zum Erfolg nur dann führen können, wenn diese Grundbedingungen miterfllt sind.

Neben dem Begriff der Disziplin haben wir den der Tathandlung herauszuheben.

In dieser Richtung unterscheidet sich der Sport wieder vom Turnen und vor allem der Körperkultur. Er pflegt die Handlung und zwar die Handlung in äußerlich sichtbarem Tun.

Es gibt unsichtbare Handlungen gedanklicher Art. So im Schachspiel. Nicht die unbedeutendsten Wirkungen haben solche gedanklichen Taten. Aber für die Allgemeinheit und für die Erziehung der Menge sind diese gedanklichen Taten immer zu wenig konkret und manchmal auch zu schwer. Da setzt der Sport ein, der Handlung in äußerer Tat zur Bedingung macht.

Die Körperkultur legt auf die Tat nicht das Hauptgewicht. Ihr ist Einfühlung oder Anpassung oder ideelle Darstellung wichtiger. Im Sport dagegen lautet der Imperativ: handle! Und zwar handle so, wie es der gegenwärtigen Situation am dienlichsten erscheint. Daher ruhte von je im Sport mehr männlicher, in der Körperkultur mehr weiblicher Geist. Beide ergänzen sich, sind aber unterschiedliche Wege. Die Handlung im Sport befolgt naturgemäß auch Regeln und Gesetze, aber sie ist in der Anwendungsform viel unabhängiger von Vorschriften, als der einstudierte Einzel- oder Gruppentanz oder die funktionelle Gymnastikarbeit. Man kann wohl sagen, daß der Sport das reproduzierende Arbeiten stärker ablehnt als die Körperkultur. Trotz aller Regeln kann der Spielende seine persönliche Natur, seinen Geist praktisch in der Tat anwenden und zwar modifiziert nutzen. Jeden Augenblick geändert, bei jedem Spiel in anderer Beleuchtung. In der Körperkultur gibt es bei aller Individualittskultur doch immer nur denselben vorgeschriebenen Ablauf der Gebarung (das „Thema“). Die ganz wenigen Fälle, in denen Improvisationen vorkommen, ausgenommen. Sie ist also reproduktiver auch bei Hochhaltung der persönlichen Note. Der Sport ist gewandt in der Neuschöpfung der Teilformen.

Hiermit hängen weitere Einzelheiten der Tathandlungen zusammen.

Immer schwebt über der sportlichen Arbeit etwas wie der Ruf: „Wir werden es schon schaffen!“ Das gibt es in der Körperkultur nicht, denn ihr fehlt dieses Streben nach neuem und wechselndem Rekord.

Das Ziel wird immer wieder neu aufgestellt, und wir hörten, wie sein Ausmaß abhängt von international bedingten Werten. Der Begriff des Rekords war alles. Freilich auch in der gefährlichen Form, daß nur noch der Rekord der Meister oder die Meister als Kanonen eine Rolle spielten. Daß man vorzeitig verzichtete, aus Sorge, den Weltrekord nicht drücken zu können. Daß man ganz und gar der veräußerlichten Zahl, statt den mitschwingenden Sportwerten sich hinneigte. Geisow berichtet in seiner ausgezeichneten Schrift über „Deutschen Sportgeist“, wie im Falle eines Wettschwimmens der Ehrenpreis der schwächsten Mannschaft gegeben wurde, weil diese relativ mehr geleistet hatte, als die siegreichen Sportler. Denn sie besaß daheim gar keine Übungsmöglichkeiten wie jene. Aber sie hatte, die unabwendbare Niederlage vor Augen, trotzdem das Ziel nicht aufgegeben, sondern den Wettkampf mitgemacht, um jene Resignation des Schwächeren ausdrücklich zu vermeiden. Würde in allen Fällen von den Richtern so geurteilt, so würden wir auch einen anderen Sport bekommen. Man sollte neben den absoluten Rekordziffern die relativen Werte pflegen. Und nur so weichen wir der Gefahr aus, eine bloß formale Steigerung der Leistung zu gewinnen. Das gilt genau so für technisch stärker bedingte Sportarten, wie etwa beim Fliegen oder Automobilfahren. Es wäre völlig ungerecht, hier immer nur das absolute Maximum zu prämiieren.

Unter diesem Ziele, Leistungssteigerung, lebt der Sportmann dauernd. Er hat es daher in vielem wesentlich schwerer, als die Jünger der Körperkultur, deren Anwendungsfeld die einführende Reproduktion oder die unwägbarere Auffassung eines Themas war. Hier beim Sport sind Selbsttäuschungen vermieden. Denn die männliche Einstellung auf Beweis ist verhältnismäßig leicht zu befriedigen. Mit dieser Beweiseinstellung aber verbinden sich ferner anscheinend betont männliche Charakterwerte. Die Frau im Sport kann nicht überall dasselbe Ausmaß dieser Eigenschaften zeigen. Sie kennt andere Anwendungsgebiete, in denen sie geschickter triumphiert.

Diese weiteren Seiten des Charakters sind Ehrgeiz und Siegerstolz.

Daß der Sport den Ehrgeiz des Menschen ungeheuer anspricht, ist nicht zu verkennen. Schon beim Knaben sehen wir, wie wirksam die Willensschulung des Sportes ist. Die Gymnastik und das Turnen schulen sicherlich auch die Willenszone. Hier aber im Sport sind die Ziele viel weiter und immer wieder veränderlich, immer gesteigerter. Daher kommt es, daß Menschen Ehrgeiz entwickeln und auch aus-

toben lassen können. Der Ehrgeiz besteht darin, als einzelner das objektive Ziel zu meistern und als einzelner sich vor anderen auszuzeichnen. Die französische Pädagogik hat in ihren Schulen diese Ehrgeizeinstellung stets benutzt. In Frankreich sind die Wettbewerbe und Konkurrenzen in Hochschulen wie niederen Anstalten gang und gäbe. So kämpft dort die Jugend um Preisaufgaben, die den Geist schleifen und zu steter Höhersteigerung anspornen können.

Im Sport dasselbe! Für uns gegenüber der geruhigeren deutschen Schule ein anderes Bild. Immer lautet der Grundsatz „Konkurrenz“. Immer muß hier die Tathandlung Kampfcharakter annehmen. Wie anders kämpft aber gerade die Jugend, wenn sie in Konkurrenz liegt und dauernd sich mit dem Ellbogen den Platz an der Sonne sichern muß — als dort, wo in gewisser Lauheit der Selbstverständlichkeit ein Jahresprogramm abzulaufen pflegt. Das ist echter Sportgeist, dieser Ehrgeizkampf um die Palme, die dem Sieger winkt, diese Einstellung auf Konkurrenz, im Streben nach Rekorden und Leistungen vergleichbarer Natur. Man beachte diesen Ehrgeiz, wie er sich gerade im Gruppenspiel äußert und wie er dann momentweise Stauungen der sich bekämpfenden Gemeinschaftsgruppe aufweisen kann. Kämpfe derselben Gruppe mit demselben Ziel, aber nun durchsetzt mit dem gesteigerten Individualwillen eines Ichs, das allein aus der Gruppe siegen möchte. Solche Fälle zeigt gerade sehr schön Fußball oder jede andere Form freien Gruppenspiels. Gruppen dagegen, die irgendwie räumlich oder zeitlich untereinander stabilisiert sind, können nur kollektiv solchen Ehrgeiz entwickeln. So etwa die Ruderer.

Dann der Siegerstolz.

Man beachte das triumphierende Antlitz der überlegenen Sportler. Von Einzelfall zu Einzelfall wechseln Spannung, Triumph und Ruhe in den Mienen. Es kann vorkommen, daß solch Siegerstolz ein überflüssig betontes Selbstbewußtsein mit sich bringt. Nicht ganz selten sehen wir solchen Fall. Aber dieser mindere Charakterwert wird sogleich wieder eingeschüchtert durch jene Tragik, die den Meister trifft. Einmal schlägt die Stunde für jeden Sportler, in der er seinen Rekord weitergeben muß.

Wertvoller in diesem Siegerstolz ist die Möglichkeit, den Menschen durch den Sport allgemeine Freude am Erfolg zu verleihen. Alles, was pessimistisch gesonnen ist, wird hier auf eine gehobenere Weltanschauung gefördert. Die große Fröhlichkeit ist das Wesen des Sports, nicht die Depression und der Pessimismus. Es ist das keine

gefühlige Fröhlichkeit ohne Grund, wie das Kichern der Backfische. Sondern eine aus dem Erfolg und den sichtbaren Werten ertragreicher Vorarbeit keimende optimistische Haltungsweise. Dieser ungeheure Lebenswert ist leider in der Körperkultur nicht immer zu finden und zwar um so weniger, je gedankenbeschwerter manche Anhängerinnen sich in die Probleme stürzen. Der Sport wirkt freier, weil er unkomplizierter und naturnäher ist; daß er dadurch auch primitiver sein kann, wollen wir gewiß nicht übersehen. Aber es ist ungeheuer wichtig, unserer breiten Volksmasse, die in der Monotonie des Alltags steht und unter dem harten Wirtschaftskampf gedrückt ist, etwas von der Fröhlichkeit zu schenken, die zum Glauben führt. So endet der Sport hier in der Metaphysik. Dem Glauben an die Gerechtigkeit der Abgeltung und dem Glauben, daß wir „es doch noch schaffen werden“, weil zum Ende alles zum Guten sich wendet. Gewiß, die Religion kann diese Dinge viel tiefer vermitteln. Wir aber müssen damit rechnen, daß aus anderen Gründen die große Menge sich lieber auf dem Wege des Sports, als des religiösen Kultes zu allgemeinen Lebenswahrheiten durchringt.

Und wie steht es mit der eigentlichen Intelligenz?

Auch sie kommt im Sport zur Anwendung. Freilich nicht im Sinne irgendeiner künstlerischen Intuition. Nicht im Sinne der Schau oder Vision. Nicht als Produktion. Nicht als scharfgeschliffene Sophistik. Wohl aber als sogenannter gesunder Menschenverstand und als wohlweisliche Überlegung in der Sportarbeit.

Man steht heute nicht mehr auf dem alten Standpunkt, daß intelligent nur der Mensch sei, der Begriffe spalten kann, der gut spricht, der Bücher liest oder vom Schreibtisch her die Welt regieren würde. Wir wissen, daß unsere technischen und wirtschaftlichen Errungenschaften aus anderen Intelligenzkreisen stammen. Nicht vom abstrakten Theoretiker, sondern vom praktisch intelligenten Kopf. Und so würdigen wir heute die praktische Lebensintelligenz mindestens so hoch, wie die theoretische Intelligenz, die in vergangenen Jahrhunderten eine sehr einseitige Ausbildung erfahren hat. Dieser praktischen Lebensintelligenz dient der Sport.

Wir sehen schon bei der Trainingsarbeit, ob und inwieweit jemand durch Intelligenz den Weg sich erleichtert. Viel stärker gewahren wir aber im Spiel, was Intelligenz bedeutet! Die rasche Auffassung der Situation, das unmittelbare Verstehen der Notwendigkeit, die Befähigung, nicht erst lange zu zaudern, sondern unmittelbar in



Aus dem Emelka-Film „Großglockner“

75. Die Natur als Partner (Schneesuh)



Aus dem Emelka-Film „Großglockner“

76. Die Natur als Gegner: alpines Schneeschuhprinzip



Riebicke

77. Die Natur als Gegner: Bobfahrt

richtiger Weise einzugreifen: das sind solche Intelligenzwerte, die der Sport schult. Leute mit Hemmungen und langen Besinnzeiten sind im Sport ausgeschlossen. Selbst in den Dauerleistungen bleiben sie unterlegen. Ist doch der Aufbau der Trainingsarbeit und die Durchführung des Wettbewerbs von kluger Erfassung der Zusammenhänge abhängig. Und so kann es geschehen, daß jemand körperlich eine sehr gute Verfassung mitbringt, aber niemals zu Hochwerten gelangt, weil es ihm am Salz der Erde, an der Intelligenz mangelt. Ohne Intelligenz ist Sport undenkbar, ebenso wie Arbeit nur als Handtätigkeit ausgeschlossen wäre. Letzten Endes war die Scheidung in Kopf- und Handarbeiter ebenso einseitig und unmöglich, wie das Vorrecht der theoretisch gerichteten Intelligenz, die ganz und gar andere Ebenen trifft, als sie im Leben notwendig werden.

Die Denkweise offenbart sich auch darin, daß wir in gewissen Momenten den Einfluß der intelligenten Handlung spüren. Eines der interessantesten Themen im Sport ist der Unfall und die Gefahr.

Es ist oft vielleicht Wagemut und Leichtsinns, mit der Gefahr zu spielen. Wir kennen beliebte Formen des Gefahrenspiels, so den Alpinismus und die Tempokultur. Spiel mit dem Tempo ist eine heute außerordentlich verbreitete Einstellung des Sportlers. Es sind wieder Willensseiten, die sich offenbaren, Freude an der Überwindung der Materie und Freude an der Beherrschung der Maschine. Hieraus kann dann die Gefahr und der Unfall folgern. Der Reifen des dahinrasenden Motorradfahrers platzt; es ist vielleicht damit das Ende eines Lebens besiegelt. Am Auto springt an der Kurve mitten im Rennen das Hinterrad ab. Da heißt es im Augenblick rasch handeln, die Ruhe bewahren und das mit der Intelligenz auswählen, was in diesem Fall das einzig richtige sein kann. Man versetze sich in die Situation, zu sehen, wie unvermittelt das Unglück einbricht. Man vergegenwärtige sich die sofortige Vorstellung, was im nächsten Augenblick geschehen kann, zumal eine Rennbahnstrecke dicht erfüllt ist von Konkurrenten. Man vergegenwärtige sich die Lage des Fahrers, der unmittelbar zu handeln hat! Und man bekommt Einblick in die von Intelligenz zu leitende richtige Instinkthandlung. Instinkt und dumpfes Fühlen allein tun es nicht immer, Intelligenz ist in sehr vielen Fällen des Sportablaufs unerläßlich.

Man gewahrt Ähnliches gerade auch in der Gruppenarbeit. Durch Ungeschick und unzweckmäßige Haltung kann oft im Augenblick

nicht nur das einzelne Unglück, sondern ein Massenfehlschlag einsetzen. Man betrachte die Bilder von solchen zufällig aufgenommenen Stürzen. Ein Reiter fällt kopfüber ins Wasser. Er muß im Augenblick sich in Rettung bringen, ja vielleicht versuchen, weiterzuarbeiten. Bekannt ist der Fall eines Jockeis, der aus dem Sattel geschleudert, sich an den Hals des weitergaloppierenden Pferdes klammern und so den Sattelsitz wiedergewinnen konnte: mitten im Tempo. Diese durch Intelligenz geleitete Geistesgegenwart ist dann Triumph der Sportarbeit. Wie ungeschickt sind jene anderen Fälle, in denen der eine die übrigen mit sich zu Fall bringt; auf der Autorennbahn, dem Fahrradwettbewerb oder beim Reitsport. Überall sehen wir hier vielfach als Hintergrund auch mangelhaft ausgebildete Intelligenz. Selten ist wirklich die Materie allein schuld oder der Zufall.

Ebenso gewahrt man, wie geistesgegenwärtige Handlungen zu grotesk wirkenden Eingriffen in Spielergruppen führen, die immer nur in der Augenblicksaufnahme beobachtbar sind, oft genug im Hintereinander der Handlungen dem Auge des Zuschauers verlorengehen. Da macht einer vor Eifer und der Absicht, dazwischenzufahren, um einzuhelfen, im Fußball einen Kopfsprung. Niemand würde theoretisch annehmen, daß der Fußballsport diese Kunst erfordert. Es ist angespannteste Konzentration und handlungsbereite Intelligenz, die den Sportler dahin führt. Oder man beachte, wie oft im letzten Moment eine Rettung durch ein rigoroses Dazwischentreten eines besonders gewandten Spielers erwächst. So wird der Ball einmal mit dem Kopf, das andere Mal mit dem Oberschenkel geleitet; obwohl das Spiel Fußball heißt. Und wie es hier geschieht, kann es in allen anderen Sportarten auch eintreten. Durchhalten und sich nicht verblüffen lassen, das sind Losungen dieser eigenartigen Welt des Sports. Niemand kann bezweifeln, daß wir damit die enge Zone des Körpers verlassen und die breite Fläche des Geistigen erfaßt haben.

Erinnert mag auch werden an den Begriff des Sportstils, der nicht nur ästhetische Bedeutung hat. Folgt doch zumal bei der Meisterleistung in fast allen Fällen Überlegenheit aus geistigem Stil; aus der Art, wie nicht nur die sportliche Handlung im Falle des Kampfes durchgeführt ist, sondern wie sie vor allem sorgsam trainiert und so vorbereitet wurde. Daher pflegen auch beim Training die Gegner sich Partner heranzuholen, deren allgemein-geistige Art, deren „Stil“ dem des kommenden Meisterschaftskonkurrenten ähnelt. In solchem Sinne wird Training Einfühlung auf fremde Intelligenz und Umstel-

lung auf andere Mentalität — der Ernstkampf selbst dann Sieg dieser oder jener Form, sportlich arbeitend zu denken.

Das, was so auf dem Sportplatz geübt und erworben ward, flutet nun als Sportsgeist über ins Leben.

Und das ist der wesentlichste Kern der kulturellen Bedeutung des Sportes, daß er diesen Einfluß ins Leben herüber ausüben kann; daß er Resonanzen im Alltag schafft.

Wir gewahren, daß der Sportler eine allgemeine Leistungssteigerung im Berufe mitbringt. Vorausgesetzt, daß er nicht über das Ziel schießt und sich einer Undisziplin schuldig macht, nämlich einer Nichtachtung der beruflichen Arbeit. Im allgemeinen ist die Leistungssteigerung des Sportlers einleuchtend, denn ein Körper, der seinen Geist in freiem Kräftespiel auf dem Sportplatz austoben ließ und der neue biologische Energien einsammelte, muß in der Zwangsläufigkeit der Arbeitsform höhere Spannkraft und weitere Reservekräfte in sich tragen, als ein unsportlicher Typus. Wir finden also auch im Beruflichen die Spannung wieder, die im Sport notwendig war, um Erfolg zu haben. Der Sportler denkt um auf eine andere Materie, aber es fällt ihm ganz und gar nicht schwer, in gleicher Weise Vorbereitung und Ertrag in Beziehung zu bringen; es ist klar, daß ohne diese Vorarbeit und ein Berufstraining in der Tat der Berufserfolg ausbleiben muß. Hatte er vormals vielleicht brüsk eine Weiterausbildung von sich gewiesen, da er sich nicht mehr Schüler dünkte, wird er nun solchen Vorschlägen zugänglicher sein und freiwillig seine Leistungen auch beruflich steigern.

Der Sport verleiht ganz allgemein eine erhöhte Arbeitsfreude. Denn jener optimistische Schwung und der stete Beweis, daß man etwas schaffen kann, was man sich vornimmt, ja die bloße Leistungskontrolle biologischer Richtung, die der Sport ermöglicht, das alles gibt Rhythmus und Schwung auch im Berufsleben. Es wäre wohl möglich, daß, wer seine Sportfähigkeiten bergab gehen sieht, nun auch im Beruf verzweifelt. Aber im allgemeinen ist der Amateur davor sichergestellt. Er ist innerlich stärker auf seiten der Beruflichkeit verankert und empfindet den Rückgang (aus Alters- oder Krankheitsgründen) nicht so erschütternd, wie der Berufssportler. Im Gegenteil, der Sportler wird ein Stück Selbstbewußtsein aus der Gesundheitskultur mit herüber retten ins praktische Leben und er wird verstehen, dieses Ziel der Gesundheit auch in der Umgebung vorbildlich zu vertreten. Er wird weiter dieselbe Konzentration anwen-

den und dieselbe flotte Geschicklichkeit der Auffassung, wenn nur immer die Anforderungen des Berufs das geistige Ausmaß des Berufsträgers nicht überschreiten; wenn jener also angepaßt bleibt dem Können des Menschen. Alles dies sind wichtige Resonanzen, um deren willen wir den Sport schätzen werden.

Die wichtigste ist vielleicht aber das, was man Korpsgeist im Sport nennen würde. Das Gemeinschaftlichkeitsgefühl mit anderen, das der Sport in so ausgeprägter Form anerzieht und in so klarer Weise immer wieder benötigt. Nicht das Solidaritätsgefühl der Berufspartei und des Klassenkampfes ist hier gemeint, sondern die Einstellung auf die Kollegialität und die Verbindung der Menschen ohne Ansehen der privaten Einzelbedingungen. So kommt in diesen Korpsgeist hinein auch die Ansehung der Autorität, des Meisters. Wie der Sport seine notwendigen Vorbilder hat, besitzt sie der Beruf auch. Es wird sicherlich der Allgemeinheit vom Sport aus verständlicher sein, was ein Meister (im übertragenen Sinne) auch im Beruf als Vorgesetzter bedeutet? Sie wird begreifen, daß autoritative Führungen nötig sind — aber auch verlangen, daß der Mensch, der Autorität sein will, sie zu recht verdient.

Korpsgeist prägt sich endlich noch aus in jenem Sinn für Gerechtigkeit und für fair play, für ein anständiges, gesetzmäßiges und zuverlässiges Verhalten. Im Verhältnis zu den Kollegen wie gegenüber der Leitung. Alles, was an unedle Handlungen, an Schleichwege oder Korrekturen der Befunde erinnert, was nicht den klaren und gesunden Weg des natürlichen Sichauseinandersetzens schritt, wird der Sportler mißachten. Und so würde eine Resonanz in diesem Sinne bewirken, daß der Sport auch einmal das Wirtschaftsleben in seinem Geiste miterziehen hilft. Daß er Ethos auch in Zusammenhänge bringt, die bis heute leider allzu oft der Billigkeit, des Rechtes und der anständigen, fairen Gesinnung entbehren! Sporterziehung wird mithin Kulturveredelung bedeuten! Vorausgesetzt, daß der Sport alle jene Fehlwege meidet und sich selbst erzogen hat.

OLYMPISCHE PHILOSOPHIE

Wir beschließen die Ausführungen zum Geistigen im Sport mit der klassischen Frage nach dem Ethos und seiner Beziehung zum hellenischen Vorbilde. Denn was unsere neuzeitige Sportkultur er-

strebt, erinnert an ähnliche Versuche der Amerikaner im Rahmen der Körperkultur. Drüben ist Griechenland nach wie vor das klassische Land der Körperidealität. Man baut sogar griechische Tempel nach und tanzt nach den Vorbildern der Vasenzeichnungen und griechischen Friese. Man imitiert teilweise so grotesk den Klassizismus, daß man ihn zu übersteigen sucht. Der griechischen wird die amerikanische Venus gegenübergestellt.

Auch wir suchen Anschluß an die Blütezeit der griechischen Antike. Nicht an Rom schließen wir uns, denn Rom war trotz sonstiger Staatsformverwandtschaft niemals der Urheber. Ja wir möchten durch Hochschulen für Fragen der körperlichen Bildung und aller damit zusammenhängenden Dinge eine akademische Grundlage gewinnen, die den Sport vollwertig einfügt, parallel zu anderen akademischen Künsten und Wissenschaften. Wir entwinden ihn also der gröberen Form der Meister, wir wollen eine allgemeinere Fassung der Grundidee. Und so kommt es, daß man wiederum zurückschaut nach Griechenland und daß man sich fragt, was uns denn außer den formalen Vorbildern jene Hellenen zu bieten hätten? Nicht das äußerlich Bequeme und gern übernommene — etwa die sogenannte neuhellenische Nacktkultur — ist das Wesen der Fragen, sondern der geistige Befund, den die Griechen ausdrücklich in der Körperbildung und im Sport gefunden haben. Zwar wissen wir aus allerhand philologischen Ableitungen, daß es „Sport“ eigentlich als griechisches Wort nicht gab. Noch heute sind die entsprechenden Bezeichnungen (etwa im Althochdeutschen) einer strittigen Auslegung unterworfen. Uns kümmert das sehr wenig, denn wir erkennen immer wieder, daß die Philologie die Dinge niemals entscheiden kann, genau so wenig wie die begriffliche Logik Vollmacht im Leben gewinnt. Zudem haben die alten Deutschen überhaupt auf diesem Gebiete wenig geleistet. Die klassisch-philosophische Zuspitzung der Fragen findet sich bekanntlich nur bei Platon.

In seinem Buch über den Staat kommt der griechische Philosoph auch auf die Bildung der Jugend zu sprechen. Wohl gemerkt: er tut dies in ganz anderem Zusammenhang und keinesfalls, um die Sportidee in den Vordergrund zu rücken.

Hierbei scheidet er einmal die gymnastische Erziehung des Körpers von der musischen der Seele. Wir müssen die beiden Begriffe streng trennen von modernen. Denn der Ausdruck Gymnastik ist in Griechenland vieldeutiger als bei uns. Es ist nicht Körperkultur im heutigen

Bereich gemeint, sondern wie wir noch zu erwähnen haben, sportliches Beiwerk mit eingeschlossen. Wichtig ist bereits die Trennung nach Seele und Körper, die der primitiveren Form der naiven Griechenpsychologie voll entspricht.

Der gymnastische Teil wäre in diesem Sinne tatsächliche Leibesübung, die musische Abteilung würde das Geistige im Menschen meinen (wobei wir die Unterschiede zwischen Geist, Seele, Gemüt u. a. m. hier einmal vernachlässigen). Wichtig ist, daß der griechische Philosoph eine Parität kennt: Gymnastik und musische Erziehung zu gleicher Zeit und bei gleichem Beginn! Er will also ausdrücklich nicht etwa nur die Leibesübungen in den Vordergrund setzen. Er versteht bekanntlich unter den musischen Künsten die Musik und dann das, was er in der Literatur an „wahren und erfundenen“ Geschichten findet. Auch die Mythen sind mit eingeschlossen, freilich unter bestimmten Voraussetzungen, um bedenkliche Wirkungen auf die Jugend auszuschalten. Aus diesem Grunde will er eine Art Zensur einführen, um nur das Auserlesene Müttern und Jugendlichen vorzuweisen. Sehr wichtig ist, daß der Heide Platon hier gerade eingehend die Religionsfragen behandelt, die bei ihm Form der Mythenbildung annehmen müssen. Wir wollen auf Einzelheiten nicht verweisen, nur betonen, wie ihm das religiöse Moment für die jugendliche Erziehung außerordentlich wichtig wird. So faßt er diese Dinge aber nicht in der Gymnastik — sondern in der Musik. Das ist wesentlich gegenüber modernen Versuchen, den Sport und die Religion zur Abstimmung aufeinander zu bringen. Mit jenen Mythen verbindet sich die Philosophie des Weinens und des Lachens, wobei Platon auf dem Standpunkt steht, daß niemand unmäßig lachen dürfe, da der Rückschlag dann entsprechend größer ausfalle. Jedenfalls würde er den amerikanischen Optimismus aus Prinzip ablehnen. Zu den musischen Erziehungswerten rechnet Plato ferner die Erziehung zur Wahrheit. Endlich — und das interessiert uns zu vernehmen — im Zusammenhang damit die Selbstbeherrschung. Nicht die Gymnastik allein bietet die Kunst der Selbstbeherrschung. Selbstbeherrschung soll vielmehr auch das Essen, das Trinken und die Liebe treffen. Und das alles wird abgeleitet aus der Literatur. Der Textwert besteht in seiner unumstößlichen Erziehungswahrheit, aus seiner Wirkung, die ein naives Volk, jenseits der Druckerschwärze und der Massenaufgabe, noch empfinden mochte. (Daß China um dieselbe Zeit bildungstechnisch viel weiter war, hat Platon niemals gewußt.) Es wird ferner

angegliedert eine Schilderung der Helden und ihres Charakters. Es erfolgt also keine unmittelbare Anschauungspädagogik — sondern vor allem Belehrung durch das leuchtende mythisch-historische Vorbild. Daß die Päderastie im übrigen lebendige Anschauungswerte vermittelte, ist daneben selbstverständliche Möglichkeit; aber das wäre weder Gymnastik noch Musik, sondern Eros! Platon erweitert die Erziehung durch literarische Werke auch aufs Formale und behandelt eingehend den Wert der Tragödie wie Komödie in der Jugenderziehung. Damit findet er dann den Übergang zu den gesungenen Dichtungen und zur Musik an sich.

Hier kommen wir erst auf den eigentlichen Gegenpol zur Gymnastik, denn unter Musik war im allerallgemeinsten Sinne auch das Literarische, als musische Kunst begriffen. Auf diesen ursprünglicheren Sinn geht Platon ein, wenn er vom Text, der Melodie und dem Rhythmus handelt. Und so gelangt er wieder mit einem Schlage in die Nähe unserer Körperkultur. Denn er bringt die Tonarten und den Liedinhalt, die Erziehungswirkung des Instrumentes und der Tonqualitäten in Einklang. Er sucht sorgsam Tonarten aus, die Tapferkeit, Frieden, Güte, Milde, Selbstbeherrschung, Gewalttätigkeit usw. ausdrücken. Er charakterisiert also rein psychologisch die Wirkungsweise der Musik. Er behandelt die Instrumente, indem er sich für die Lyra und Kithara entscheidet.

Am fesselndsten sind uns die Bemerkungen über den Rhythmus, den er zur Erziehung ausdrücklich heranzieht.

Rhythmisches Ebenmaß sei verbunden mit schicklichem Betragen; unrhythmisches Empfinden verbinde sich mit mangelhaftem Betragen des Menschen. Text und Rhythmus müßten daher aufeinander angewiesen sein, und es sei selbstverständlich, daß guter Inhalt des Werks mit gutem Text und gutem Rhythmus überein gehe. Nichts Expressionistisches sucht der Grieche, wie wir etwa in dem Schlagzeug der Körperkultur. Ihm ist das formale Element Sinn für den Inhalt und so auch Wertfaktor der Erziehungswirkung! Vor allem aber schätzt Platon die Musik so hoch ein, weil sie auch gegenüber der bildenden Kunst (die Plato mit erwähnt) der wichtigste Teil der Erziehung sei. „Rhythmen und Töne dringen am tiefsten in die Seele und erschüttern sie am gewaltigsten. Sie haben gutes Betragen im Gefolge und machen bei richtiger Erziehung den Menschen gut, andernfalls schlecht.“ Deshalb ruhe alle Erziehung auf der Musik. Und in diesem Zusammenhange wird auch die Päd-

erastie veredelt, denn der neue Erzieher des Idealstaates dürfe nur wie ein Vater den Knaben um der Schönheit willen lieben.

Dann das andere: Platos Gymnastik.

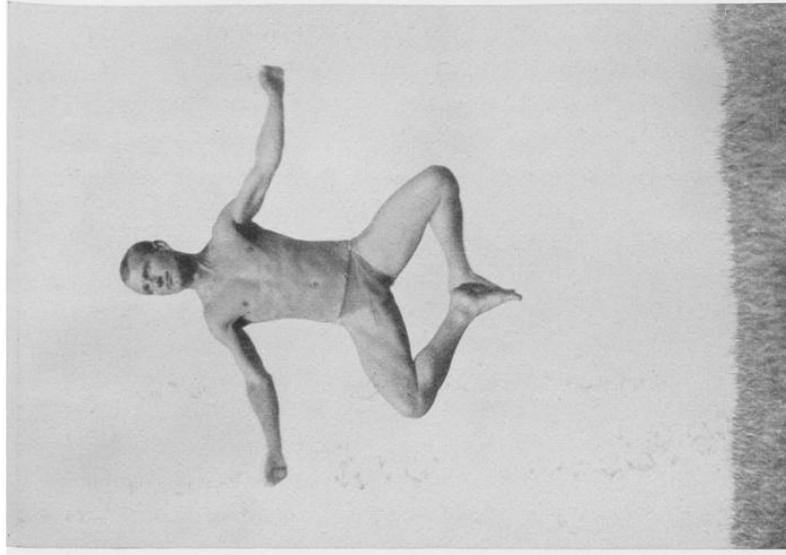
Auch hier wird der Beginn in die frühe Kindheit verlegt. Der Jüngling setzt nur fort, was dem Kind gewohnt war. Außerordentlich wichtig ist seine Grundtheorie: daß ein leistungsfähiger Körper niemals die Seele leistungsbereit mache, wohl aber umgekehrt, daß eine tüchtige Seele den Körper auf das beste unterstütze! Immer wieder geht der Grieche also vom Seelischen, vom Geistigen, niemals vom Körperlichen aus! Vorangesehen wird ferner der Gymnastik die Abstinenz im Trinken und im Essen, und zwar unter Aufsicht der Wächter des Staates, jener Personen, die nach Platons Idee die Oberaufsicht im Staatsganzen besitzen. Im Zusammenhang damit entwickelt er das Ideal eines Staatswesens, das weder nach Ärzten noch nach Richtern verlange. In der Tat wäre das die wesentliche Gesundheit eines Gebildes, das weder eine Krankheit noch ein Verbrechen kennt. Dann aber das Gymnastische: Hier finden wir bereits eine Korrektur des ursprünglich Gesagten, wenn Platon angibt, daß dem Ringer der Wille, nicht die Körperkraft das wesentliche Ziel sei! Ja, er versteigert sich hier dazu, daß Musik und Gymnastik gemeinsam eigentlich immer nur die Seele meinen könnten. Denn der echte Sportler (der also lebenslänglich „Gymnastik“ treibe) verrohe sichtlich. Er werde unfein in der Art, ebenso wie der nur musisch Gebildete verweichliche und schlaff sei. Der Muskelmensch werde Feind des Denkens und der Bildung: „er überzeugt und begründet nicht mehr, sondern wendet überall Gewalt und rohe Kraft an, wie ein wildes Tier. Er lebt in Unwissenheit dahin, ohne Rhythmus, ohne Anmut“. Platon kommt so zum Ergebnis, daß aus natürlichsten Gründen Gymnastik und Musik sich zusammenschließen müßten, um den vollendeten Menschen zu gestalten. Es sei ausgeschlossen, daß man nur auf diesem oder nur auf jenem Wege zum Erfolge gelange. Die Götter hätten diese Doppelheit des Weges vorgezeichnet, der einzeln verfolgt zur Überbetonung des männlichen oder weiblichen Typs, aber nicht zur Menschlichkeit führe.

Soweit die griechische Philosophie.

Wir fügen hinzu: das war das Ideal, wie es sich Plato dachte, und alle seine kritischen Bemerkungen betreffen immer Dinge, wie sie real in Griechenland waren. Also meinen die Bemerkungen auch die Verrohung der Sportsleute in der klassischen Zeit. Das, was so

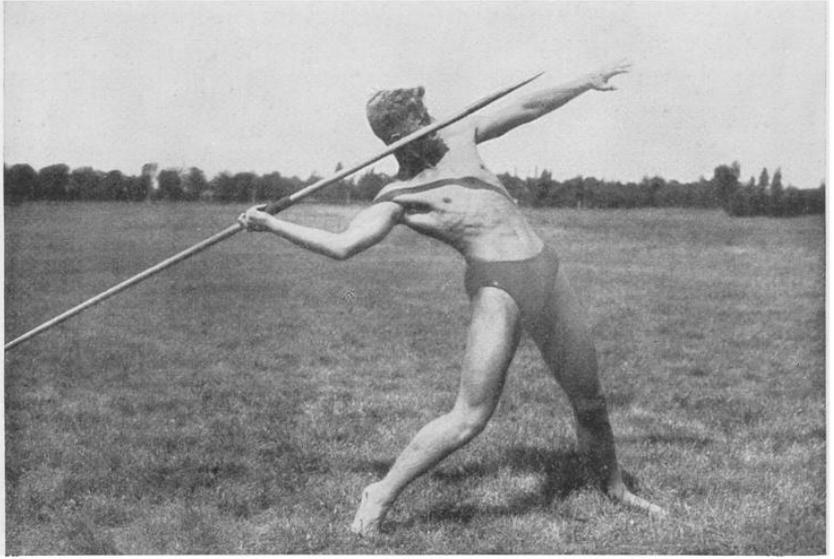


Riebiecke



W. Balluff

78 und 79. Das Gesicht in Gymnastik und Körperkultur



Kriebicke

80. Die Körpersprache der Geschlechter



81. Die Körpersprache der Geschlechter

überaus ideal uns geschildert wird, ist Zukunftsmusik. Die Gegenwart war bitterer in ihren robusten Erscheinungen. Vor allem aber wich sie ganz und gar von dem Bilde ab, das unsere Zeit sich allzu gern von der klassischen Olympiade und den echt hellenistischen Sportvorgängen macht! Die Verhältnisse sind nicht nur dem Griechen selbst ganz anders erschienen, als man sie heute ausschmückt, sie waren überdies auch kulturell innerlich wesentlich anders gelagert. Man darf griechische Vorbilder und europäischen Bedarf nicht ohne weiteres parallel setzen. Denn was ist hinsichtlich Griechenland zu sagen, wenn wir in modernem Sinne es relativ sehen? Es kulturmorphologisch auf unserem Gebiete sondieren?

Sportlich differenzieren sich seine Werte aus folgenden Gründen gegenüber den unsrigen.

Man darf niemals vergessen, daß Griechenland Orient ist. So hochwertig die griechischen Überlieferungen sind, so falsch sieht man sie, wenn man nicht auch das Ursprungsland in den geophysischen und geopsychischen Bedingungen betrachtet. Um so erstaunlicher werden die menschlichen Wirkungen dieser orientalischen Landschaft, deren heutige Bewohner außerordentlich kraß die wahre Natur der Vorfahren offenbaren mögen! Heute ist es ein Land mit Rosinenhandel und voll kaufmännischer Verschlagenheit. Auch heute ist die vorhandene Schönheit der Menschen alles andere als westlich. Das, was an den Statuen in abstrakter Formschönheit zu sehen war, wirkt anders, als die Welt der Farbe und der Motorik. Wäre allein der Farbanstrich des Marmors überall erhalten geblieben, würden wir in manchem unsere sportlichen Ideale oder unsere hellenischen Rassevorstellungen ummodellieren. Der Orientale ist auch im Griechen lebendig, und so kommt es, daß wir außerordentlich viel von seiner Gymnastik umdeuten müssen. Klimatisch muß dies Land mit der Wärme und der südlichen Vegetation zur Nacktkultur verführen. Es ist selbstverständlich, daß man dort und damals keine Kleider in unserem Maßstabe trug. Umgekehrt, wenn wir in unsere geophysischen Bedingungen von drüben besinnungslos das Prinzip der Nackttätigkeit übernehmen, so können wir unter Umständen schlecht beraten sein. Nur bei bestimmten Voraussetzungen im Sommer, in der glühenden Sonne des Hochgebirges im Winter, ist eine identische Anwendung denkbar. Nacktkultur und Märzstürme oder unbedeckte Körper und fahler, grauer, bewölkter Herbsthimmel, das paßt nicht zueinander. Man muß sich wundern, daß noch so viel Nacktkultur im

Freien möglich war und nicht erstaunen, wenn manches auch von echtsten Hellasfreunden in die Wohnräume verlegt war. Aber dann sind wir auf dem Irrweg, den wir ablehnen. Zentralheizung und Griechentum haben nichts miteinander gemein. Dieser Grieche hat aber noch andere östliche Eigenschaften an sich. Er ist ein wesentlich vegetativerer Mensch. Er kennt nicht das, was unsere Kultur stempelt: das Wesen der Arbeit und die Intensität des Schaffens. Er lebt behaglich dahin, wie der Italiener oder der Inder auch, denen die südlich-östliche Natur alles Notwendige um billiges Geld schenkt, die sich nicht um einen Lebensstandard zu bekümmern haben, der von der Arbeit abhängt. Wie verächtlich behandelt Sokrates immer die Handwerker, diese Leute mit dem gesunden Menschenverstand. Es springt aus seinen Bemerkungen die Wertung: wie kann man überhaupt so geschäftig arbeiten? Wie kann Arbeit und Geist überhaupt miteinander vereint denkbar werden? Die damaligen Griechen sind ein faules Volk, herumlungern, wie heute italienische Bettler. Schön bei der Faulheit, verhältnismäßig gepflegt, aber doch von unendlicher Animalität ihres Daseins!

Vergessen wir auch weitere Einschränkungen nicht: sie sind Provinzler durch und durch. Keine großzügigen Politiker, wie später die Römer. Kein Volk von einer uralten und schon ausgebreiteten Kultur, wie die Chinesen. Kein Format, wie die Ägypter es waren. Sie haben das unendliche Talent des Lebens in Schönheit — aber sie sterben auch bald in dieser Ästhetik einer vegetativen Daseinsform. Diese kleinen Provinznester wie Athen und Sparta können uns kein Vorbild sein. Weder organisatorisch noch auch letzten Endes menschlich. Vereinigen sie doch neben all dem Hohen das Orientalisch-Provinzhafte. Den Klatsch, die hohe Einbildung ihres Wertes, dazu lose Sitten und östliche Gebräuche, von denen die Päderastie vielleicht noch die geringste Form der Ausschweifung war. Was sollen wir mit diesen Vorbildern, die uns lebensstechnisch nichts sein können?

Und noch weiter. Der erheblichste Unterschied zwischen uns und damals liegt in der Stellung der Frau. Schon Friedrich Schlegel hat sich über die Besonderheit der Diotima den Kopf zerbrochen. Ihre Idealschilderung weicht so völlig von der gewohnten griechischen Weiblichkeit ab, daß theoretisch Sparta und Athen in Gegensatz gesetzt werden. In Athen war und blieb die Frau echt morgenländisch im Hintergrunde, war sie Kebse, die Hausfrau und Köchin oder die leichte gefällige Tänzerin. Aber niemals finden wir eine Tradition,

die sich unseren Befunden nähert. Berühmte und hochgebildete Hetären werden erwähnt. Diotima scheint keine Hetäre gewesen zu sein, sondern eine rare Erscheinung, die uns um so rätselhafter wird. Berufsfrauen und Frauen in kameradschaftlicher Beziehung zum Manne hat es auf jeden Fall nicht wie bei uns gegeben. Der Orientale bannte die Frau aus der Versammlung der Weisen, ja vielfach sogar aus der Gemeinschaft des Eros.

So sehen wir denn, wie jenes Griechenland etwas ganz und gar anderes gewesen ist, als es die schnellfertige Übertragung heute im Sport darstellen möchte. Mehr noch! Das, was an geistigen Werten aus jenen Tagen kommt, ist nicht Besitz der damaligen Sportler. Die Künstler und Dichter sind niemals als Sportler berühmt gewesen. Plato, der Philosoph mit der krummen Haltung (seine Schüler haben ihm nachgeahmt), und Sokrates, der Ausbund von Häßlichkeit: sie sannnen über das Wesen der Gymnastik und Musik nach, da immer wieder (genau wie heute) der eigentliche Träger der Mann des Geistes war. Diesen Unterschied soll man niemals vergessen. Was an höchsten Kulturwerten überliefert ist, hat nur sehr mittelbaren Zusammenhang mit der Sportidee. Die Künstlermodelle und die öffentlichen Theater und gymnastischen Anlagen sind das einzige, was wir finden. Wissen können wir nur von den Sorgen jener, die den Staat und den Sport darin als mangelhaft erkannten und die nun wie Plato ein Bild entwarfen, das zu einer Reform hätte führen können. Verwirklicht sind diese Utopien bekanntlich niemals. Auch Griechenland sank trotz aller Körperkultur dahin und wurde nach kurzem Blühen bald darauf äußerlich die Trümmerstätte alten Glanzes. Verwahrlosung, Kriegsschicksale und Fremdkultur trieben das Ursprüngliche hinaus — es rettete sich aber der Geist des Griechentums über Rom auf uns.

Ob jedoch das Bildungsideal, das der Neuhumanismus entwirft, richtig ist und verwendbar für uns, das muß man ebenfalls bezweifeln!

Wir können beobachten, wie drei verschiedene Ideale diesen neuhumanistischen Bildungsgedanken darstellen. Der Wert des Neuhumanismus ist ein stark charakterologischer. Der Mensch in seinem Wesen wurde Zentrum aller Betrachtungen. So griff man die Antike und insbesondere Griechenland auf, indem man deren menschliche Werte in den Mittelpunkt der Erwägungen stellte. War der Humanismus eines Erasmus ein philologisch-ästhetischer gewesen, war

eloquentia und imitatio bei jenen Humanisten der innerste Sinn für das Studium, ist im Neuhumanismus von der sprachlichen Seite nichts mehr zu gewahren. Der Mensch in seiner psychologischen Welt und der Charakter als Gestaltungskraft der Kultur: das sind die neuen, vor allem deutschen Themen. Hieraus leiten sich dann auch Vorstellungen ab, die als griechische Ideale unseren modernen Sport betreffen mögen.

Wir erwähnen die drei Charakterwerte: Harmonie, Universalität, Totalität. Das Harmonieideal nennt schon Platon sehr deutlich, die beiden anderen kommen aus der W. von Humboldtschen Geistesrichtung, hängen auch mit Schillers Fragestellungen zusammen. Man behandelte damals, im Anschluß an die griechische Kunst und Philosophie, diese Charakterprobleme, zumal sie außerdem mit den psychophysischen Geschlechtsunterschieden in problematischer Verbindung standen.

Harmonie ist jenes griechische Ideal, das Plato erwähnt, als er von dem Ausgleich der Seele mit dem Körper spricht und dementsprechend Gymnastik und Musik vereint befürwortet. Diesen Harmoniegedanken trägt man im Neuhumanismus erneut vor. Die völlig schwebende Harmonie aller Beziehungen der Person, in ihrer leiblichen und seelischen Beschaffenheit zu gewinnen, war ein philosophisches Programm. Und doch, die Neuhumanisten sprechen hierbei kaum oder gar nicht vom Sport. Alles wird gefunden in den musischen Künsten, die zumal mit der inzwischen erarbeiteten europäischen Philosophie das Ideal der seelischkörperlichen Harmonie vollauf befriedigen können. Als Vater Jahn aufkam mit seinem Turnen, war diese neuhumanistische Generation nicht mehr in diesen Dingen befangen. Das galante Zeitalter andererseits konnte alles andere, nur keine Anregung bieten, das Harmonieideal leiblich zu betrachten. Nur die zeitgenössische Medizin sammelte allerhand Dinge, die darauf Bezug nahmen, fügte diese aber nicht zu einem System und am allerwenigsten zu einer Beziehung auf Hellas.

Das Ideal der Universalität kam im Neuhumanismus aus sehr verschiedenen Quellen zusammen. Universale Wissenschaft war das Vorbild jener aristotelischen Philosophie, die alles auf der Erde durch ihre Spekulation erklärt und erfaßt hatte. Universal war Leibniz, war auch Herder. Goethes Universalität nahm nie gesehene Ausmaße an, und das auch schon zu Zeiten, die ganz und gar mit den früheren Möglichkeiten universeller Wissenschaft ge-

brochen hatten; beispielsweise die empirischen Untersuchungen im Sinne moderner Naturwissenschaften kannten. Universalität des Wissens und des Wesens konnte nur ein Zeitalter finden, das noch kein Spezialistentum besaß und dem Arbeitsteilung fremd war. Naiv universal waren auch die Hellenen und ebenso universal war das, was sie sportlich betrieben. Wir müssen uns nur die heutigen Sportdifferenzierungen vor Augen halten — um zu gewahren, wie der Neuhumanismus und Hellas auf einer ganz anderen Kulturzone sich bewegen als wir. Auch dieses Ideal sagt uns wenig.

Und endlich das Dritte, die Totalität der Person. Das stete Erfäßtsein von den Dingen und Fragen mit der Gesamtheit des Ichs. Diese Ansicht ist dem spezialisierten Menschen der Neuzeit unmittelbar undenkbar. Er neigt zur Spaltung nach der Privat- und der Berufsnatur. Ihm war Sport Erholung und Kompensation. Niemals wollte und konnte er den Beruf, noch den Sport mit seiner Totalität umfassen. Wie wir auf den Sachgebieten uns spezialisieren, so differenzieren wir uns in unseren seelischen Zonen. Wir reagieren selten in unserer Totalität. Nur in Momenten der Spannung, der Katastrophen- oder der schöpferischen Arbeit sind wir total eingestellt. Das hat zum Sport nur selten Beziehung. Uns ist der Sport vielleicht im Sinne der Meisterarbeit solcher Totalität erfüllt. Aber die aristokratische Einstellung des schöpferischen Kopfes, die hinter der neuhumanistischen Auffassung steht, können wir für die Zwecke des Sportes nicht mehr verwenden.

So ist denn auch die neuhumanistische Griechenauswertung unserem Gebiete kaum aufschlußreich. Es wäre eine sehr gezwungene Übertragung von Gedanken, wenn wir derartige Charakterideale unmittelbar dem modernen, nach hellenischem Vorbild zu „olympischen Spielen“ sich entwickelnden Sport einfügen würden. Es könnten diese Gedanken wie Fremdkörper wirken. Und zwar unter unserer Jugend, wie auch im Rahmen des geschichtlichen griechischen Sports.

Der griechische Sport und unsere Sportauffassung decken sich an einer Stelle. Nämlich in der Anwendung auf die Jugend. Niemals hat Platon in seinen idealistischen Entwürfen angenommen, daß der Sport etwa so allgemein würde, wie er es heute in der Welt ist. Immer galten seine charakterologischen Bemerkungen der Jugend, den Werdenden, also den Menschen, die einmal im Staate der Erwachsenen eine Rolle spielen sollten. Da aber das politische Ideal in Hellas den Ausschlag bot, können wir sagen, daß der griechische

Sport eine Bildungsangelegenheit bis zum 30. Jahre wurde. Und damit können wir uns nur einverstanden erklären. Den Sport als Bildungsmittel für die Werdenden, als Erholungsfeld für die Erwachsenen zu betrachten und als Berufsgestalt für die Talente seiner Art: das sind wohl die letzten ethisch gegebenen Grundgedanken, die wir aufzeigen können. Und was die Jugend belangt, würden wir hier ganz allgemein mit der Platonischen Staatsidee übereinkommen. Freilich nur dort und auch nur im großen und ganzen. Denn unser Sport ist vielseitiger, die Körperkultur wesentlich entwickelter und, wie betont ward, auch die Stellung der Kultur unserer Tage eine sehr andere. Das Gemeinsame dieses Bildungsgedankens wollen wir indessen hochhalten, wenn wir auch zu anderen Zielen streben.

Unser Ethos und unsere „olympische“ Philosophie des Sportes muß sich eben wesentlich mehr den neuen Arbeitsbedingungen anpassen, der tätigeren Weise unserer Zeit. Wir suchen die Fröhlichkeit der Stimmung und den ehrfurchtvollen Standpunkt gegenüber erarbeiteten Werten wiederzugewinnen, vielleicht auch erst anzuerziehen. Wir stehen in der Spannung, empfinden Menschentum und Beruf und hoffen in dem Sport einen Ausgleichsfaktor von hoher Bedeutung zu gewinnen, der andere, versagende Möglichkeiten allgemein ersetzen könnte. Sport wird uns letzten Endes das große Gleichnis für ein Stück aus dem Geiste unserer Zeit.

Eine Epoche der Arbeit und des emsigen Fleißes. Einer Epoche des ewigen Konkurrenzkampfes der einzelnen und der Völker um den Platz an der Sonne. Einer Epoche hochwertigster Teilarbeit und Spezialisierung und unerhörter Steigerungsformen auf technisch-wirtschaftlichem Gebiete.

Das ist unsere Zeit und die Philosophie des Sports für diese Zeit: Anpassung und Ertüchtigung der modernen Menschen auf diese Lebensbedingungen. Schulung der künftigen in diesem Sinne, um ein Gebäude neuartiger Werte zu bekommen, die ganz und gar abweichen werden von dem, was die Antike oder was zum Teil unsere eigene klassische Zeit geboten hat. Vorbereitung auf das Kommende. Sorgsame Bereithaltung aller Möglichkeiten. Glaube an das Weiterstreiten unserer Kultur und an den tiefsten Sinn einer übergeordneten Schicksalsmacht! Diese Fundamente bilden den Grundstock für den Sport unserer Zukunft. Für den Sport, der nicht der Zahl, sondern der Meisterung menschlicher Kultur wegen gegeben ist.

DIE TEILBEDEUTUNG DER SPORTKULTUR

Zum Schluß müssen wir uns klarmachen, daß der Sport immer nur eine relative Bedeutung haben kann. Das, was wir im allgemeinen auseinandergesetzt haben, trifft den Kern des Wesens und bezeichnet sozusagen den Idealfall der verschiedenen Möglichkeiten. Jeder Idealfall ist unwirklich, denn er stellt die Abstraktion aus den Varianten des Lebens oder den oft unerreichbaren Höchstwert eines Zusammenhangs dar. Wir brauchen die Konstruktion solcher Idealfälle, um die großen gemeinsamen Kennzeichen und die immer wieder entscheidenden Leitlinien zu ermitteln.

Wenn wir dann aber zum Leben zurückkehren, müssen wir darauf hindeuten, daß alle Allgemeinheiten — gleichviel welcher Kulturidee — der Ummodelung unterstehen, daß sie sich also relativieren aus diesem oder jenem Grunde. Diese Relativierung stellt den Spielraum dar, im Rahmen dessen vom Idol abgewichen werden kann. Durch Relativierung soll nicht eine völlige Ziellosigkeit oder die Zunichtemachung des Idealfalls ausgedrückt werden. Wer nur dem Relativismus sich zuwendet, neigt gern zur Aufhebung normgültiger Maßstäbe. Er kann das, solange er erklärt. Daher ist beispielsweise immer die Psychologie eine Wissenschaft, die von der Relativierung notgedrungen überzeugt sein muß, denn wo sie absolut vorging, wie in vergangenen Zeiten der Spekulation, ist sie gescheitert. Ganz und gar anders liegen die Dinge, wenn wir nicht erklären, sondern gestalten sollen. Man kann Häuser oder Kirchen nach bestimmten Typen einordnen und die Stilarten der Gebäude auch in ihren Übergängen nach relativen Normen unterteilen. Wird aber irgendwo ein Bau errichtet, dann handelt es sich um die absolute Festlegung der Einzelheiten für dieses eine Werk. Es muß eben entweder romanisch oder gotisch oder modern sein (um dies ganz grob auszudrücken) — oder gar ein Gemisch aus Konzession und Stillosigkeit versuchen. Aber irgendwie präzise festlegen muß es sich, so oder so.

Daher die Notwendigkeit der abstrakten Ideale, die uns den Kern und den Ursinn unter allem Wechsel der Erscheinungsweisen darzustellen haben. Was ist als relativisierend im Sport zu nennen? Welche Momente unterstehen dem Gesetz des Wandels? Richtiger herausgearbeitet: was im Sport wird Ursache für die objektive Teilgültigkeit aller der erwähnten Erkenntnisse?

Wir wollen von den beeinflussenden Faktoren hier die Kulturepoche, die Rasse, das Alter, die Bildungsstufe und das Geschlecht erwähnen.

Daß die Kulturepoche alles relativieren kann, muß dem nachdenkenden Beobachter beispielsweise schon aus den Bemerkungen über die Entwicklung des Sportes aus Urformen sichtbar sein. Hätte jemand für das Mittelalter eine Philosophie des Sportes verfaßt, so müßte sie einen durchaus anderen Wertcharakter besessen haben. Und gerade jene Unterschiedlichkeit zwischen Hellas und uns muß jede absolute Parallelsetzung von Kulturepochen ausschließen lassen. Man kann Normen der chinesischen Kultur nicht unmittelbar auf das westliche Europa übertragen. Zwischen den Griechen und uns liegen 3000 Jahre und die Sportformen der Ägypter sind uns ebenso in zeitliche Distanzen gerückt. Das gilt für alle Kulturgebiete, also auch das Turnen im Rahmen körperlich bedingter Kulturarbeit. Wir können kein deutsches Turnen im Sinne Jahns heute mehr etablieren. Wer das tut, übersieht die Veränderung der Zeitepoche, merkt also nicht, daß unsere Zeit vielfach ganz und gar andere Forderungen stellen muß als die Epoche um 1800. Das war der Grund, weshalb so eingehend die Schichtung der drei gegenwärtigen Generationstypen geboten wurde. Nur so erkennen wir die relativen Bedingungen für diese oder jene Zeitvertreter, und es ist bei uns wirklich nicht einfach, hier Entscheidungen durchführbarer Art zu finden, wenn man drei verschiedene Zeittypologien nebeneinander wirken sieht. Niemand darf daher im einzelnen Falle die absoluten Bedingungen des Sports ohne Rücksicht auf die Zeitepoche betrachten. Niemand darf ohne weiteres Analogien aus einem Früher ziehen. Erklären kann er alles so, aber er wird im Praktischen die Anpassung an die teiligen Beziehungspunkte im Sportwesen dauernd wieder zu beachten haben. Gerade in dieser Teilbedeutung spricht ja das Leben am unmittelbarsten zu uns.

Und wie das Lebendige auch kein Absolutes ohne Rücksicht auf die Zeitepoche duldet, so kennt es auch kein Absolutes, ohne durch die Rasse zu differenzieren.

Die Rasse ist ein sehr wichtiger Wert, der immer wieder den Sport und seine Auswirkungen bedingen kann. Wir erinnern uns allein der entwicklungsgeschichtlichen Bemerkungen, in denen die Rolle der angloamerikanischen Rasse nachhaltigst hervorgehoben ward! Auf diese sehr schwierigen Dinge der Rasse werde ich in einem anderen Buch und mit erweitertem Aspekt später eingehen. Die Fragen sind ungeheuer verwickelt, denn leider ist das Rasseproblem eines derjenigen, die nicht ohne Leidenschaft erörtert und in der Wissenschaft behandelt wurden. Man sah Fälle, in denen die Wissenschaft vorgefaßte Rasseansichten beweisen — mußte, und man beobachtete, daß der Begriff Rasse auch inhaltlich uns recht erhebliche Schwierigkeiten macht, wo durch das historische Werden die eindeutige Rasseabgrenzung erschwert wird; etwa wie bei uns. Einiges können wir auch hier anmerken: daß der orientalische Rassetypus z. B. eine ganz und gar andere Sportbegabung besitzt als der nordische, oder daß er auch innerlich eine geänderte Einstellung zum Sportleben bevorzugt. Ebensowenig ist zu bezweifeln, daß die primitiven Naturvolkkrassen vielfach eine völlig unvergleichbare Verhaltensweise zum Sport offenbaren. Nicht, daß sie sportfeindlich wären oder sportunbegabt; aber ihre Interessen und ihre spezifischen Anlagen wie vor allem die Auffassung des Sportlichen hat andere Bedeutung. Verschieden gerichtet bleiben auch der Ostasiate und der Amerikaner, schließlich der Franzose und der Engländer. Wir erwähnten jene rassebedingte Sportstilistik, konnten damit freilich nur einen einzigen Punkt mit heranziehen, der von der Rasse abhängig ist. Das alles bedeutet sicherlich Relativierung der Sportsidee. Das alte Wort „Eines schickt sich nicht für alle“ paßt auch hier, wie es für die Kunst oder die Musik oder die Religion zutrifft. Die Rasseeigentümlichkeiten gehen beim Körper und seiner Ausdrucksgebung bis in Kleinigkeiten. Der Chinese mit den kurzen Armen, der Pole und Slawe mit den flinken Fingern, der Romane mit seiner ausgeprägten Haltungstypik, der Angloamerikaner mit seiner zähen stämmigen Wesenheit: das sind Sporttypenunterschiede, wie die zwischen dem langen Friesen, dem flitzigen, hastigeren Berliner oder dem eleganten und humorigen Rheinländer. Der kleingebaute Sachse und der längere Hamburger sind unvergleichbar sportbegabt. Alle diese Dinge wollen wir nur in Telegrammsprache erwähnen! Aber sie zeigen uns, was alles Rasse bedeuten kann. Größeren Zusammenhängen muß vorbehalten bleiben, diese

Einzelheiten zu belegen und zu erläutern. Hier würden wir dem Sport vorerst nur zu erhebliche Schwierigkeiten aufürmen, wenn wir seine Philosophie durch rassebedingte Bezugssysteme durchkreuzten.

Daß das Alter eine grundsätzliche Differenzierung der Sportsidee bedingt, ward oben mehrfach erwähnt, als wir z. B. vom Sport als Haupterlebnis und Beruf sprachen und die amateurhafte Erholungstätigkeit nannten, oder an die Sporttragik erinnerten, die der Altersfortschritt dem Meister bringen kann. Das Alter ist einer der wichtigsten Faktoren, die den Ursinn des Sports relativisieren. Was die Jugend in voller Kraft fordert, kann der ältere Sportler nicht mehr erfüllen, und was dem gereiften Manne selbstverständlich wäre, sieht die Jugend nicht ein. So kann es kommen, daß Berufsideale von der Jugend übersteigert werden, daß Roheit und Brutalität beim jungen Sportler deutlicher in Erscheinung treten, daß die Frage der einzelnen Sportarten (etwa auch der Sonnenkultur) ein erhebliches Problem ist, indessen die älteren Menschen das alles in sich versinken sehen. Und weiter, wenn der ältere Sportler sich Gedanken macht über die Heranbildung eines guten Nachwuchses, oder wenn er bewußt von den sittlichen Werten im Sport seine bestimmte Meinung hat, die sich in Erziehungstaktiken äußert, oder wenn er die kulturelle Einordnung des gesamten Sportes von sehr viel anderen, als bloß sportlichen Dingen abhängen sieht (etwa vom Wirtschaftlichen oder auch der Politik), so sind das Gesichtspunkte der Generationen, die sich nicht decken können, die aber eine sehr gute Synthese der Sportsidee darstellen werden. Es ist so, daß diese Generationen und ihre verschiedenen Meinungen sich ergänzen, da jede wegen ihrer relativen Einstellung Lücken aufweisen muß. Der Philosoph wird aus diesen verschiedenen Stellungnahmen erst das Wesen des Ganzen ableiten. Allein recht hat hier niemand — ein Recht für alle gibt es umgekehrt ebenfalls nicht. Der Sport erinnert an die Prägung aller der Gebiete, die irgendwie vom freiwilligen Ermessen und der persönlichen Gestaltungsfreude abhängen. Auch die Gesetze der Kunst haben so ihre altersgemäßen Einschränkungen und relativen Beziehungen. Ersehen wir doch sogar in den ganz und gar nüchternen Feldern, wie dem Wirtschaftsleben, wie hier die Generationen prinzipiell auf sehr verschiedene Zusammenhänge achten und sich danach auch abweichend einzustellen belieben. Die Erscheinung des Streikens ist immer eine Angelegenheit der

Jüngeren und der Ungelernteren; und das auf einem Boden, bei dem dort alt und jung, gelernt und angelernt den einen einzigen Weg verfolgen: Geld zu verdienen. Wenn solche sehr klaren Unterschiede einfach ableitbare Gesetze bereits im Wirtschaftsgebiete ausschalten, dann müssen wir erwarten, daß der relativierende Einfluß bei einem Sonderfach und einem freiwilligeren Kulturelement wie dem Sport erst recht nicht wenige, allgemeingültige Prinzipien ermöglicht. Aber weil praktisch ein Durch- und Nebeneinander der Ansichten und Lebensgewohnheiten im Sport erschien, mußte das Streben nach Grund und Boden in der abstrakteren Idee zunächst Aufgabe werden. Solange alles unvermerkt und unterbewußt sich abspielt, ist kein Weg des Kräfteausgleichs und der Ökonomik in der Kultur eines Gebietes möglich. Man verpulvert seine Kräfte immer nur an den Reibungsflächen, an den Gegensätzen, ohne sich darum zu kümmern, woher diese kommen und was ein Gemeinsames, der Idee nach Bleibendes sein würde.

Dasselbe gilt von den Bildungsunterschieden.

In dieser Beziehung sehen wir zweifellos eine gewisse Enttäuschung gerade bei uns blühen, und das ist ein rassebedingter Grund. Wir treiben immer noch einen sehr stark soziologisch abhängigen Sport. Die Angloamerikaner sind auf vielen, wenn auch nicht etwa allen Gebieten, zu der Möglichkeit des sozialen Ausgleichs vorgertückt. Man fragt an sich in Amerika ja niemals nach dem, was einer war, oder dem, was er ist, sondern danach, was er leistet. Unsere Kulturwelt richtet sich nach Bildung, nach Vorgeschichte, nach Einkommen, nach Familie und allen möglichen Dingen, die mit der Leistung nicht das geringste zu tun haben müssen! Was hilft das Abiturium, wenn der Fleiß im Studium fehlt oder die dazu nötige Begabung; was heißt gute Familie, wenn wir nicht wissen, ob sie nicht schon degenerative Lebensgebräuche mit sich führt; was heißt Reichtum, wenn wir dadurch keine Garantie erhalten, daß die SportEinstellung mit Geld innerlich wertvoller sich auswirkt — als beim armen Manne? Das alles sind Vorurteile aus der Zeit der Kasten und der Ständeeinteilung. Wir können sicherlich nicht verkennen, daß alte Familienkultur ihren sehr erheblichen Wert besitzt. Aber daß sie ebensowenig eine Gewähr für Leistung verspricht wie das sogenannte gehobene, als Begabte geförderte Proletariat (ohne die Kinderstube), das haben wir allzu oft erleben müssen. Im Sport finden wir diese Relativierung oft so ausgedrückt, daß Sportarten

für die Kultur des „kleinen Mannes“ gepflegt werden und daß, wenn vom Ethos die Rede ist, andere Bildungskreise diese Notwendigkeit auf ihre snobistischen Sportmethoden nicht zu übertragen wünschen. Sie lehnen als Personen Ethisierung ab, da sie nach Volkserziehung schmeckt. Alle solche Dinge sind unerfreulich, aber auch sie durchkreuzen wieder den absoluten Sinn. Richtig bleibt, daß der Mann von Muße und Stellung ganz und gar anders Sport betreiben kann als der Mensch des Fabriksaals mit seiner knappen Zeit und dem geringen Geld. Wer daher im Sport etwa gerade auf das Ästhetische den Wert legen will, muß notgedrungen relativisieren! Man kann fordern, daß frische Wäsche, eine Kultur der persönlichen Sauberkeit und der hohen Pflege des Sportplatzes Bedingung sein muß für Sport: über die Abhängigkeit dieser Forderungen von der soziologischen Bedingung der Mittelstellung ist man sich klar dabei! Man kann die Verrohung durch den Fußball im Proletariat bekämpfen, soll aber dann angeben, in welcher anderen Weise ein billiger Volkssport mit Ball zustande kommen soll, der den Interessen der Schichten entsprechend liegt? Man kann auch in gemeinsamen Lehrgängen manchmal nicht verhindern, daß sich soziologische Gruppen bilden. Draußen im Kriege hat die Gefahr und die Angst die Menschen zusammengeschweißt und die Unterschiede verwischt. Schon in den Armierungsbataillonen waren deutliche Standesdifferenzen in echt heimischer Form spürbar. Und heute in der Friedenswirtschaft gibt es keine soziologisch unzerissene Gruppengemeinschaft mehr, auch nicht in der Fabrik. Der Gebildete sieht den Sport mit seinesgleichen nur in Parallelen, er bespricht die Fragen in anderer Form. Das läßt sich leider bei unserer Mentalität nicht verhindern und hat bewirkt, daß auch der Gedanke der gemeinsamen Hochschule für den Sport praktisch zu erheblichen Reibungsflächen führte. Wir sind unglücklich in unserer erbgemäßen Schichtenscheidung, aber es ist interessant, zu beobachten, daß auch die sogenannten unteren Schichten einen erheblichen Ehrgeiz haben, sich abzusondern und die Divergenz der sozialen Lage gelegentlich zu unterstreichen. Das wirkt genau so schnurrig wie die überbetonte Feudalität oder die frisierte akademische Allüre anderer Kreise. Der Proletarier betont seine andere gesellschaftliche Einordnung fast mit einer gewissen Sentimentalität, und er steht gern mißtrauisch anderen Personen gegenüber, die versuchen, ihn unbefangen zu nehmen als Mensch, wie er ist. Er wartet

fast auf irgendeinen Hintergedanken dabei, oder er fühlt sich nicht recht frei bei einer solchen Mischung unserer alteuropäischen Schichten. Das alles relativiert unseren Sport immer noch. Nur wo Instinkte kommen, werden die Unterschiede vergessen. Und so leider gerade bei pseudosportlichen Vorgängen: beim Totalisator, beim Wetten oder bei dem Anklingen jener Urtriebe, die zwischen Schadenfreude, Gruselerstreben, unverhüllter Bestialität bis zu den sublimen Bemäntelungen des Eros schwanken. Darin sind sich „die Menschen“ dann wieder gleich.

Endlich noch die Einflüsse, die die Geschlechtsunterschiede beim Sport bewirken können. Dieser letzte Gedanke führt etwas weiter.

Wir müssen hier uns vorerst einmal daran erinnern, ob und inwieweit wir heute in der Wissenschaft die Unterschiede der Geschlechter zu behandeln haben? Wenn wir vom Unterschied der Geschlechter in körperlich-seelischer Hinsicht reden, so ist der Gedanke der Differenzierung bereits vorweggenommen. Wir können und mögen uns erinnern der Agitationszeiten, die noch gar nicht zu lange her sind, in denen dies Problem um die Fragen der staatsbürgerlichen Gleichberechtigung und um Dinge des Studiums und der Pädagogik überhaupt sich drehte. Damals standen das männliche und das weibliche Geschlecht sich in feindlicher Polarität gegenüber. — Heute ist man ruhiger und objektiver, seitdem die sogenannte Frauenfrage eine gewisse Lösung gefunden hat. Und wir gewahren, wie das Thema der Geschlechtsunterschiede teils mit Hilfe der experimentellen Psychologie, teils statistisch und aus Gesichtspunkten allgemeiner Beobachtungen her versucht wurde zu klären. Was kann der Sport heute in der Relativierung seiner Werte und Wege daraus lernen?

Das experimentelle Ergebnis an sich, das seelische Unterschiede herausarbeiten soll, kann ihm nicht unbedingt beachtlich sein, denn für Sportfragen enttäuscht es zu stark. Wenn wir hören, daß die Frau im Optischen besser arbeite, daß sie geduldiger, fleißiger und artiger den Vorschriften folge, daß sie religiöseres Interesse und eine heitere Stimmungslage des Geistes besitze, so gibt uns das hier ebensowenig Belangvolles wie die Feststellung des männlichen abstrakten, technischen Denkens, des Hangs des männlichen Geschlechts zur Satire, zum Zynismus und der Pornographie, oder der Einstellung auf eine selbständigere und aktivere Lebenshaltung. Was kann der Sport machen mit dem bekannten Intervariations-

gesetz nach Lipmann, nach dem das weibliche Geschlechts stets in den Extremleistungen irgendeines Gebietes weniger häufiger vorkomme als das männliche? Daß es also die erheblichen unterwertigen Leistungen verhältnismäßig ebenso rar biete wie die beträchtlich überwertigen. Sei es in der Kriminalität, der Intelligenz, dem Alkoholkonsum oder sonstwo. Wir können höchstens bestätigen, daß die Frau auch sportlich nur relative Rekorde, nämlich die ihres Geschlechts, halten kann, daß sie tatsächlich im allgemeinen weder ganz unten noch ganz oben im Sportbetriebe steht: aber die besonderen Ausnahmbedingungen sind noch zu erwähnen!

Auch Erfahrungen aus der Arbeitspraxis des Wirtschaftslebens kommen für den Sport in Betracht. Das weibliche Geschlecht arbeitete stets fluktuierender, es kommt und geht mehr hierhin und dorthin, es wechselt die Stellen gern und ist auf dem Arbeitsplatz wieder artiger, im kleinen zuverlässiger, bei Abweichungen vom Gewohnten dagegen meist schneller verwirrt als der männliche Konkurrent. Manches kommt relativierend auch für den Sport in Betracht.

Wichtiger sind aber neuere wissenschaftliche Erkenntnisse, die auf geistigem Gebiete, ähnlich wie bei körperlichen Zusammenhängen, nicht so Unterschiede, sondern Mischungen der Geschlechtstypik fanden. Entweder eine Art Angleichung der Gegensätze zur neutralen Mitte oder die Möglichkeit des Umwechselns der beiden Geschlechtscharaktere beim selben Individuum; also eine Art Bisexualität.

Biologisch kennen wir diese neutralen und zugleich bisexuellen Möglichkeiten etwa schon zu Spannen vor der Geburt, in denen nicht gesagt werden kann — jedenfalls nicht nach unmittelbar merklichen Anzeichen —, ob das künftige Wesen männlich oder weiblich werde. Wir kennen ferner die Umschlagserscheinung der sekundären Geschlechtsmerkmale im Alter. Die Greisin bekommt Bart, tiefe Stimme und hagere Formen, der Greis kann feminin in Wesen und Körperbau werden. Das ist ein typischer Umschlag, der die Doppelheit der Geschlechteranlagen beim Menschen nahelegen mag. Dann aber vor allem die Angleichung in der Kulturzone. Die Mode (Bubi- und Pagenkopf, Tracht der Männer femininisiert) zeigt immer wieder — auch in früheren Jahrhunderten und vor allem bei anderen Völkern (China z. T.) — eine Umschlagserscheinung der üblichen Geschlechtsdifferenzen ins Gegenteil. Arbeit und Beruf end-

lich nivellieren die Differenzen geistig und formal oft sehr erheblich. Das alles sind wichtige Befunde, die der Sport mitbeobachten wird. Wir kennen jedoch eine Zone, in der wieder die Differenzen sehr stark herauskommen: und das ist die Zeit der Entwicklung, insbesondere die Pubertät.

Hier gewahren wir normalerweise auf der einen Seite das typisch weibliche Schwärmen, die Einstellung auf Passivität im Abwarten, wie aus Selbstschutz der Person, beobachten wir die märchenhaft-mystische Romantik und die frühe Einstellung aufs Erwachsensein. Beim Jungen dagegen Logik, Skeptizismus, starke, schon durch den Körper veranlaßte Aktivität und erheblicher Tatendrang, sachliche Interessen für Wirtschaft, Technik und manchmal auch Politik, wie es das gleichaltrige Mädchen nicht kennt. Das in einer Zeit der betonten körperlichen Entwicklung.

Und hier kann der Sport gerade wieder für sich lernen.

Denn was ist alles verschieden bei beiden Geschlechtern, gerade in dieser Zeit des Werdens und später bei dem ausgereiften Erwachsenen? Anders, wenn wir ganz und gar absehen von den natürlichen biologischen Sexualunterschieden primärer Ordnung?

Die Körpermaße divergieren, die Proportionen, das Gewicht, die Länge. Vom Kopf bis zum Fuß ist alles etwas anders bei Mann und Frau. Und das bedingt sofort sportliche Unterschiede, ja Ausschluß der Frauen von manchen Männersports. Die Energetik ist verändert. Mögen alle seelischen Unterschiede und jede formale Erscheinung nach Haltung, Kleidung und Gebaren die Unterschiede verwischen lassen. Am Dynamometer, am Ergographen, bei Hub- und Kraftleistungen sehen wir Unterschiede. Anders ist auch die Blutzusammensetzung, anders die Konstanz der körperlichen Leistung bei beiden Parteien, denn die Frau zeigt immer eine erheblichere Schwankungsbreite im großen Ablauf längerer Zeitspannen. Das aber hängt wieder mit divergenten Funktionen zusammen. Die körperliche Periodik der Frau ist deutlich gegeben. Neuerlich glaubt man auch eine Periodik des Mannes beobachtet zu haben. Aber wenn die Anzeichen stimmen, ist sie 23 tágig gegenüber den 28-Tage-Phasen des Weibes. Weiter hat die Frau die Möglichkeit der Gravidität und die besonders schwierigen Zeiten des Klimakteriums zu überwinden. Etwas unmittelbar Gleiches findet sich funktionell beim Manne nicht. Endlich sehen wir Unterschiede in der biologischen Struktur der Persönlichkeit, was viel mehr ist als die nur seelische

Einstellung des ganzen Menschen. Die Frau ist von Natur stärker rhythmisch eingestellt (im allgemeinen und wiederum unter Betonung der Rasse. Bei den Negern scheint es z. T. anders zu sein.). Sie ist biologisch mehr zu Expressiven gerichtet. Sie steht persönlich der Natur näher in ihrer Art, ihrem gesamten biologischen Habitus. Sie drückt ihr Inneres in entsprechender Symbolik aus, und sie fühlt sich der Natur stärker ein als der Mann. Sie ist vegetativer in ihrer Struktur, könnten wir auch sagen. Während also alle seelischen Unterschiede heute zur Nivellierung führen mögen, sehen wir hier auf dem Urboden des Sports, auf Bios, die Verhältnisse wesentlich anders liegen. Und hieraus folgern nun für den Sport ganz bestimmte wichtige Konsequenzen. Da die Geschlechter so eigenartig divergent auf biologischer (nicht nur psychologischer) Ebene erscheinen, werden ihre Eigenarten den Sport so relativisieren, daß jedes Geschlecht teils ungünstigere, teils spezielle wertvolle Wirkungen auf das Sportsganze ausübt.

Was können wir daher praktisch dazu vermerken?

Seitens der Frau finden wir etliche deutliche Nebenwirkungen, die dem Sport schwerlich von großem Vorteil sein können. Wir erwähnten oben das Prinzip der Verniedlichung der Sportarten und führten Fälle boxender Filmdiven an. Wir hätten fechtende Tanzgirls, autosportelnde Rekorddamen und vieles mehr erwähnen können, das teilweise dem Sport die falsche Note gab. Die Frau diminutierte Dinge, die im allgemeinen nur von der biologisch dafür günstigeren Konstitution des Mannes bewältigt werden. Wir können auch an das Prinzip der Hypertrophie im Sport erinnern, den Grundsatz, auf jeden Fall sich als „gleichberechtigt“ mit dem männlichen Sportgenossen zu erweisen. Hier liegen Gefahrenzonen vor, die sich bis zum monströsen Hervorbringen der jahrmarkthaften Riesenweiber versteigern können. Hieraus aber entwickelt sich im Anschluß an übersteigerte Trainingskultur auch der Garçonnetyp der Sportlerin, den man teils ablehnen, teils schließlich als apart billigen kann. Die Amazone, die Virgosportlerin — oder das Neutrum in angenäherter Gleichförmigkeit. Ein Wesen, das auch körperlich erreichte, was, wie wir hörten, seelisch aus der Bisexualität möglicher wird. Das sind Wirkungen des Geschlechtsunterschieds im Sport, die ihn relativisieren müssen. Wir wollen aber auch positiv steigernde Wirkungen erwähnen. Hierzu zähle ich die Möglichkeit des Ausbaus paritätischer Sportgebiete für Mann und Frau, in denen

sie wirklich, ohne Verzerrung der Konstitution des einen der beiden Partner, gleichmäßig sich in gesunder Weise betätigen, ja sportlich Hand in Hand arbeiten. Beispiele hierfür sind heute etwa Reiten, Tennis, Schwimmen. Es gibt noch andere Möglichkeiten. Aber das ist sicherlich ein guter Wirkungsgrad aus der Divergenz der Pole. Auch die Herausarbeitung eines Kampfes gegen das Frauenalter — parallel zum jünger bleibenden Mann — ist eine treffliche Note, die wir hier erwähnen wollen, welche aber schon zur Körperkultur mit herüberleitet.

Und der Mann?

Negativ wirkt er, indem er beispielsweise erotisierte Sportformen als aktiver „Held“ kultivieren kann. Es gibt Übergänge, bei denen leider statt Sport Sexus die innerste männliche und eben typisch maskuline Rolle spielte. Wir erwähnten die Sonnenkultur und sagten, nur der Mann sei auf die Nacktkultur gekommen. Hier ist zu erinnern, wie sich dabei auch die männliche Homosexualität oder der (immer nur männliche) Exhibitionist außerordentlich wohl fühlen kann. Das ist eine der größten Schwächen maskuliner Sportkultur. Oder jenes andere: der Kanonenkult. Niemals ist er weiblich, denn dieser Kult gilt dem Maximum, das immer naturgegeben auf seiten des Mannes im Sport liegen wird, wenn wir die absoluten Ziffern der Leistung erwarten. Hier auch jene absterbenden Sportarten, die wir als Typen roher Dynamik kritisieren mußten. Alles das dient dem männlichen Sportler als Vorwurf. Wir rechnen ihm auch die sportliche Absurdität an, vom Motorbootbrett mit Fackeln bis zum Sprung in brennenden Kleidern, um an obige herausgegriffene Beispiele zu erinnern.

Auf der anderen Seite hat der Mann in seiner spezifischen Art dem Sport (von historischen Verdiensten, die niemand abstreiten wird, wollen wir überhaupt nicht reden) einige wesentliche Inhalte geschenkt. Er ist Träger einer werdenden Sportwissenschaft; die Frau schweigt sich aus, genau wie in der Körperkultur fast durchweg. Im Sportwissenschaftsgebiet spielt sie nicht die geringste Rolle und interessanterweise auch nicht im Frauensport, der männlicher Untersuchung anheimgestellt ist, ob wir an Meßtechniken, Leistungskontrollen oder Training denken! Dem Manne verdanken wir den ausgebauten Amateursport: zur Hebung der Berufstüchtigkeit, hinsichtlich der Erfassung breiter Menschenmassen und zwecks Pflege eines gesunden Nachwuchses. Und endlich ist der Mann der Faktor,

der sich um die objektive Sportgestaltung bekümmerte, über das sportliche Feld hinaus; als Beruf, als Unterrichtsfrage, als Begriff der staatlichen Angelegenheit und im Sinne einer kulturellen Problemstellung.

Wer kann sagen, wer der bessere Partner sei, Mann oder Frau? Wer der gerechtere Freund der Sache ist, diese oder jener? Nehmen wir an, daß beide in ihrer relativen Geltung recht behalten und vergessen wir nicht, daß über allem für immer die Idee den Sieg davontragen muß!

ABSCHLUSS

Was heißt also Geist im Sport?

„Geist im Sport“ soll zunächst eine Verbindung zweier Welten andeuten, die man allzu oft wie artfremd nebeneinander wähnte. Sport ist nicht nur Leibesübung. Sport enthält geistige Werte. Sport wirkt auf den Geist durch seine eigene Art.

„Geist im Sport“ kann dabei auch abwegig werden. Der Sport mag geistige Werte und Bewußtseinsinhalte mittelbar erbringen, die wir als kulturelle Schädlinge ansehen, die wir ablehnen. In solchem Sinne wird Sport dann eine Fehlleistung menschlicher Entwicklung. Wird er ein Gebiet, das einzudämmen, abzubauen oder zu veredeln bleibt. Es finden sich negative Erscheinungen der Sportkultur.

„Geist im Sport“ soll und muß indessen viel richtiger eine wertvolle Lebensform darstellen. Eine Bereicherung in unserer Zeit, deren Gefüge als von so entscheidender Umstellung geschildert ward!

„Geist im Sport“ bedeutet hier die Möglichkeit zu individuell-seelischem Ausgleich gegenüber der beruflichen Beanspruchung und der Daseinsform der großen Städte. Geist wird dann sportlich im Sinne der Denkweise, Intelligenz, der Willenshandlung geschult oder in der spielerischen Form gefühlsmäßiger Werte frei. Und über das Individuelle hinweg bedeutet Geistiges im Sport auch für die Menge als Ganzes ein Mehr. Mögen wir an die Zuschauer oder an die Gruppenspieler denken. Ästhetische Werte aus dem Sport als Bild — erzieherische Werte aus dem Sport als Gemeinschaftsspiel waren in verschiedenster Form aufzeigbar. Und das alles differenziert nach soziologischen Vorbedingungen der Beteiligten.

Endlich aber hat „Geist im Sport“ als höchstes Ziel die Übertragung sportlicher Mentalität auf das allgemeine Leben vor Augen. Was an ethischen Werten in Selbsterziehung, Gruppenbewußtsein, Hingabe an Aufgaben, Arbeit um ein Ziel — im Sport immer wieder gefördert und im wirklich reinen Sport ständig gepflegt wird, das

soll sich wie eine selbstverständliche Basis des Charakters auch dort zeigen, wo der einzelne als Mensch und Mitschöpfer der Zeit tätig wird. Wo wir nicht mehr die besondere Ebene des Sportes vor uns sehen.

„Geist im Sport“ wird so Erziehung zum Leben; nicht nur Forderung für eine Leibespflege, sondern für die Kultur überhaupt.

LITERATURVERZEICHNIS

(Keine Lehrbücher oder Fachanweisungen, sondern Schriften allgemeinen Inhalts)

- BENARY, Der Sport als Individual- und Sozialerscheinung. Berlin 1913.
- BERTZ, Philosophie des Fahrrads. Dresden 1900.
- DIEM, Sport ist Kampf. Berlin 1923.
- DIEM, Deutsche Kampfspiele. Berlin 1922.
- DIEM, Sport-Brevier. Berlin 1921.
- FENDRICH, Der Sport, der Mensch und der Sportsmensch. Stuttgart 1914.
- GEISOW, Deutscher Sportgeist. Stuttgart 1925.
- GROOS, Das Spiel. Jena 1922.
- GROOS, Spiele der Menschen. Jena 1899.
- KRANZLER, Sport und Spiel. Hamburg 1921.
- LAZARUS, Die Reize des Spiels. Berlin 1907.
- MAETERLINCK, Gedanken über Sport und Krieg.
- PATRICK, The Psychology of Football. American Journal of Psychology, Bd. 14, 1903.
- RAKIC, Gedanken über Erziehung durch Spiel und Kunst. Archiv f. d. ges. Psychologie, Bd. 21, 1911.
- RICKMERS, Sport und Leben, „März“ 1910, Nr. 7—8.
- RISSE, Soziologie des Sports. Berlin 1921.
- SCHALLER, Das Spiel und die Spiele. Weimar 1861.
- SCHON, LESLIE, The psychology of Golf. London 1924.
- STEINITZER, H., Sport und Kultur. München 1910.
- STEINITZER, A., Körperliche Ertüchtigung durch Schule, Gemeinde und Staat. München 1918.
- SUREN, Der Mensch und die Sonne. Stuttgart 1924.
- VOIGTLÄNDER, E., Zur Phänomenologie und Psychologie des „alpinen Erlebnisses“. Zeitschrift f. angewandte Psychologie, Bd. 22, Heft 3—4, Leipzig 1923.

NAMEN- UND SACHREGISTER

Abstinenz 156.
Adoleszenz 132.
Ästhetik 26, 34, 38, 5, 6.
Akrobatik 92.
Akt, deutscher 2.
Alkohol 132, 137.
Alpinismus 63, 126, 127.
Amateur 63, 78, 121.
Amazone 172.
Anatomie 22, 34.
Androgyne 99.
Angeln 61, 127.
Antike, lebende 1.
„Arbeitsschule“ 26.
Artistik 28, 36, 121.
Asiatische Rasse 68.
Athen 158.
Automobilsport 41, 59, 78, 122,
72.
Baader 99.
Baden 41.
Ball 23, 38, 45, 16, 45.
Barfuß Tanz 62.
Baseball 47.
Basteln 107.
Beethoven 96.
„Berufspsychologie“ 26.
Berufssport 14, 64.
Bischofskonferenz 99.
Bisexualität 170, 172.
Bobfahren 59, 77.
Bode 22, 34.
Bogenschießen 51.
Bootsport 28.
Boxen 28, 41, 44, 45, 59, 63, 75,
78, 81, 32.
Brachialität 88.

Briefmarkensport 103.
Brummel 41.
Bungalow 42.
Busineß 20.

Chinesen 59.
Choreographie 18.
Christentum 12.
Common sense 21.

Dalcroze 18, 22, 34.
Damenkampf 82, 36.
Delsarte 18.
Dempsey 40, 48, 63, 25.
Desmond, Olga 16.
Diotima 158.
Diskus 23.
Duncan, Isadora 18.
Dussakfechter 74.
Dynamik 22, 35, 36.
Dynamometer 171.

Eislauf 39.
Elan 121.
Ephebentum 13
Erasmus v. R. 159.
Ergograph 171.
Erotik 81, 100, 139, 159.
Ethos 152.
Exhibitionismus 82, 173.
Exogamie 43.

Fahrradsport 45, 59, 66, 37.
Film 33, 48, 57.
Finnland 82.
Flirt 139.
Florett 23.
Flugsport 63, 66, 92, 127.
Frequenzstatik 65.

Friedrich der Große 14, 20.
Friedrichshagener Kreis 17.
Fußball 20, 41, 45, 69, 75, 76,
150, 38, 64.
Garçonnetyp 172.
Geisow 146.
Gentlemantum 15.
Geräteturnen 12, 22.
Gesang 54.
„Girl-Kultur“ 35.
Girls 21.
Goethe 12, 86, 96, 120, 160.
Golf 20, 24, 41, 58, 24.
Gotik 138.
Griechenland 12.
Griechensport 68.
Griffe, verbotene 75.
Groos 133.
Gruppenschönheit 7, 8.
Gymnastik 10, 19, 22, 30, 34,
67, 124, 125, 133, 145, 48, 56,
57.
Hahnenkampf 131.
Halbe 17.
Hall 133.
Hallensport 59.
Hart 17.
Hauptmann 79.
Hellas 12, 17, 85.
Herder 12, 160.
Heros 42, 48, 50.
Hochschule für Leibesübungen
91.
Hochsprung 39, 17.
Humanismus 43, 159.
Humboldt, W. v. 160.
Hundekampf 131.
Hunderennen 41.
Hygiene 14, 19, 71.
Impresario 64.
Industrie 19.
Infantilismus 51.
Instinkt 149.
Internationalität des Sports 70,
111.

Jahn 160.
Japaner 59.
Jeu 136.
Jiu-Jitsu 75, 33.
Johnson 34, 35.
Juden 68.
Jugendstil 17.
Jung 25.
Kajak 82.
Kanalschwimmen 93.
Kanon 126.
„Kanonenkultur“ 56.
Kant 96.
Kanu 45.
Katharsis 134.
Kitsch 84.
Kinder 57, 42, 43.
Klassik 156.
Klerus 13, 86.
Klettern 55.
Kobs 28.
Koedukation 82.
Körperbildung 96.
Körperkultur 9, 16, 19, 67, 69,
98, 133, 145.
„Körperseele“ 22.
Kollektive, das 24, 50, 80, 128,
129, 27.
Kommissionärtyp 65.
Kontemplation 126.
Korporationswesen 54.
Kraftsport 63, 66.
Kreuzworträtsel 103.
Kreuzzüge, die 13.
Krieket 24, 41, 58, 65.
Krocket 41.
Kugelwerfen 36.
Kulturmorphologie 86.
„Kulturwende“ 85.
Kurzstreckenlauf 39.
Laban 18, 22, 29, 37, 90.
Lauf 46, 47, 49, 54.
Lazarus 135.
Le Bon 61.
Leibesfeindschaft 98.

Leibniz 160.
 Leichtathletik 39, 89.
 Lenglen 40, 101.
 Lessing 12, 32.
 Liebhaberei 105.
 Lipmann 170
 Lloyd George 21.
 Looping the loop 92.
 Ludwig XIV. 14.
Männerakt 10, 14.
 Maeterlinck 79.
 Manager 64.
 Marathon 66.
 Matray 28.
 Meisterkult 44, 46.
 Meisterleistung 11, 22, 23.
 Mensendieck 18, 34, 90.
 Milenz 40.
 Militärdienstpflicht 110.
 Mittelalter 12.
 Mode 56.
 Mohammed 12.
 Motorboot 92.
 Motorik 22, 32, 35, 36, 40.
 Motorrad sport 41, 59, 92, 149,
 71.
 Müller, J. P. 19.
 Muskelhypertrophie 9.
 Muskeltum 75, 88.
Naturvolk 165.
 Nacktbewegung 17.
 Nacktkultur 38, 82, 113.
 Nation 67.
 Neger 172.
 Nietzsche 96.
 Novalis 99.
 Nurmi 37, 63, 120.
Olympische Philosophie 12, 162.
 Olympische Spiele 12, 157.
 Operette 65.
 Opium 137.
 Optimismus 122.
 Orient 157.
 Orthopädie 22.
 Ostasien 60.

Paddeln 89.
 Pädagogik 44.
 Päderastie 155.
 Pferdesport 41, 31, 40.
 Platon 153, 154, 159, 160, 161,
 162.
 Polo 20, 131.
 Prenzel 35, 48.
 Pseudosport 102.
 Psychologie, experimentelle 169.
 Pubertät 132, 171.
 Pushball 38, 39, 56, 44.
Radio 72, 103.
 Rasensport 42.
 Rasse 67, 165.
 Reißen 35, 59, 75.
 Reiten 41, 131, 173, 73.
 Reklame 57.
 Renaissance 138.
 Rennbahn 48.
 Rennfahrer 45.
 Rennsport 42.
 Revue 65.
 Rhythmik 38.
 Ringen 45, 59, 74, 75.
 Ritter 12.
 Rokoko 14, 139.
 Rollschuhlauf 59.
 Rom 153, 158.
 Romantik 12, 96.
 Rudern 63.
 Rütt 59.
 Rugby 38, 26, 70.
 Ruth 47.
Sacharoff 28.
 Sadismus 130.
 Sammeltrieb 104, 108.
 Schachspiel 145.
 Schaller 135.
 Schießsport 50.
 Schiller 96.
 Schlegel 82, 158.
 Schleiermacher 99.
 Schlittschuh 59, 75.
 „Schönheit“ 16.

Schopenhauer 96.
Schweden 19.
Schwerathletik 39, 89, 12.
Schwimmen 69, 93, 173, 13, 66,
67, 68.
Schwingen 90.
Sechstagerennen 45, 62.
Seewitz 28.
Segeln 45, 69.
Sensationslust 38.
Sent M'ahesa 35.
Sexus 139.
Sezession 17, 96.
Shaw 79.
Skandinavien 67, 82.
Skisport 39, 59, 82, 75, 76.
Sokrates 79, 159.
„Sonnenbrüder“ 17.
Sonnenkultur 96.
Sonnensport 38.
Sowjetrepublik 45.
Sparta 158.
Speerwerfen 80, 81.
Spekulation 163.
Spencer 132.
Spengler 86.
Sportfrau 82.
Sportindustrie 64.
Sportstil 150.
Spranger 26.
Sprung 34, 89, 90, 3, 15, 18, 19,
52, 53, 78.
Sprungreifen 124.
Staatswesen 156.
Stadion 12, 91.
Start 143, 58, 59, 60, 61.
Statik 22.
Stebbins 18.

Steinitzer 126.
Stierkampf 81, 30.
Surén 22, 38, 91.

Tabak 137.
Tanz 10, 19, 23, 35, 62, 69, 96.
Tanzsprung 4.
Taylor 52.
Tennigkeit 72.
Tennis 20, 28, 41, 44, 45, 58,
75, 106, 129, 173, 20, 21.
Tiersport 130.
Tiller-Girls 38.
Totemismus 42.
Trainer 64.
Training 55, 75, 91.
Trickstilistik 40.
Turnen 9, 19, 23, 30, 34, 38, 53,
67, 101, 124, 130, 133, 28, 29,
79.

Universitäten 111.
Unkultur 83.

Verkehrssport 73.

Wagner 90.
Wahlrecht 16.
Walther von der Vogelweide 13.
Wandervogel 18, 82, 96, 98.
Wasserreiten 58, 74.
Wassersport 42, 72, 92, 39.
Weltmeister 45, 76, 77, 80.
Wettbureau 64.
Wigman 18, 35, 37.
Wilde 41, 81.
Wille, Bruno 17.
Winckelmann 12, 17.
Wolzogen 17.

B Ü C H E R V O N F R I T Z G I E S E

Belletristik: Die fremde Macht. Roman. Leipzig 1911 / Der Einfaltspinsel. Skizzen. Dresden-Berlin 1919 / Der Mond der Toinette. (Einmalige Ausgabe, 1.—3. Tausend) München 1920. Vergriffen / Briefe um Sigrid. Roman. Leipzig 3. Tausend. 1922 / Wissenschaft: Das freie literarische Schaffen bei Kindern und Jugendlichen. Leipzig 1914 / Psychologische Beiträge I. Halle 1916 / Der Romantische Charakter Bd. I: Das Androgynenproblem. Halle 1919 / Psychologisches Wörterbuch. Leipzig 1920 / Handbuch psychotechnischer Eignungsprüfungen. 2. Aufl. Halle 1925 / Berufspsychologie und Arbeitsschule. Leipzig-Prag 1921 / Kinderpsychologie. München 1922 / Studienführer für Psychologie und Psychotechnik. Dessau 1922 / Psychotechnisches Praktikum. Halle 1923 / Berufspsychologische Beobachtungen im Reichstelegraphendienst. Leipzig / Das außerpersönliche Unbewußte. Braunschweig 1923/1924 / Die Lehre von den Gedankenwellen. 3. Aufl. Leipzig 1924 / Theorie der Psychotechnik. Braunschweig 1924 / Kultur und Gegenwart: Reformvorschläge, wie die Ausbildung des Akademikers in der Kunst gepflegt werden muß. (Preisgekrönter Entwurf.) Leipzig 1911 / Kulturwende (Gesammelte Satiren). Wien 1912 / Idee einer Frauendienstpflicht. Halle 1916 / Jugendhandbuch der Menschenkunde. 2. Aufl. Halle 1916 / Kulturwende (Philosophie der Technik). Halle 1916 / Körperseele. München 1924 / Girl-Kultur. München 1925

Giese-Hilker
MÄNNLICHE
KÖRPERBILDUNG

Mit 81 Abbildungen

Geheftet M. 9.— / Halbleinenband M. 11.— / Ganzleinenband M. 13.—

Dem Rekordwahn, der heute zum Schaden der Körperbewegung mehr und mehr in den Vordergrund tritt, soll hier das durchgebildete Ideal einer harmonischen Entwicklung des männlichen Körpers entgegengestellt werden. In Verbindung mit ersten Fachleuten behandeln die Verfasser den ganzen Umkreis einschlägiger Themen, wie Ästhetik des männlichen Körpers, Trainingskultur, Soziologie des Sports, Erziehungszwecke des Sports, Industrielle Sportkultur, Eignungs- und Leistungsprüfungen, Hochschulsport, männlicher Tanz u. v. a. Als Mitarbeiter seien unter anderen der Psychologe Professor Dr. Müller-Freienfels, der Generalsekretär des Deutschen Reichsausschusses für Leibesübungen Dr. Diem, der Pädagoge Univ.-Professor Dr. Alois Fischer, der Direktor der preußischen Hochschule für Leibesübungen Dr. Neuendorff, der Mediziner Univ.-Professor Dr. Schmidt, der Sporthochschullehrer Privatdozent Dr. Conrad, der Psychologe Privatdozent Dr. Schulte, der Ministerialrat Dr. Gaulhofer, der Mediziner Privatdozent Dr. Matthias genannt. Dieses erste zusammenfassende Werk kommt dem Interesse weiter Kreise entgegen. Es wendet sich an die Ausübenden, die Zuschauer und die Wissenschaft und bietet durch objektive Behandlung der einzelnen Spezialthemen und sachliche Würdigung des Für und Wider eine Übersicht über das ganze Gebiet. Ein umfangreiches und vorzügliches Abbildungsmaterial bildet eine wertvolle Ergänzung zu den einzelnen Aufsätzen.

DELPHIN-VERLAG / MÜNCHEN

WEITERE WERKE ZUR KÖRPERKULTUR

Körperseele. Gedanken über persönliche Gestaltung. Von Fritz Giese. Mit 88 Abbildungen. Geheftet M. 7.—, Pappband M. 9.—, Ganzleinenband M. 10.—, Halblederband M. 16.—

„Ein seltenes, gedankenreiches, charaktervolles Buch. Wem Körperkultur mehr bedeutet als Ertüchtigung, der greife danach. Es handelt sich hier nicht um Erziehungsprobleme, sondern um Lebensfragen. — Die Lektüre dieses Buches ist ein hoher Genuß. Sie gehört, wie die Beschäftigung mit der Körperseele selbst, zu den Erholungen, die uns der Gegenwart entheben und uns neue Lebenswerte erschließen. Die Ausstattung ist vorzüglich und auch vom künstlerischen Standpunkt erfreulich: Bilder, Schrift und Satzspiegel sind glücklich gegeneinander abgewogen.“

Univ.-Prof. Dr. R. Martin im Anthropolog. Anz.

„Für jeden, der sich für alle Fragen der Körperkulturbewegung nicht nur oberflächlich interessiert, sondern ihre grundlegende Bedeutung erkannt hat, ist dieses auch buchtechnisch hervorragend schöne Werk unentbehrlich und unendlich wertvoll.“

Stuttgarter Neues Tageblatt

Körperbildung als Kunst und Pflicht. Von F. H. Winther. Mit 116 Abbildungen. 5. Auflage. Broschiert M. 4.50, Pappband M. 5.50, Ganzleinenband M. 8.—

„Eine unendliche Fülle von Material. Ein jeder lese das Buch mit Andacht und Liebe.“

Hochschulblätter für Leibesübungen

„Das sind goldene Worte, die sich in das Herz eines jeden Sportlers tief eingraben sollten.“

Spiel und Sport

„Das gedankenvolle Buch gibt reichlich Anregungen, wozu auch die große Menge charakteristischer und schöner Bilder sehr beiträgt.“

Allgemeine Sportzeitung

Weibliche Körperbildung und Bewegungskunst. Auf Grundlage des Systems Mensendieck, herausgegeben von Fritz Giese und Hedwig Hagemann. Mit 80 Abbildungen. 3. Auflage. Broschiert M. 4.50, Pappband M. 7.—, Ganzleinenband M. 8.50, Halblederband M. 15.—

„Das Buch ist notwendig gewordene Ergänzung und ein Gegenstück zu dem weitverbreitetsten Werk der Frau Beß Mensendieck über die Körperkultur der Frau. Es ist reich mit künstlerischen Aufnahmen illustriert und bietet dem Leser wie dem Beschauer gleichmäßig Anregung und frohen Genuß.“

Literarische Neuigkeiten

„Die Aufsätze bieten so viel des Anregenden und Beliehrenden, daß man das Buch nicht ohne Genuß aus der Hand legt.“

Körper und Geist

DELPHIN-VERLAG / MÜNCHEN

Roßberg'sche Buchdruckerei, Leipzig